



Die Mecklenburgische Heimat : Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

11. Jahrgang (1918)

[Rostock]: [Verlag nicht ermittelbar], 1918

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903482380>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatschrift
für heimatliche Kultur und Aufklärung
Herausgegeben von Ernst Büschel.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

11. Jahrgang.

Januar/Februar 1918.

Nr. 1/2.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

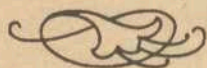
Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.


Von Major von Strang.

Der Sohn aus dem Hause eines der edelsten deutschen Fürstengeschlechter, Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, trat vor nicht langer Zeit in sein 61. Lebensjahr. — Wenn auch in aller Stille, so wendete sich doch die Teilnahme des ganzen deutschen Volkes jenem Tage zu und rief freudigen Widerhall in demselben hervor. Das Schicksal hat diesen Fürsten nicht dauernd für einen Thron bestimmt, sondern seine glänzenden Geistesgaben und Kräfte dem großen Vaterland erhalten. Zweimal durfte er seine hervorragenden Fähigkeiten als Regent betätigen. Gelegentlich der Regentschaft in seiner Heimat und auf dem braunschweigischen Thron.

Auf diesem wurde er zum Ehrendoktor der Technischen Hochschule zu Braunschweig ernannt, und in Anerkennung seiner Verdienste um die deutschen Kolonien stellte ihn der Kaiser à la suite der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Auch in dieser ernsten und schweren Zeit hat er erneut einen der Beweise seiner Fürsorge für das nationale Empfinden erbracht, indem er das dornenvolle Ehrenamt eines Ehrenvorsitzenden der neu begründeten Deutschen Vaterlandspartei übernahm. Am rühmlichsten bekannt im deutschen Volke aber sind wohl die großen und bleibenden Verdienste, die der hohe Herr sich als Beschützer und Förderer der Entwicklung unserer überseeischen Kolonien erworben hat. Eine lange Reihe von Aufgaben und Problemen verdankt ihre Erörterung und Lösung seiner Initiative. Da ist in erster Linie zu nennen die Bewegung gegen den ungerecht leichten und schnellen Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit, die dem erlauchten Herrn besonders am Herzen lag. Wenn die deutschen Siedler in Südwestafrika, und die deutschen Kaufleute im ostasiatischen Pachtgebiet für ihre Frauen freie Uebersahrt bekamen, so dankten sie es der Deutschen Kolonialgesellschaft und ihrem Präsidenten, der es erreichte, daß Mittel für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wurden. Auf seine Anregung erfolgte die Begründung der Abteilungen in den deutschen Schutzgebieten, während lange

Jahre hindurch nur in Afrika sich die Kolonialfreunde zusammengeschlossen hatten. Wie innigen Anteil der erlauchte Herzog an der Vergrößerung und Erweiterung der Kolonialgesellschaft hatte, zeigten deren rasch anschwellende Mitgliederzahlen. Zu Ende 1894 bestanden 240 Abteilungen mit 16 500 Mitgliedern, während bis 1915 439 Abteilungen mit 42 300 Mitgliedern entstanden waren. Bis zur Aufhebung des Kolonialrates war er Mitglied desselben. Als membre effectif des institut colonial international hat er, der auf ihn gefallenen Wahl Folge leistend, den Verhandlungen in Berlin 1894 und 1897 in Wiesbaden präsidiert. Seit 1912 ist er Protektor des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, während die Herzogin den Vorsitz des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien führt. Zahlen beweisen, aber sie beweisen nicht alles. Welch starke Arbeitslast auf den Schultern des hohen Herrn ruht, vermögen nicht einmal die Kolonialpolitiker und Schriftsteller zu ermessen, die ihre Gedanken, Wünsche und Hoffnungen schriftlich nach Wiligrad senden und immer ausführliche und baldige Antwort erhalten. Aber nicht nur um den Ausbau der Kolonialgesellschaft war es Se. Hoheit zu tun. Neben demselben kamen so viele bedeutungsvollere Fragen auf kolonialpolitischem und kolonialwirtschaftlichem Gebiet in Betracht, dazu die überseeischen Interessen, denen sich die Kolonialgesellschaft annehmen soll. Ihrem hohen Präsidenten dankt dieselbe daher mit dem herzlichsten Wunsch, daß es Hochdemselben noch lange beschieden sein möge, an der Spitze ihrer Tätigkeit zu walten. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo sich die Geschicke unserer trans-ozeanischen Besitzungen entscheiden und am Tisch der Friedensverhandlungen eine neue Gestalt erhalten werden, darf man hoffen, daß Herzog Johann Albrecht seine erprobte Kraft und seinen Einfluß daransetzen wird, die Entwicklung unseres Kolonialwesens und Deutschlands kolonialer Interessen in einer Richtung zu fördern, welche sein sicherer Blick für die erspriesslichste hält. Unter seiner Beteiligung werden uns nach den ruhmvollen Siegen unserer Waffen in Europa bedeutende, erweiterte Aufgaben zur Begründung eines großzügigen Kolonialreiches gestellt sein. Jetzt fest zusammenstehen, den Blick zuversichtlich und mutvoll aus den Kämpfen der Gegenwart auf die Arbeit der Zukunft gerichtet! Das wird der schönste Dank bleiben, den das deutsche Volk dem hochgeehrten und verehrten Kolonialherzog darbringen kann.






Neujahrsgedanken 1918.

Wir trogten im Sommer dem Sonnenbrand,
Im Winter dem frostigsten Wetter,
Wir hielten dem schlechten Klima stand,
Trotz Mühen und Bergesgefletter
Wir hielten aus in Hitze und Naß,
Wir, Führer und Leute vom Athanaß.

Es ließ uns der Feind aus manchem Rohr,
Des Todes Gefahren kosten.
Und flog uns das Eisen auch öfters um's Ohr,
Wir standen getreulich auf Posten.
Wir lachten der Feinde Zorn und Haß,
Wir, Führer und Leute vom Athanaß.

Und wie wir das Jahr, das verstrichen, gelebt,
In all' den schwierigen Lagen,
So sind wir auch für das neue bestrebt,
Voll Mut und voll Frohsinn zu wagen
Vielleicht bring't's den Frieden, — das wäre ein Spaß,
Den Führern und Leuten vom Athanaß.

Hermann Renner, 3. St. in Mazedonien.



Eine Auferstehungsgeschichte.

Erzählung von Franz Barden.

Eine der merkwürdigsten Geschichten, die der Weltkrieg hervorbrachte, dürfte die folgende sein.

Sie trug sich zu in einem größeren Dorfe unweit der Wasserkaute. Bei Sturm hören die Bewohner das Orgelgebrause der tosenden Wogen, und von einem Hügel aus können sie die gigantischen Türme einer großen Stadt emporstarren sehen.

Als der blaue Flieder an seinem Backofen hinten im Garten blühte, kam der Erbpächtersohn Fritz Schmidt von der Garnison, wo er ausgebildet war,

herüber, um Abschied zu nehmen. Noch einmal ging er das ganze Gehöft an der Seite seines Vaters durch und guckte in alle Ställe. Er streichelte den Pferden den Hals und gab der bunten Kuh, genannt Stine, einen Lebwohlklapps. Er zählte die munteren Ferkel in ihrer kleinen Bucht noch einmal über und ebenso die Schar der Gänse, die sich an und auf dem Wasserpfuhl des Gehöftes tummelte.

Dann küßte er seine schon ergrauten Eltern, von denen er über kurz oder lang die Stelle ererben sollte, herzte seinen zweijährigen Jungen und schritt in Begleitung seiner blonden, schlanken Frau aus dem Dorfe hinaus.

Während die Sonne tief im Westen langsam von Erde und Meer schied, nahmen auch die beiden Abschied von einander.

„Zergräme dich nicht, Johanna, wenn ich nicht wiederkomme,“ sagte er tapfer. „Ich hoffe ja, daß der Tod an mir vorübergeht, aber doch; das Schicksal ist unergründlich. Tausende müssen ihr Blut auf dem Altar des Vaterlandes opfern, warum nicht auch ich? Gott wird dich nicht verlassen. Erziehe mir den Jungen mit aller Sorgfalt, damit er dir ein Trost fürs Leben ist. Wie Gott will, so laß uns auch wollen. Du kennst ja den schönen Vers, den wir bei unserer Trauung gesungen haben: Es kann mir nichts geschehen, Als was Gott hat ersehen, Und was mir selig ist. Darum zergräme dich nicht, wenn meine Wiederkehr nicht in Gottes Buch geschrieben steht.“

Bevor der aufwärtssteigende Weg in den Buchenwald einlief, drehte er sich noch einmal um. Dort lag verklärt von dem letzten Abendrot sein Heimatdorf. Wie ein Wächter Gottes blickte feierlich und ernst der Kirchturm auf die Stein- und Strohdächer herunter. Rechts von dem Turm grüßte ihn zum letzten Mal der verwitterte Giebel seines Elternhauses mit dem Storchnest darauf. Im Hintergrunde glänzte der unendliche Spiegel seiner geliebten Ostsee.

Dann umarmte er seine weinende Frau und verschwand im Dunkel des Waldes.

Als die Sonnenblumen vor den grüngestrichenen Fenstern der Schmidtschen Bauernstelle ihr prächtiges goldiges Haupt im Winde wiegten, lag Frits bereits in Rußlands Erde begraben.

Johanna kam gerade mit einem vollen Milcheimer aus dem Stall, als der Postbote am Dunghaufen des Hofes vorbei auf die große Diele trat und ihr in Gestalt eines Briefes die Unglücksfunde übermittelte, die aus dem Feldlazarett vom Stabsarzt kam.

Nachdem sie das Schreiben aufgerissen und die ersten Zeilen durchlesen hatte, erschraf sie so sehr, daß sie den neben ihr stehenden Eimer umstieß. Ein weißes Meer bildete sich auf dem unebenen Lehm Boden. Von der Abseite sprang der schwarzgelbe Kater, der im Heu gelegen hatte, herunter, vom Hofe stürzte der Haushund herbei, um in dem Ueberfluß zu schlucken. Für diese war das Unglück ein Höhepunkt des Glückes.

Johanna aber richtete nicht einmal den Eimer wieder auf. Sie warnte in die Stube, wo ihre Schwiegermutter Kartoffelsäcke ausbesserte, jammerte: „Frits ist tot!“ und weinte dann mit der Alten zusammen strömende Tränen.

Als der Bauer mit seinen Pferden vom Acker kam, war unter seinem grünbemosten, sonst so friedlichen Dach die Wehklage und das bittere Herzeleid eingezogen.

Fritz Schmidt war schon das fünfte Blutopfer, das der grausame Krieg von dem Dorfe gefordert hatte. Ein Büdnersohn hatte sein Grab in der Tiefe der Nordsee gefunden, ein Arbeiter, Vater von acht Kindern, auf den Höhen der Vogesen, von deren Dasein er vor dem Kriege nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Der zweite Sohn des Schusters war in Frankreich halbtot aus seinem verschütteten Unterstand herausgegraben worden und gleich danach gestorben, ohne noch ein Wort zu sagen. Einen vierzigjährigen Häusler hatte der Typhus in Ostpreußen dahingerafft. Und nun lief die Nachricht vom Tode des blühenden und allgemein beliebten Erbpächtersohnes durch die Häuser. Mancher las in den nächsten Tagen mit wehmütiger Rührung den Nachruf in der Zeitung:

Geflossen ist Dein junges Blut,
Für uns warst Du zu gut.
Dich deckt nun Rußlands Erde zu,
Nun ruhe sanft in stillem Frieden.
Auf Erden sind wir zwar geschieden,
Doch im Himmel gibt's ein Wiedersehn.

Johanna dachte täglich an die Abschiedsmahnung ihres Mannes: „Zergräm' Dich nicht,“ aber sie zergränte sich doch.

Die Schwiegereltern trugen ihr Kreuz mit der Weisheit des Alters und mit frommer Ergebung. Der Alte verwaltete seit mehr als zwanzig Jahren das Amt eines Kirchenjuraten. Er trug während des Hauptgesanges den Klingelbeutel mit Würde durch die Reihen und zählte am Schlusse des Gottesdienstes in der Sakristei mit dem Pastor zusammen die eingesammelten Geldstücke. Während der Geistliche dann die Zahl notierte, als maßgebend für die Zahl der erwachsenen Kirchenbesucher, schob Schmidt die Münzen — meist Pfennige, wenn nicht gerade ein Gutsbesitzer in seinem wohlgeschmückten Gestühl gefessen hatte — durch die Tischrinne in die darunter befindliche Schublade.

Wenn sein Sonntag heran war, dann war auch der Alte auf seinem Posten, mochte der Schnee draußen fußhoch liegen oder der Sturm Bäume umreißen. Er war fest gegründet im Evangelium. Daher tröstete er sich auch jetzt in seinem Leid mit der Zuversicht auf Gott, der stets Gedanken des Friedens über die Seinen hat und nicht des Leides.

Auch seine Frau faßte sich allmählich und wies den Kummer in seine rechten Schranken zurück. Auch blieben ihnen zum Trost noch zwei Kinder, Töchter, die auf benachbarten Dörfern verheiratet waren und gute Männer und gesunde Kinder hatten.

Johanna dagegen verblühte fast so schnell wie die Sonnenblumen im Garten; gleich einem Wurm fraß der Gram an ihrer Lebenskraft. Sonst so geschäftig und rührig, ein Muster von Fleiß, ihrer Schwiegermutter rechte

Hand in der Wirtschaft, ja, mehr als das, versiel sie jetzt immer mehr in Trübsinn, in eine dumpfe, gleichgültige Schlassheit. Selbst ihr kleiner Junge vermochte sie nicht aufzuheitern. Keine Arbeit hatte mehr einen Reiz für sie, weder in der Küche noch im Stall. Stundenlang konnte sie vor sich hinbrüten. Sie merkte es nicht, wenn der Junge aus der Tür gelaufen war. Sie mußte erst von der Schwiegermutter angestoßen werden, wenn's Zeit war, die Schweine zu füttern, die Kühe zu melken, den Hühnerstall zu schließen. Mit Kopfschütteln betrachteten die Alten ihr verändertes Gebahren.

Sie kriegten den Pastor auf, seinen Trostbesuch öfter zu wiederholen.

Der weißbärtige Herr kam jede Woche einmal mit dem Krüdstock in der Hand, mit Liebe im Herzen und mit den schönsten Bibelsprüchen auf den Lippen. Sie hörte ihn auch ohne Widerrede an, sie erhob keine leidenschaftliche Anklage gegen Gott, wie es der Geisliche auch schon in seiner Gemeinde erlebt hatte, aber von einem wirklichen Erfolg seiner Bemühungen war nichts zu spüren. Ihr Gesicht blieb starr, ihre Antwort einsilbig, ihr Wesen verschlossen.

Den Brief vom Lazarettarzt las sie jeden Tag wenigstens dreimal. Dabei weinte sie und schluchzte: „Wenn ich ihn wenigstens hier hätte! wenn sein Grab auf unserm Kirchhof wäre und ich könnte es besuchen und schmücken! das wäre doch ein Trost. Aber nun liegt er in fremdem Lande, tausend und mehr Meilen von hier. O Fritz, mein guter Fritz, wie soll ich das ertragen!“

Auch die Eltern, vor allem die Mutter, hätte den Toten gern in ihrem vergitterten, von vier eisenumschlungenen Eichen malerisch eingefassten Erbbeergräbnis gehabt. Aber der Ueberführung standen doch allzu große Schwierigkeiten entgegen, vor allem die Kosten. Tausend Mark und mehr, das war auch für einen Erbpächter eine Ausgabe, die gründlich bedacht werden wollte. Und schließlich — lebendig wurde der Gefallene ja auch in der Heimat nicht wieder, tot blieb tot, Grab dort — und Grab hier.

Sie suchten darum Johanna von ihrer Idee abzubringen.

Ihr einziger Verwandte im Dorfe, der Schulze, ihr Vetter Graaf, brachte ihr eines Tages eine Zeitschrift, die er hielt. Darin war ein deutscher Prinz abgebildet, der auf dem Schlachtfelde den Heldentod gestorben war. Ausdrücklich hatte er in seinen gesunden Tagen den Wunsch ausgesprochen, er wolle im Falle seines Todes nicht in die Heimat gebracht, sondern unter seinen Kameraden beerdigt werden. Und so war es geschehen.

„Siehst du wohl,“ sagte der Vetter, „so denken selbst die Fürsten. Darum laß deinen Fritz nur getrost in Rußland. Er schläft dort ebenso gut wie bei unserer Kirche.“

Auch der Pastor nahm sich der Sache an, sogar von der Kanzel aus.

Als er Johanna einmal im Kirchstuhl erblickte, redete er, obwohl es in seine Predigt kaum hineinpaßte, mit sehr eindringlichen Worten davon, daß die Gefallenen, die ihr Grab fern von der Heimat gefunden hätten, dort ebenso in Gott ruhten, wie zu Hause. Die Erde sei überall des Herrn. Auch sei es ja nur der vergängliche, zu Staub zerfallene Leib, der ins Grab gesenkt wäre. Im Grunde käme es doch lediglich darauf an, wo die unsterbliche Seele sei,

und die sei, wo es sich um gläubige Christen handle, bei Gott im seligen Himmelreich. Darum sollten sich die Angehörigen der Gefallenen nicht einer falschen Gefühligkeit die am Irdischen hänge, hingeben.

Aber so schön und treffend er auch nach der Meinung aller gesprochen hatte, Johanna stimmte immer wieder ihre alte Wehklage an: „Könnst' ich dein Grab besuchen! läge er auf unserm Kirchhof! dann würde mein Gemüt Ruhe haben.“

So oft sie aus der Kirche kam, tat sie's nicht anders, sie ging seitwärts zwischen den Gräbern hindurch nach dem Erbbegräbnis. Dort schaute sie auf die noch leeren Plätze und seufzte: „Hier möchte ich meinen geliebten Mann haben, hier und nirgend anderswo.“

Das war ein trübseiger Winter für die Familie Schmidt. Sonst war's trotz allen Schneetreibens und Sturmgeheuls und trotz aller Eiszapfen am Dachrand immer recht gemütlich in dem alten Bauernhause gewesen. Auch jetzt war der braune Kachelofen in der Wohnstube heiß und der Rauchfang über der Diele strömte von prächtigen Schinken und langen und runden Würsten. Es fehlte weder an Heizung noch an nahrhaften Eßwaren. Die armen Stadtbewohner hatten's viel schlechter und beneideten jetzt die Landleute, auf die sie sonst wohl hochmütig herabgesehen hatten.

Aber Johannas Schwermut verbannte den Geist fröhlicher Behaglichkeit Selbst der kleine Karl, der lebenslustige Hans, wie er nach seinem Großvater hieß, konnte mit seinem drolligen Wesen die Sachlage nicht wesentlich bessern. Ja, er hatte oft selber mit zu leiden unter der düsteren Stimmung seiner Mutter und bekam manchen Klapps, der ihm sonst erspart geblieben wäre.

Wochenlang war das Ufer des Meeres mit einem breiten Eisgürtel bepanzert, aber die Eiskruste um Johannas Herz war noch dicker und beharrlicher. Ueber das schneebedeckte Dorf flogen schwarze Krähen und weiße Möwen und ließen ihre eintönigen Rotschreie hören, aber die Stimmen in der Brust der jungen Witwe klangen noch rauher und disharmonischer. Im Walde hatte der Sturm manchen hohen Baum herausgerissen, so daß er jämmerlich mit zerbrochenen Gliedern am Boden lag, aber auch der Lebensbaum Johannas schien fast entwurzelt zu sein. Ihr schmeckte nicht mehr Eßen noch Trinken.

Als die ersten Staare vor den Fenstern flöteten, sagte der Bauer eines Morgens zu seiner Frau: „Wenn's mit unserer Schwiegertochter nicht anders wird, dann liegt sie auch bald unter der Erde, eine halbe Leiche ist sie schon. Was hilft's! Wir müssen ihr ihren Willen tun und unseren Frix aus Rußland herbeischaffen. Besser, wir geben das Geld her, als daß wir sie selber verlieren. Ich will heute noch mit Graaf reden. Er hat mir schon früher zugesagt, daß er die Sache in die Hand nehmen wollte, wenn's durchaus sein müßte. Wenn wir nur das Geld geben, das andere macht er. Er ist geschickter und erfahrener als ich und dazu auch die Dorfobrigkeit.“

Seine Frau sprach ihm ihre Zustimmung aus.

Sie eilte sofort zu Johanna, die ihren Jungen ankleidete, und sagte: „Du sollst nun Frixens Grab auf unserm Kirchhof haben. Vater läßt seine

Leiche überführen. Auch ich freue mich. Nun darfst du dich aber nicht mehr zergrämen.“

Am Mittag aß Johanna nach langer Zeit zum ersten Mal wieder mit Appetit, gerade als ob Fritz in nächster Zeit lebendig aus Rußland wiederkehre. Und es war doch nur seine Leiche.

Der Schulze bewies allen Eifer in der Angelegenheit.

Nach einigen Wochen hatte er von den zuständigen Militärbehörden die Erlaubnis zur Ueberführung erwirkt. Dann beauftragte er eine Berliner Firma mit dem Transport, und endlich setzte er sich selber auf die Bahn und fuhr Tag und Nacht, bis er ermüdet von der Reise an seinem Ziele, einer kleinen Stadt im russischen Polen, ausstieg.

Fritz Schmidt war nach einem blutigen Gefecht, das auch für die Deutschen verlustreich gewesen, am andern Tage im Walde von Sanitätern, die nach Verwundeten und Gefallenen suchten, aufgefunden worden. An einem Wassergraben zwischen hohen Baumwurzeln hatte er gelegen. Er war bewußtlos, nur sein lautes Stöhnen hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Auch war er gründlich ausgeplündert, sei es von feindlichen Soldaten oder von Andern. Geldbeutel, Fingerring — alles fehlte. Seine Verwundung bestand in einem Bauchschuß. Erst im Lazarett kam er wieder zu sich, aber nur auf einige Augenblicke.

Auf Befragen stammelte er einige Antworten, darunter seinen Namen, dann verdunkelte sich sein Geist wieder, und nach einer halben Stunde hatte er ausgelitten.

Er wurde mit zwei andern zugleich beerdigt, doch bekam jeder sein besonderes Grab. Ein kleines Birkenkreuz mit einem Namentäfelchen daran schmückte seinen Hügel.

Dies alles hatte der Lazarettarzt in seinem Briefe der Frau des Gefallenen mitgeteilt.

Nun mußte der Tote, nachdem er ein halbes Jahr in Frieden zwischen andern Helden geruht hatte, eines Morgens wieder ans Tageslicht.

Der Schulze Graaf entsetzte sich nicht wenig, als er die Leiche in dem geöffneten Sarge anschaute. So schauerlich und geradezu widerwärtig hatte er sich den Anblick nicht gedacht. Schon hatten die Kräfte der Verwesung das Angesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Eine fast ungegliederte Fäulnismasse sandte ihm ihren scheußlichen Geruch entgegen, so daß er den Kopf abwandte und froh war, als die Umbettung des Toten vollzogen war.

Während der ganzen Rückfahrt mußte er denken: Hätt' ich das geahnt, nun und nimmer hätte ich mich auf die Reise eingelassen, mit Händen und Füßen hätte ich gegen die Ausgrabung protestiert. Den Anblick hätte Johanna haben müssen, dann wär' es mit ihren sentimentalen Gefühlen aber gründlich vorbei gewesen. Wie ein Unrecht kommt es mir vor, daß wir dem Toten seinen Frieden störten. Na, nun ist's einmal geschehen. Das einzige Vernünftige ist, ich lasse mir mit keiner Silbe etwas davon merken, wie schrecklich und grauenhaft

es war, sonst ist der ganze Zweck der Uebersführung versucht, und mit Johannas Trübsinn wird's nicht besser, sondern schlimmer.

Es war in der Freudenzeit.

In den Kirchen wurde von der Auferstehung Christi gepredigt und gesungen, und draußen stand die Natur mit Jubelschall aus ihrem Winterschlafe auf. Auch der Tote war aus seinem Grabe auferstanden, aber nur, um im Zinksarge an einen andern Ort der Erdoberfläche zu reisen und dort aufs neue ins Grab zu sinken.

Durch den geheimnisvollen, aus noch splitter nackten Buchen und ewiggrauen Fichten gemischten Wald bewegte sich an einem Mittag ein kurzer Leichenzug, der von der Station kam, auf das Dorf zu. Mit schwarzen Bruntbüschel auf dem Kopf, verummt mit schwarzen Decken, die feierlich bis auf die Erde hinabhingen und auch das Gesicht zum Teil verhüllten, schritten die beiden Rosse dahin. Auf dem offenen, mit einem reichgezirten Dach bekrönten Wagen stand der mächtige, mit einem Kranze geschmückte Sarg. Der Wagenlenker thronte oben wie ein Triumphator. Zur Seite schritten die Träger, und dahinter folgte eine Kutsche mit dem Schulzen und Johanna, die es sich nicht hatte nehmen lassen, ihren toten Mann von der Bahn zuholen.

Neugierig lugte ein Eichkätzchen von einer hohen Fichte am Begrande herunter, sprang aber erschreckt davon, als der Kutscher zufällig dem rechten Pferd eins mit der Peitsche versetzte. Ein wildes Kaninchen, das über den Weg wollte, erblickte verdutzt den herannahenden seltsamen Zug und machte schleunigst feht. Wer konnte es wissen, was für Gefahren hier drohten? In der Ferne gurrte selbstzufrieden eine Holztaube in schwindelnd hohem Geäst. Zuweilen ließ ein Holzhäher seinen höhnischen Schrei vernehmen.

Am Ausgange des Waldes gedachte Johanna daran, daß sie vor fast einem Jahr hier Abschied von Fritz genommen. Wie auf der Station als sie zuerst den Sarg erblickte, flossen auch hier ihre Tränen.

Aber wenn auch tot, so hatte sie ihn doch wieder, und nun wollte sie seine Mahnung „zergräme dich nicht“ besser befolgen als bisher.

Jetzt drang Geläute vom Kirchturm herüber. Der Tote hatte die Feldmark des Dorfes erreicht und wurde alter Sitte gemäß von den ehernen Stimmen der Glocken begrüßt und dann begleitet.

Der Flachshaarige Junge, der neben seinem Vater im Turm stand, hatte mit seinen scharfen Augen gut aufgepaßt.

Auf der Wiese im Dorf stolzierten zwei Störche; unsere Staare, die an den Häuserwänden ihre Kästen hatten, jagten durch die Weiden und Pappeln am Wege. Auch die ersten Schwalben schossen durch die sonnigen Lüfte. Sie alle waren glücklich und wohlbehalten aus der fernen Fremde zurückgekehrt in ihr geliebtes Dorf am Ostseestrand, alle Gefahren hatten sie überstanden, nur Fritz Schmidt kam als Leiche zurück. So dachte der Schulze, darum mußte er bei sich sprechen: „Am besten wär's, er wäre überhaupt nicht zurückgekehrt. Johanna sollte nur einmal hineingucken in den Sarg vor ihr — hu, hu! Aber nur bloß nichts verraten und ihre Einbildung nicht stören!“

Fritz habe noch ganz gut ausgesehen und einen sehr friedlichen Gesichtsausdruck gehabt, hatte er ihr vorgeredet, als sie ihn genauer nach dem Hergang der Ausgrabung gefragt hatte.

Am Eingange des Dorfes bei dem Gänse- und Ententeich harrte bereits das halbe Dorf und mehr des Toten. Der Pastor und der Rüster mit den Chorknaben vor sich stellten sich an die Spitze des Zuges. Die Jungen mit ihren langen talarähnlichen Mänteln und ihren Baretts sahen aus wie kleine Pastoren. Sie gingen zu zweien, nur der größte schritt allein voran. Er trug ein langes, schwarzes Holzkreuz in den Händen.

Rüster und Chorknaben stimmten an „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Wohl lautend und herzbeweglich klang der Gesang, denn der Rüster war ein musikalischer Mann und wehrte bei seinen Schülern allem Schreien und allem Schnörkelfingen, wie man es auf den Dörfern sonst oft zu hören bekommt.

Hinter dem Sarge aber folgten in zwei langen Reihen hohe Zylinder und lange, schwarze Röcke. Die dazu gehörigen Männer hatten zumeist einen gebeugten Rücken und graue Haare, denn die Blüte der Jugend und Männlichkeit stand ja draußen an den Fronten oder anderswo wo im Dienste des Vaterlandes. Was aber sonst im Dorf lebte und webte, das lief entweder an der Seite nebenher oder stand an den Hofstören und Haustüren. Manche Frau und Großmutter wischte sich die Tränen ab.

Vor dem Kirchhof wurde der Sarg vom Wagen gehoben und dann getragen. Rüster und Chor sangen „Nun laßt uns den Leib begraben.“

Rottfelsen und Goldammern und andere geflügelte Kirchhofbewohner flogen um den Zug und sangen die schwermütige, edle Melodie in ihrer Art mit.

Der Sarg wurde zunächst um den Kirchhof herumgetragen. In den Gesang mischte sich ohrbetäubend das Geläute, das aus den niederen Schallöchern des Turmes herunterquoll. Mit heftigem Gebell stürzte der große Hund von dem Schmidtschen Gehöfte herbei, als müßte auch er seinen heimgekommenen Herrn begrüßen. Aber die Dorfleute hatten gute Nerven und ließen sich in ihren feierlichen Gefühlen durchaus nicht stören.

In der kleinen Kirche, wo die Mutter des Toten und andere Frauen bereits mit Taschentüchern in den Händen eine Stunde lang auf den Bänken hockten und ihre Füße auf den nackten Steinen kalt werden fühlten, fand eine erhebende Feier statt.

Der korpulente Pastor, der seit zehn Jahren nur noch seine alten Leichenpredigten mit einigen neuen Gliedern darauf hielt, hatte eine funkelnagelneue Rede ausgearbeitet. Obwohl er von der Ueberführung der Leiche abgeraten, so riß ihn doch jetzt, wo die Sache einmal geschehen war, die patriotische Begeisterung hin. Ein wahrer Feuerstrom war in seine Seele gefahren, und als er seinen Mund aufthat, da schien es, als hätte er sich um gut zwanzig Jahre verjüngt. So viel Kraft und Trost war seit langem nicht von ihm ausgegangen. Als er mit der Auferstehung der Toten und dem ewigen Leben

schloß, leuchteten alle Angesichter von einem überirdischen Glanze, nicht am wenigsten Johanna und Mutter Schmidt.

Ein leichter Regen fiel vom plötzlich bedeckten Himmel, als der Zug sich nach der Schmidtschen Erbbegräbnisstelle begab. Aber kaum war der Sarg in die Gruft gelassen, so kam die Sonne wieder hervor.

Der Geistliche sprach die Beerdigungsformel und warf drei Hände voll Erde auf den Sargdeckel. Die Angehörigen griffen ebenfalls in den Sand, den ein Totengräber ihnen auf der Schaufel hinhielt, und streuten ihn als letzten Gruß in das Grab. Dann nahmen die Träger den Spaten und schaufelten tapfer, bis der Sargdeckel bedeckt war. Der Pastor betete, nachdem die Männer ihr Haupt entblößt hatten, das Vaterunser und sprach den Segen.

Damit war die Zeremonie zu Ende.

Der Geistliche drückte Johanna und den Alten noch einmal die Hand.

Der Schulze sagte zu Johanna: „Nun darfst du dich aber nicht mehr abhärten.“

Auch mancher andere trat hinzu.

Der Rüster aber sang im Fortgehen mit seinen Jungen: Nun lassen wir ihn ruhig schlafen.

Und da — da auf einmal geschah das Wunder, das unerhörte: Der Tote stand auf. Ja, nicht bloß das: Er kam sogar mit hastigen Schritten von der Eingangspforte her den breiten Steig entlang.

Der lange Junge, der das Kreuz trug, erkannte ihn zuerst und prallte zurück. Er schrie mitten im Gesange auf: „Da ist er ja!“

Der etwas kurzsichtige Rüster vermutete einen Unfug und wollte schon ärgerlich werden, aber er kam nicht dazu. Denn nun schrieen sie alle: „Der Tote! der Tote!“ und drängten sich ängstlich um ihn, mit der Hand auf die heranschreitende Gestalt zeigend.

Da erkannte ihn endlich der Rüster und rief: „Herrgott — wahrhaftig ja — der Tote — Fritz Schmidt! Aber was ist denn das?“

Das Geschrei alarmierte die ganze Trauerversammlung. Ein Blick auf den herankommenden Fremden im Feldgrau — und wie von einem jähen Blitz gelähmt, standen sie da, Männer und Frauen, Pastor und Träger. Ein Engel vom Himmel hätte kein größeres Erstaunen erwecken können. Ja, wäre der Tote direkt aus dem Grabe gekommen und hätte sich die Erde abgeschüttelt, die Wirkung wäre nicht stärker gewesen.

Nach den ersten Sekunden sprachlosen Schreckens erschollen Ausrufe grenzenloser Bewunderung, dazwischen Angstschreie.

Aber schon begann der Tote, der gar nicht nach dem Grab aussah und sich den Schweiß abwischte, seinen Mund aufzutun.

„Was in aller Welt geht denn hier vor?“ rief er, indem er quer über einige verfallene Hügel herüber kam. „Da sagt mir soeben eine Frau im Dorfe, daß ich hier beerdigt werde, nachdem man mich in Rußland ausgegraben hat. Das ist ja eine schöne Geschichte! Ordentlich gelaufen bin ich.“

„Aber wo kommen Sie denn her?“ rief der Pastor, der zuerst seinen gesunden Verstand wieder kriegte, mit aufgehobenen Armen und trat ihm einige Schritte entgegen.

„Von Rostock komme ich, Herr Pastor, mit der Bahn.“

„Von Rostock?“ hallte jetzt die atemlose Frage von mehr als fünf Stimmen.

„Nun gewiß, von Rostock. Genauer genommen von Rußland aus der Gefangenschaft.“

„Von Rußland aus der Gefangenschaft?“ wiederholte ein ganzer Chor.

In immer mehr Köpfen begann es zu dämmern.

„Ausgetauscht bin ich als Kriegs-Invalide,“ fuhr er fort, „just so wie viele andere auch. Mein linkes Auge ist dahin für immer. Was tut's, da ich sonst gesund bin?“

Er trat auf seine Angehörigen zu.

„Guten Tag, Vater, guten Tag, Mutter, was macht ihr denn? Und du, Johanna? So komm doch wieder zu dir. Ich bin's ja, dein Mann. Faß mich doch an und überzeuge dich, daß ich wirklich noch lebe. Was habt ihr nur angestellt, daß ihr mich hier ins Grab legt. Wie war solch ein Irrtum möglich? Habt ihr denn meine Karten und Briefe aus Sibirien nicht erhalten?“

„Nichts haben wir erhalten,“ schluchzte Johanna, während sie an seinem Halse hing.

„Auch keinen Buchstaben, nicht das kleinste Lebenszeichen,“ antwortete Mutter, indem sie Freudentränen weinte.

„Statt dessen,“ rief der Vater, „schrieb uns der Lazarettarzt, du wärest verwundet und gestorben und begraben.“

„Ja, das mußten wir doch glauben, Fritz,“ fügte der Schulze hinzu. „Und dein Name stand doch auch auf dem Grab. Ich hab' ihn ja mit eigenen Augen gelesen, als wir uns an die Ausgrabung machten.“

„Er ist nämlich persönlich hin gewesen,“ erklärte Vater, „um die Leiche hierher zu überführen.“

„Das ist ja gewiß alles dankenswert,“ sagte Fritz nachdenklich und mit einem Blick auf das Grab. „Aber wie war denn solche Verwechselung nur möglich? Und wer kann der arme Tote nur sein?“

„Du sagtest doch,“ wandte sich Johanna an ihren Vetter mit mißtrauischen Blicken, „der Sarg wäre dort geöffnet, und du hättest Fritzchen ganz deutlich wieder erkannt.“

Graaf wurde rot.

Ja, ja, natürlich ist der Sarg auch geöffnet. Ich glaubte auch ganz gewiß, es wäre unser Fritz — aber — etwas verschwommen und entstellt war die Leiche — das könnt ihr euch ja denken bei der langen Zeit. Ich wollt' es man nicht sagen.“

„Jetzt hab' ich das Rätsel halbwegs gelöst,“ sagte Fritz. „In meiner Kompagnie waren noch zwei Kameraden, die ebenfalls Fritz Schmidt hießen. Einer von diesen wird es wohl sein. Vielleicht bringen wir es später noch

heraus. Nun aber wollen wir uns des Widersehens freuen und Gott danken, der mich wider euer Erwarten glücklich in die Heimat zurückgeführt hat."

"Das wollen wir, mein lieber Freund", sagte der Pastor und reichte ihm die Hand. "Das ist ja das reine Auferstehungswunder mit Ihnen, nur in etwas anderer Form als bei Lazarus. Gott hat die Traurigkeit Ihrer Lieben in Freude verkehrt. Besonders Ihre Frau hat unsäglich unter ihrem Gram gelitten. Wir alle konnten sie nicht trösten und waren manchmal fast böse auf sie. Nun hat Gott selber sie getröstet viel reichlicher, als wir es denken konnten. Mögen Ihnen noch viele Jahre des Glückes beschieden sein."

Der Vormann der Träger trat herzu: "Sollen wir den Sarg gleich wieder herausgraben? oder erst . . ."

"Gleich?" rief Fritz, "Gar nicht, wenn's nach mir geht und Vater nichts dagegen hat. Um meinetwillen ist seine Grabesruhe ein Mal gestört worden, das darf nicht zum zweiten Mal geschehen. Für mich hat er die weite Reise von Rußland hierher gemacht und darum hat er ein Recht auf unser Erbgrabnis. Für uns bleibt doch noch Raum genug übrig."

Da sagten sie alle, das wäre brav geredet und Fritz Schmidt wäre ein prächtiger Kerl.

Auf Wunsch des Pastors stimmte der Ruster mit seinem Chor noch einmal an „Nun lassen wir ihn ruhig schlafen,“ und dann schloß sich die ganze Versammlung voll Andacht an, gleichsam um den wirklichen Toten für die Störung an seinem Grabe zu entschädigen.

Auf dem Schmidtschen Gehöft lief es am Nachmittag und Abend und auch noch an den nächsten Tagen unaufhörlich ein und aus. Alle wollten den Totgegläubten sehen und seine Erlebnisse und Schicksale in Rußland hören.

Stundenlang standen die Kinder in hellen Scharen vor dem Torweg und gafften auf die Diele, ob er nicht einen Augenblick aus der Stube herauskäme.

Auch nach dem Grab des Unbekannten wurde fleißig gepilgert. Es gehörte fortan zu den Sehenswürdigkeiten des Dorfes. An den nächsten Sonntagen standen die Kirchenbesucher aus den anderen Ortschaften in Haufen um das Gitter unter den ephreumschlungenen Eichen herum.

Der Pastor aber schrieb in seine erst vor kurzem angelegte Kirchspiel-Chronik einen ausführlichen Artikel über die merkwürdige Begebenheit und setzte als Titel darüber:

„Zweimal begraben und doch noch lebendig“

oder

„Eine Auferstehungsgeschichte aus dem Weltkrieg.“



Distichen.

„Einen lebendigen Gott, ich habe ihn nirgends gesehen.“ —
Weil du den Meister nicht siehst, hat er das Haus nicht gebaut ?

* * *

„Ewig allein ist der Stoff, dem Wechsel nur stets unterworfen.“ —
Aber den wechselnden Stoff, schuf ihn kein ewiger Geist ?

* * *

„Unabänderlich herrscht das Gesetz, das ew'ge, im Weltall.“ —
Warum vergißt du denn, Freund, dessen, der g a b das Gesetz ?

* * *

„Eine unsterbliche Seele ? Ein Traum nur ist es der Toren.“ —
Hat sich nicht oftmals im Traum uns eine Wahrheit enthüllt ?

* * *

„Ohne Zweck ist das Leben und Plan, und alles ist Zufall.“ —
Sag, ist der Plan schon verkehrt, weil ihn der Tor nicht erkannt ?

* * *

„Bin ich ein Sünder, nun wohl, so hat die Schuld doch der Schöpfer.“ —
Wenn man dein Werk dir zerstört, trägst du daran die Schuld ?

* * *

„Christus ein Mensch, nicht mehr und nicht minder, so ist es die Wahrheit.“ —
Mensch; aus der Hülle doch bricht strahlend die Gottheit hervor.

* * *

Sieh, dem allmächtigen Gott, der erfüllt das unendliche Weltall,
Ihm ist als Wohnung zu klein doch nicht das menschliche Herz.

Fr. Wintel.

Zur Lage.

Von D. Dietrich von Derken.

(22. Februar 1918.)

Man hat sich im großen Weltkrieg an manches gewöhnen müssen, was ungewohnt war. Soweit es sich um das Entbehren des äußeren Behagens handelt, hat das deutsche Volk die Kriegsnöte bereitwillig auf sich genommen und sich mit Ergebung oder gar mit Humor in das Hinabsteigen auf eine tiefere Kulturstufe gefunden. Aber viel Anderes ist schwerer und schmerzlicher zu tragen; am schwersten vielleicht die Tatsache, daß es uns an einer überragenden diplomatischen Persönlichkeit fehlt. Im Jahre 1871 waren wir glücklicher daran: wir hatten Moltke und Bismarck. Heute haben wir wohl einen Hindenburg, aber der Bismarck fehlt. Von Beginn des Krieges an hat unsere Diplomatie eine unglückliche Hand gehabt. Nichts ist gelungen. Es fehlt die sichere Führung.

Das neueste Mißgeschick ist das Scheitern der mit so viel Hoffnung begrüßten Verhandlungen von Brest-Litowsk. Ob mehr zu erreichen gewesen wäre, mag dahingestellt bleiben. Keinesfalls aber kann man der Taktik des Herrn von Kühlmann zustimmen, wenn er glaubte, den Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er ihr Programm zur Grundlage der Verhandlungen machte. Die Folge war nicht etwa die Herstellung einer freundlichen Grundstimmung, sondern nur die Steigerung der feindlichen Ansprüche bis zu einem Grade, daß auf unserer Seite das Entgegenkommen durch Grobheiten abgelöst werden mußte. Hätte man von vornherein als Ausgangspunkt aller Verhandlungen die Angliederung des Baltikums an Deutschland festgelegt, so wäre mindestens viel Zeit gespart worden, die jetzt mit resultatlosen Unterhaltungen hingebracht ist. Der Wert des Abkommens mit der Ukraine soll damit nicht geschmälert werden. Aber dieser Friede hätte auch ohne das Bekenntnis zu radikal-demokratischen Programmen geschlossen werden können. Denn die Ukraine ist bisher der einzige Teil des auseinanderfallenden Rußlands, wo sich die Reste der Autorität gegen den Ansturm der Straße gehalten haben.

Uebrigens hat die sofort erfolgte Auflehnung des neuen polnischen Reiches gegen die neue Ukraine deutlich genug gezeigt, was man von der demagogischen Phrase, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker fordert, zu halten hat. Raum irgendwo in der Welt, weder im Elsaß, noch in Nordschleswig, noch in der Provinz Posen, noch in Tirol oder sonstwo lassen sich reinliche Grenzen zwischen Stämmen und Sprachen ziehen. Wo aber gemischte Grenzgebiete vorhanden sind, kann schlechterdings nur die Geschichte oder die Macht entscheiden, welchem

Staatswesen der eine oder der andere Landstrich zugehören soll. Dabei hätte man auch an unserer Ostfront bleiben sollen. Das sog. Selbstbestimmungsrecht kann hier nur eine unabsehbare Kette von Verwicklungen schaffen, zumal da, wo es sich um eine der unruhigsten und anmaßendsten Nationen, um die Polen, handelt, die ihre Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, längst weltgeschichtlich erwiesen haben. Der furchtbarste weltpolitische Fehler, der je von Staatsmännern begangen wurde, ist die Herstellung Polens. Richtig wäre gewesen, den Polen einen Provinziallandtag mit polnischer Sprache und Schulen mit polnischem Religionsunterricht zuzugestehen, aber die Entfaltung militärischer Macht und die Aufrichtung einer selbständigen Diplomatie für alle Zeiten zu hindern. Kein Kenner der Geschichte bezweifelt, daß wir demnächst in allen Hauptstädten der Welt eine polnische Diplomatie finden werden, die Intrigen gegen Deutschland spinnt.

Warschau als östliches Gegenstück zum westlichen Metz ist eine Lebensfrage des deutschen Volkes. Gott gebe uns einen Bismarck, der das einsieht und seine Einsicht noch in erster Stunde in Thaten umsetzt!

Vorläufig ist ja leider das diplomatische Zwischenpiel geschlossen, und für das deutsche Reich nehmen wieder die Feldgrauen das Wort. Der Waffenstillstand erlischt. Ob es möglich sein wird, den nach deutscher Hilfe rufenden Deutschen, Letten, Esthen, Finnen von Reval bis Dorpat und vielleicht noch weiter diese Hilfe tatkräftig zu bringen, kann nur die Zukunft lehren. Im Interesse unseres Ansehens wäre die Unterdrückung der umherstreichenden Mörderbanden dringend zu wünschen. Aber die Frage bleibt, ob die Gesamtlage so folgenreiche Schritte gestattet. Jedenfalls weiß man, daß die Entscheidung bei unserem Hindenburg in die besten Hände gelegt ist.

Was in der auswärtigen Politik fehlt, muß leider auch in den inneren Angelegenheiten entbehrt werden: der überragende Staatsmann. Politisches Denken und Klugheit soll dem Grafen Hertling gewiß nicht abgesprochen werden. Aber seine ultramontane Befangenheit macht es dem evangelischen Deutschland unmöglich, ihm wirklich Vertrauen entgegenzubringen.

Für die Verfassungskämpfe ist er freilich nicht verantwortlich, sondern sein Vorgänger Bethmann. Aber diese Verhandlungen sind darum nicht minder bedauerlich. Eine innere Notwendigkeit, jetzt, während der Kriegszeit, Verfassungsfragen auf die Tagesordnung der Parlamente zu setzen, lag nirgends vor. Mögen manche Verfassungen auch recht reformbedürftig sein, so bestehen doch nirgends Uebelstände so gewichtiger Art, daß ihre sofortige Abstellung durchaus notwendig wäre. Man hätte mit allen diesen Reformen, die nicht praktischer, sondern ideal-theoretischer Natur sind, sehr wohl bis zum Abschluß des Friedens warten können. Als dringend wurde die Sache nur von denen empfunden, die an den angefachten Feuern ihr Parteisüppchen kochen wollten.

Das gilt für Preußen, und gilt auch für Mecklenburg. Man kann und muß zugeben, daß die mecklenburgische Verfassung veraltet ist, und daß der Landtag das Bild des Volkslebens und seiner Interessen nur sehr unvollkommen und unvollständig widerspiegelt. Es sind Viele vom öffentlichen Leben aus-

geschlossen, die berechtigten Anspruch hätten, daran teilzunehmen. Aber praktisch angesehen liegt wenig daran, ob diese idealen Wünsche 1918 oder 1919 befriedigt werden. Wenn die Verfassungsfragen dennoch, aller Kriegsnot zum Trotz, in Angriff genommen sind, so spielt die Furcht dabei auch wohl eine erhebliche Rolle. Gewiß ist die Erwägung berechtigt, daß, wenn jetzt das ganze Volk in allen seinen Ständen sein Gut und Blut für das Vaterland geopfert hat, nun auch jeder Deutsche irgendwie an der Volksvertretung beteiligt werden soll. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß keine, wie immer geartete, verständige und geschichtlich zu rechtfertigende Verfassungsform den lärmenden Demokraten genügen wird. Vielmehr werden die Agitationen andauern, bis auch die radikalsten Forderungen verwirklicht sind und alles das beseitigt und zu grunde gerichtet ist, was uns groß und mächtig gemacht hat.

Freilich dürfen sich die Anklagen nicht nur nach links — sie müssen sich auch nach rechts richten, insofern die Rechte die Zeiten ihres maßgebenden Einflusses nicht hinreichend benutzt hat, um das geschichtlich Gewordene zeitgemäß fortzubilden. Jetzt ist wieder eine jener verhängnisvollen Zuspät-Perioden da, in denen nicht mehr durchführbar ist, was früher, wenn man es mit Wärme vertreten hätte, nicht unmöglich gewesen wäre.

Erfreulich und mit Dank zu erkennen war die Festigkeit, mit der die Regierung den Versuch der Sozialdemokraten, sich durch einen Streik in die Friedensverhandlungen einzumischen, unterdrückt und unschädlich gemacht hat. Es scheint tatsächlich der Fall zu sein, daß bei einer Konferenz unserer Feinde in Versailles, die milderen Kriegszielen im Anfang nicht abgeneigt war, die radikale Richtung doch zuletzt wieder Oberwasser bekommen hat, weil der Streik in Berlin phantastische Hoffnungen in ihnen weckte. Nicht zum ersten Mal haben also wieder die geistreichen Politiker der Sozialdemokratie den Krieg verlängert, als dessen Gegner sie sich mit Vorliebe begeben.

Wären diese Politiker der Belehrung zugänglich, so müßten sie auch sonst in diesem Kriege manches gelernt haben, sowohl nach der Seite des Internationalismus, der nur von den törichten Deutschen ernst genommen wird, als auch was die wirtschaftliche Volksbeglückung anlangt. Man sollte meinen, daß das deutsche Volk von der bureaukratischen Verteilung der Lebensmittel für alle Zeiten genug haben müßte. Aber wer die Denkweise der Demagogen kennt, wird sich schwerlich dieser Zuversicht hingeben. Man wird Entschuldigungen in Menge finden, daß die Verteilung der Güter so wenig gerecht verlaufen ist, und man wird die alten Götzenbilder nicht, wie sie es verdienten, umstürzen, sondern in neuer Aufmachung der Anbetung empfehlen. Und die Gläubigen werden nicht ausbleiben.

In Wahrheit sind die moralischen Folgen der Rationierung fast noch bedenklicher als die wirtschaftlichen. An die Stelle des Gewissens ist im deutschen Volk das „Kriegsgewissen“ getreten. Der Diebstahl nimmt überhand, des Schleichhandels ist kein Ende. Man hätte, soweit die Versorgung mit Lebensmitteln in Frage kommt, alles erlauben, Unternehmungslust und Erfindungsgeist anregen sollen. Statt dessen wurde alles verboten und die Tatkraft in falsche

Bahnen gedrängt. Es wird höchste Zeit, daß hier eine Neuorientierung eintritt und daß, wenn der Friede mit Rumänien sich dem Abkommen mit der Ukraine anschließt, die sog. Kriegswirtschaft so schnell als möglich abgebaut wird. Der freie bewegliche Handel wird uns besser versorgen als die schwerfällige Bureaufratie.

Inzwischen sind das Zukunftsorgen. Einstweilen bleiben unsere Augen auf das große Hauptquartier gerichtet. Was wird es tun? Wills Gott wird es ausholen zum letzten großen Schlage, der den frevelhaften französisch-russisch-englischen Krieg mit einem deutschen Gieden beendigt.



Kirchenfloeken.

Kirchenfloeken, Kirchenfloeken,
Wo sei hell un mahnend locken,
Wo sei tru un leiwlich flingen,
Kamt tau bäden, kamt tau'n Singen,
Ehre Stimmen schall'n so wiet,
Noch is Tied — noch is Tied.

Köppt sei nich mit ehren Schall
Kamt doch hierher — kamt doch all',
Seggt uns nich ehr isern Mund:
Hier ward Hart un Seel gesund?
Hier kanst du von Harten bäden,
Hier is Rauh' un hier is Fräden.

Raupen sei nich ümmertau:
Hier is Fräden — hier is Rauh'?
Wo sei tru un mahnend flingen,
Wo sei jubelt, wo sei singen,
Wo sei bidden, wo sei locken,
Unse gauden Kirchenfloeken.

Martha Jahnke.





Hinaus in den Krieg!

Stütze von . . .

Was ist friedlicher als unser heimischer Buchenwald? — Du fährst mit der Bahn durch liebliche Gegenden. Du freust dich an den hochwachsenden Kornfeldern und dem Erntesegen, den sie versprechen, merkst auf, wenn ein alter Landsitz mit seinen Scheunen und Ställen, von den hinzueilenden Alleen wie ein Bild eingefast, dir erscheint und verfolgst gern die Wiesen mit den Ruhherden und Füllentoppeln. Wenn eintönige niedere Tannen im vorgeschriebenen Abstand von der Bahnlinie vorbeistreichen, nickst du ein wenig ein und vergißt lange die abwechselnden Gegenden draußen; aber plötzlich wird das Rauschen des Zuges stärker, und du bist mitten drin im sommerlichen Buchenwald. Golden gleitet das Licht durch die Blätter und an den Stämmen entlang; nun beachtest du auch das Farnkraut am Boden, die rötlich schimmernden Wege. Und du wünschst plötzlich: hier möchte ich aussteigen und herumgehen, am Waldleben teil haben, hier möchte ich zu Hause sein. Glücklich ist, wer ein Stück Buchenwald sein Eigen nennt.

Unser Schmiedeholz ist von der Bahn ziemlich weit abgelegen: das ferne Rollen der Züge auf der Warnowbrücke ist oft von der Stimme des Windes in den Zweigen nicht zu unterscheiden. Umsomehr ist es ganz unser Eigen. Es geht nahe an den Garten heran, nur wenige Minuten schattenlosen Feldwegs trennen es von ihm, und es ist eigentlich nur die Fortsetzung des hinteren Gartenteils, der mit seinen riesenhohen Pappeln wie ein Meer mit sandiger Küste in unsre Kinderträume hineinrauschte. In den Hochsommerwochen möchte man in den kühlen Buchenräumen die ganzen Tage verbringen, aber eine unermüdliche Müdenschar wehrt alle fremden Eindringlinge blutig ab. Man muß sich schon als Kind drein ergeben haben, aus dem „Müdenholz“ mit vielen Wunden nach Hause zu kommen, wenn man solchen schützenden Geistern stand halten will. Die beiden sumpfigen Teiche hinten im Wald geben ihnen immer neues Leben. Diese Teiche sind im Frühling voll dunklen Wassers, wenn die alten Buchen im Schmutz der frischen Blätter sich jung fühlen und sich ihrem strahlenden Spiegelbild entgegenneigen. Dann werden sie aber schnell vom aufsprossenden Grün überwuchert, und es bleibt in der grünen Wildnis mit den winkenden Schwertlilien nur eine ziemlich große dunkle Lache übrig, die manchmal abends noch einen Schein der tiefstehenden Sommer Sonne auffängt.

Wie ein stilles deutsches Heiligtum ist unser kleiner Wald, gleich den Hainen aus sagenhaften Vorväterzeiten. Und seine Deutschtum zeigt sich auch darin, daß neben der Buche auch die Esche reichlich vertreten ist. Sie umgibt mit

jüngeren Bäumen die Waldwiese, die an der andern, östlichen Seite wie ein großer Festplatz daliegt und wartet. Der Vater hat ihr öfters den Gefallen tun wollen, mehr Leben an sich zu ziehn, und hat breite Parkwege mit viel weißem Sand drauf herumgelegt. Aber immer wieder macht sich der Sumpfboden bemerkbar. Die schwarzen Schnecken, denen es im Ries nicht allzu wohl ist, sind gleich wieder da, ihnen folgt Gras und Kraut, und bald ist von Wegen dort nichts mehr zu sehn. Nur unsern häufigen Spaziergängen ist's zu danken, daß die Hauptwege, die dem unregelmäßigen Oval des Waldes in angemessener Entfernung vom Rande folgen, allem grünen Kräuterzeug standhalten und daß Schmiedeholz nicht wieder wird, was es einst war und wovon es noch seinen Namen trägt, das „Schmerholt“, der unwegsame Bruch.

Hochstämmig wölben sich jetzt die Buchen über dem stellenweise dichten Untergehölz. Ihre grauen, fleckigen Stämme breiten sich jedes Jahr mehr zu ungewöhnlicher Dicke; wie herausgespannte Sehnen sind an einigen die Wege zu sehn, die einmal ein Blick an ihnen entlang lief. Aber ihr König war ein Riese andrer Art.

Bis vor kurzem sah man schon von weitem über der Kuppelhalle des Waldes sich eine andre kleinere Kuppel wölben. Und wenn ein Gast mit in das Holz kam, zeigte der Vater ihm voll Stolz die „große Esche“. Die Höhe ihres fehlerlosen Stammes gab Anlaß zu Schätzungen, zu scherzenden Wetten. Sie hatte sich im unhörbaren Kampf alles Lebendigen ihren Platz für sich erobert, schüchtern waren die kleinen Buchen und Erlen zurückgetreten, doch ließ sie jetzt schon unter ihrem weiten Dach für kleine Nachkömmlinge Platz und Licht. Man dachte nicht daran, sich von diesem Stück unsres eigensten Lebens je zu trennen, wenn auch dem Vater von forstmännischer Seite geraten wurde, jetzt den einzigartigen Stamm zu verwerthen, ehe die Alterskrankheiten der Esche seinen Wert beträchtlich minderten. Aber was ist Geld und Geldeswert, was ist das unscheinbare Papier in der Hand, das meist nur in Nichtigkeiten oder in den Bedürfnissen des Alltags umgesetzt wird, gegen ein Stück lebendiger Natur, ein herrliches Wunder Gottes? Unbekümmert um die Worte, die zu seinen Füßen gewechselt wurden, mochte der Baum sein königliches Dasein führen, mochte mit seinen Wurzeln zu den Grundwassern, mit seinen höchsten Zweigen in hängende Regenwolken reichen — bis der große Krieg kam.

Da bekam das Wort „Opfer“ einen neuen Klang. Es wurde zur selbstverständlichen frohen Hingabe des Liebsten, was man auf Erden hat, zur täglich erneuten That. Leben und Gesundheit, die ganze Existenz — was bedeuten daneben die tausend Kleinigkeiten, die man täglich gern entbehrt?

Auch in diesen Kleinigkeiten wurde der Krieg allmählich immer uuerbittlicher; manch Stück lieben alten Hausrats verlangte er, manch Pferd oder Stück Vieh, was man gern behalten hätte. Und eines Tags kam auch jemand um nachzusehn, welches Holz im Wald für Kriegszwecke brauchbar wäre.

Es ist selbstverständlich, daß die erste Wahl unsre „große Esche“ traf. Der lange gleichmäßige Stamm versprach bestes Holz für Flugzeuge. Und er betrog die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht.

Als bald darauf der Riese von fremden Händen gefällt wurde, soll man das Erdröhnen des Bodens in den nächsten Dörfern gehört haben. Aber dann mußte er lange liegen bleiben, bis sich jemand fand, der seine leblose Masse aus dem Wald herausfahren wollte. Nun war er noch unser, wurde besucht, ausgemessen, bewundert; man zählte seine Jahresringe und wußte doch nicht, wenn man bis 150 war, ob man sich geirrt hatte oder nicht.

Wie so oft im Sommer, war ich auch jetzt bei den Eltern auf Besuch, als es hieß, es hätte jemand übernommen, den Stamm fortzuschaffen. Das will was heißen für die ausgenühten Kriegspferde! Aber der Vater nahm gern ein paar von seinen eigenen abgearbeiteten Tieren mal aus dem Acker heraus, um an dem großen Werk zu helfen.

Ich mochte nicht nutzlos zusehn bei der aufregenden Arbeit, wollte nicht noch einmal Abschied nehmen und war daher durch die reisenden Kornfelder in das uns von Kindheit an befreundete Pastorenhaus im nächsten Dorf gegangen. In seinen dicht überwachsenen Mauern mit den vielen freundlichen Fenstern spürt man heute noch aufs lebendigste den alten Geist der Einfachheit und Ordnung, die lebendige Verbindung mit dem Höheren, wodurch das deutsche Pfarrhaus seit Jahrhunderten zur Pflanzschule und Heimstätte deutscher Kultur geworden ist. Und ich verweilte wie immer lange dort, bis ich gegen Abend auf der Chaussee nach Hause ging — da sah ich unsern Riesen auf dem Wege halten. Mit Ketten an die stützenden Wagenteile gebunden, erschien er noch größer und wuchtiger als unter den aufragenden Gefährten im Wald. Und doch sah man ihn fast schon von seiner Masse befreit, als den kühnen beschwingten Herrscher der Luft.

Die kleine Lichtung im Wald, die jetzt seinen Platz bezeichnet, möchten wir nicht durch Pflege und Anlagen ihres eigentlichen Charakters berauben. Sie bleibt uns auch so eine Erinnerungsstätte an einen, der hinauszog in den Krieg. Ein Sinnbild ist er uns für die endlosen Scharen von Fleisch und Blut, die mehr hinzugeben haben als ein einsames Pflanzendasein. Aber auch ihn wagen unsere anhänglichen Gefühle ganz hinten mit einzureihn in die Zahl der Kämpfer für Deutschlands Schutz und Sieg.



Mut.

Wie die kleinen weißen Blumen
Tapfer mit dem Sturme ringen,
Weil sie immer wieder aufrecht
Seine wilde Wut bezwingen.

Siegesmutig kämpfen sie
Ganz allein und ohne Zagen —
Und du Mensch in deiner Größe
Kannst des Lebens Sturm nicht tragen?

Anna Korff.

Das Grauen.

Kriegsstizze von Anna Korff.

Mein Freund, noch ein paar beurlaubte Offiziere und ich, saßen in „der goldenen Sonne“ und tauschten unsere Kriegserlebnisse aus. Ich hatte gerade von einem sehr aufregenden Sturmangriff erzählt, als ein junger Leutnant die Frage stellte: „Haben Sie, meine Herren, schon einmal ein Grauen empfunden, so ein richtiges, tiefes Grauen?“ Ein älterer Offizier erwiderte, daß man so etwas als Soldat garnicht empfinden dürfe; man stritt hin und her und kam endlich überein, daß jeder eine Geschichte erzählen solle, in der ihn wenigstens einmal ein Grauen gestreift habe. Man wollte gerade damit beginnen, als mein Freund mir unbemerkt zuwinkte, sich mit einer Verabredung entschuldigte und das Lokal verließ; ich folgte ihm. Eine Zeitlang gingen wir schweigend durch die einsamen Straßen der Kleinstadt, dann sagte er: „Ich mochte mein Erlebnis nicht vor allen preisgeben, aber auch ich habe schon einmal im Leben ein Grauen empfunden, und wenn es Dich interessiert, will ich es Dir erzählen;“ ich bat ihn darum, und er begann: „Als ich als kleiner Kerl in die Kadettenanstalt kam, fühlte ich mich anfangs sehr unglücklich; es war da niemand, der mir so recht gefiel, und da ich außerdem eine etwas verschlossene Natur bin, stand ich ziemlich allein da. Da kam eines Tages ein „Neuer“ zu uns, Hans Werner hieß er, ein hochgewachsener, schlanker, bildhübscher Junge. Er war eine Draufgängernatur, von dem das Wort ging: „Der fürchtet sich vor'm Teufel nicht,“ dabei war er von einer selten kindlichen Herzengüte, immer liebenswürdig und immer bereit zu helfen — schon damals ein ganzer Mann. So kam es, daß er sich die Herzen seiner Lehrer und Mitschüler im Sturm erwarb, mir aber brachte er eine besondere Zuneigung entgegen, und ich war stolz und glücklich, als er mir eines Tages seine Freundschaft anbot. Wir schlossen uns immer inniger aneinander, und als wir später die Kadettenanstalt verlassen mußten und unser Beruf uns räumlich trennte, verbrachten wir unsern jährlichen Urlaub gemeinsam. Kurz vor'm Ausbruch des Krieges landeten wir in einem kleinen mecklenburgischen Seebad, wo Fuchs und Dachs sich „gute Nacht“ sagen; wir waren daher nicht wenig erstaunt, als wir eines Tages am Strande eine junge Dame erblickten, die wir kurze Zeit darauf auch kennen lernten. Sie trug den seltenen Namen Asta, und war die Tochter eines verstorbenen Offiziers, der ihr kein Vermögen hinterlassen hatte, so war sie als Lehrerin in einer Großstadt tätig, und wollte hier in der Einsamkeit ihre Ferien verbringen. Da wir drei die einzigsten Gäste waren, schlossen wir uns schneller an, als es sonst wohl der Fall sein mag. Sie war nicht hübsch, nicht einmal niedlich zu nennen, erst wenn sie zu sprechen anfang und sich ihre Züge belebten, hatte sie etwas ungemein Anziehendes, wie auch über ihre ganze Erscheinung ein eigener Reiz lag. Vor allem aber war sie keine von den soge-

nannten Gesellschaftspuppen, die nur zum Ansehen und zum Unsinnreden taugen; sie hatte ein tiefes, reiches Wissen und einen weiten, menschlichen Blick. Das war es auch wohl hauptsächlich, was Hans an ihr gefiel. Er, der sonst kein großer Freund vom schönen Geschlecht war, suchte von nun an täglich ihre Gesellschaft, und so sah ich es kommen, was eines Tages Wirklichkeit wurde — sie verlobten sich. Da Hans jedoch eben so unbemittelt war, wie sie, wollten sie guten Mutes mit der Heirat bis zur Hauptmannsbeförderung warten. So sehr ich meinem Freund nun auch dies wolkenlose Glück gönnte, so muß ich doch gestehen, daß ich mich etwas bedrückt fühlte, ich kam mir plötzlich so gänzlich überflüssig vor. Sie mochte dies wohl in ihrer feinfühlenden Art bemerkt haben, denn als wir wieder einmal zusammen waren, sagte sie: „Nicht wahr, Herr Oberleutnant, Sie nehmen mich in Ihrem Freundschaftsbund auf, Wir werden alle drei treu zusammen halten?“ Ich versprach es nur zu gern, und von nun an fühlte ich mich wieder dazugehörig. Noch ein paar schöne Tage verlebten wir zusammen, dann rief der Dienst meinen Freund und mich in die Garnison zurück. Kurze Zeit darauf brach der Krieg aus, Hans fand gerade noch Zeit, zu seiner Braut zu fahren und Abschied zu nehmen, dann mußte er als einer der Ersten an die Front. Der Zufall oder vielleicht auch die Bestimmung fügte es, daß wir in denselben Schützengraben kamen. Da draußen aber zeigte es sich wieder so recht, was für ein herrlicher Mensch er war! In glühendem Idealismus und als echte Soldatennatur stellte er alle persönlichen Wünsche zurück und meldete sich immer als Erster zu allen nur möglichen schwierigen Posten, so hatte er sich in kurzer Zeit die beiden „Eisernen Kreuze“ verdient; seine Braut aber war stolz auf seine Tapferkeit. Da ereilte ihn eines Nachts auf einem freiwilligen Patrouillenritt sein Schicksal — er kehrte nicht zurück, und als wir ihn am andern Tag mit einer Kugel in der Brust fanden und begruben, sah ich, wie manch harter Krieger sich heimlich die Augen trocknete, sie hatten ihn alle sehr geliebt; ich aber hatte den besten, treuesten Freund verloren! Tief erschüttert schrieb ich seiner Braut von seinem Heldentod und bat sie, den Toten dadurch zu ehren, daß sie den Schmerz um ihn tapfer trüge. Ich wußte auch, daß sie zu denen gehörte, die bemüht sind, sich in das Unabänderliche zu finden. Einige Tage darauf wurde ich schwer verwundet, und als ich endlich so weit genesen war, um schreiben zu können, fragte ich bei Aita an, ob ich sie in meinem Erholungsurlaub besuchen dürfe? Ich bekam darauf einen Brief von ihrer Mutter; sie dankte mir für die Freundschaft, die ich ihrer Tochter erwiesen habe und lud mich herzlich ein, zu ihnen zu kommen; sie schrieb mir, daß Aita erkrankt sei, und daß sie mir näheres darüber lieber persönlich sagen wolle. — Voller Sorge um Aita reiste ich endlich am ersehnten Urlaubstage ab. Von ihrer Mutter wurde ich dann sehr warm empfangen, und als ich ihr nochmals meine Teilnahme versicherte, blickte ich in ein Paar unendlich leidvoller Augen. „Ja, Herr Oberleutnant“, sagte sie, das war sehr schwer, aber das Schwerste ist doch, daß meine Tochter“ — in dem Augenblick nun öffnete sich die Thür und Aita trat ein. „Gnädiges Fräulein“ sagte ich und reichte ihr beide Hände; die Erinnerung an unsern

gemeinsamen Freund ließ mich in dem Augenblick des Wiedersehens keine weiteren Worte finden. Sie aber war froh und frisch wie immer, von Trauer war in ihrem Wesen nichts zu merken, doch schrieb ich dies ihrer eisernen Selbstbeherrschung zu; auch ihr Aussehen erschien mir durchaus gesund, nur ihre Augen hatten einen seltsam fremden Ausdruck, den ich nicht an ihnen kannte. „Bitte setzen Sie sich, Herr Major“ sagte sie. Ich konnte auf diesen Titel keinen Anspruch machen, und es befremdete mich, daß sie in diesen Minuten scherzen konnte. Sie erzählte im bunten Durcheinander allerlei Alltagsdinge, Sachen, die sie früher nicht gesagt haben würde, auch erschienen mir einige ihrer Erzählungen durchaus unglaubwürdig. Ich war über ihre scheinbare Veränderung schmerzlich überrascht. Hans erwähnte sie mit keinem Wort; ich glaubte, daß eine begreifliche Scheu sie zurückhielt von unserm toten Freund zu sprechen und sagte mir gleichzeitig, daß sie fiebernd darauf warten müsse, alles über seine letzte Lebenszeit zu erfahren, so wollte ich ihr entgegenkommen und holte eine Photographie aus der Tasche. „Hier ist noch ein Bild von Hans, gnädiges Fräulein, eine letzte Aufnahme!“ Von wem? sagte sie und sah mich etwas erstaunt an. „Von Hans“ sagte ich nochmals und reichte es ihr. Sie nahm es und betrachtete es völlig unberührt, dann plötzlich veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, wie ein Erinnern ging es über ihre Züge und mit einem wilden Schrei stürzte sie sich auf mich. „Sie sind sein Mörder, ja Sie! Sie haben ihn in den Tod getrieben!“ und in fassungslosem Schluchzen warf sie sich in den Sessel zurück. Ich suchte sie zu beruhigen und sagte ihr, daß Hans den Patrouillenritt freiwillig übernommen habe, und daß ich somit ganz unschuldig an seinem Tode sei. Ich blickte zu ihrer Mutter hinüber, die mit großen, angstvollen Augen auf Asta schaute und mir dann ein Zeichen machte, zu schweigen. Mir kam dies alles sehr seltsam vor, und ich wußte nicht, was ich mir dabei denken sollte. Asta hatte sich inzwischen wieder beruhigt. „Nun gut, Herr Major, ich will Ihnen etwas sagen“ — und ihre Stimme senkte sich zu geheimnisvollem Flüstern, „morgen kommt Hans und dann — dann wollen wir uns kriegsstraßen lassen!“ Sie sprang auf, breitete ihre Arme weit aus und lachte ein helles, fröhliches Kinderlachen. Da wurde es mir plötzlich furchtbar klar, daß der Schmerz um Hans ihr den Geist zerstört hatte — und in dem Augenblick, als ich dies erkannte und in ihre lachenden Augen sah, habe ich ein so tiefes Grauen empfunden, wie nie zuvor — nicht im dichtesten Kugelregen und nicht auf den einsamsten Patrouillenritten. Mein Freund schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie nach einer großen Anstrengung. „Und was wurde aus ihr?“ fragte ich. „Was aus ihr wurde? Wir haben sie tags darauf in ein Sanatorium gebracht, und der Arzt hat ihren Zustand für unheilbar erklärt. — Möge ein gütiges Geschick ihr keine lichten Augenblicke geben! Ich aber hoffe da draußen im Schlachtengebrause Vergessen zu finden!“

Wir waren an meinem Hause angekommen, ich drückte meinem Freund die Hand und ging auf mein Zimmer. Alle Fenster im Städtchen waren erloschen, alles war still ringsum, ich aber lag noch lange wach — das Erlebnis meines Freundes ließ mich nicht schlafen!

Kriegsfreiwilling.

Es brannte heiß des Krieges wilde Glut
Und schlug manch frohes Herz zu tiefem Leide,
Da faßte ihn ein kampfbereiter Mut
Und freudig zog sein Schwert er aus der Scheide.

Sein Heimathaus lag frühlingshell im Parf
Und Liebe sang ihm jubelnd ihre Lieder
— Doch er ging ohne Zaudern, fest und stark,
An seinem goldenen Jugendglück vorüber.

Anna Korff.

Tagebuch.

Vom deutschen Stolz!

Im neuen Gewande erscheint die „Meckl. Heimat“; für eine Monatschrift eignete sich das alte große Format nicht, außerdem klang es unablässig in den Ohren: Spart Papier! Ich hoffe, daß das neue Format Beifall finden wird, denn ich möchte es auch in der Friedenszeit, wo sich die Verhältnisse bald bessern dürften, beibehalten. Soll sich doch unser Blatt mehr und mehr zu einer großzügigen kulturellen Monatschrift entwickeln. Gute billige Volksblätter sind genügend in Mecklenburg verbreitet, zum Teil sehr gut geleitete Tageszeitungen versorgen uns mit politischem Stoff, ausschließlich der Pflege heimatlicher Art und Sitten dient die Zeitschrift des Heimatbundes; aber uns fehlt eine Kultur-Zeitschrift, die ein Wegweiser zum wahren Deutschtum ist, die an der Vertiefung des deutschen Lebens mitarbeitet.

Wir müssen viel, viel stolzer darauf sein, daß wir Deutsche sind. Das abscheuliche Sichverbeugen vor allem was ausländisch ist, muß aufhören. Lieber grob, aber aufrecht, als höflich, aber mit krummem Rücken! Wir haben es auch nicht nötig, das Ausland anzustaunen. Wir wollen uns doch immer wieder bewußt sein, was die Welt dem deutschen Volke verdankt! Nur nicht zu be-

scheiden sein! Nicht immer nach England und Frankreich blicken und sagen: „In wievielerlei sind uns die Engländer und Franzosen vorbildlich gewesen, darum immer gerecht sein!“ Jaja, dieser krankhafte deutsche Gerechtigkeitsinn! Der hat ja auch dem Reichskanzler von Bethmann das unglückselige Wort auf die Zunge gelegt: „Unser Einmarsch in Belgien war ein Unrecht!“ Der Engländer sagt mit Stolz: „Mein Volk ist das erste und beste der Welt!“ Und das findet man ganz selbstverständlich in England. Würde aber einmal ein Deutscher erklären: „Das deutsche Volk ist das erste und beste in der Welt,“ gleich würden die pflaumenweichen Kosmopoliten kommen und sich entrüsten: „Wie darfst du so etwas laut sagen?! Das kränkt doch die Engländer und Franzosen!“ Die Deutschen haben zu wenig Selbstbewußtsein, zu wenig Selbstvertrauen, sie haben zu wenig Herrenbewußtsein.

Von Neuorientierung ist jetzt ständig die Rede, wieviele davon bleibt Phrase, solange es immer noch Leute gibt, die um jeden Preis einen Verzichtsfrieden anstreben. Verzichten ist nicht Neuorientierung. Verzichten ist gewiß nicht immer ein Zeichen von Schwäche, es kann auch zuweilen ein Zeichen von Klugheit sein. Einen Verzichtsfrieden wollen angesichts unserer glänzenden militärischen Lage ist aber unter allen Umständen ein Zeichen von Schwäche, und das ist niemals deutsch. Mit dem Begriff deutsch verbindet man etwas Starkes, Aufrechtes, Gesundes, Sieghaftes. Bismarck hat es uns gelehrt und vorgelebt, was deutsch sein heißt. Die den törichten Streik im Januar verursachten, wollten auch einen Verzichtsfrieden. Nicht nur die Leute von der Vaterlandspartei, sondern auch die Idealisten und Weltbeglückter um Friedrich Naumann haben den Streik als etwas Vaterlandsloses (Undeutsches) empfunden. Hat der Streik die letzteren nicht zur Korrektur ihrer Verzichtsfriedenswünsche veranlaßt? Den gleichen Weg wie die Revolutionäre gehen, heißt nicht dem Vaterlande dienen, ist nicht deutsch. Deutschland, Deutschland über alles — so muß es heißen immer und ewig.

Die Krankheit, an der unser Volk vor dem Kriege litt, an der es seit Jahrhunderten litt, ist auch während des Krieges und durch den Krieg noch nicht beseitigt — längst noch nicht — und sie wird nach dem Kriege wieder in alter Stärke auftreten, wenn nicht — — —!!! Es ist der entsetzliche, schier unausrottbare Auslandsfimmel des Deutschen, das unglückselige Sichabhängigmachen vom Ausland. Darin sind die Deutschen seit Jahrhunderten groß gewesen. Englische und französische Sitten, Gebräuche, Moden, Redensarten nahm man willig an; wer ein Duzend englischer oder französischer Vokabeln kannte, konnte nicht umhin, möglichst oft mit seiner Kenntnis in einer der Weltsprachen zu „glänzen.“ Deutsche Sitte und Eigenart vernachlässigte man unverantwortlicher Weise. Man hatte allen Grund darauf stolz zu sein, daß man ein Deutscher war, und war es doch nicht. Das wußten unsere Feinde und wissen es noch; als Knecht ihrer Interessen, als Arbeitstier — so gefällt ihnen der Deutsche, er fügt sich so willig und paßt sich allem Fremden so schnell an. Aber nur nicht gleichberechtigter Konkurrent, nur nicht selbstständig werden! Die geistige Ueberlegenheit des Deutschen will man anerkennen, nur muß sie

für die Gegner nutzbar gemacht werden. Die deutsche Selbstständigkeit ist den Gegnern der Schmerzhafte Dorn im Auge — sie nennen es „Militarismus“ — und darum bekämpfen sie dieselbe mit Feuer und Schwert!

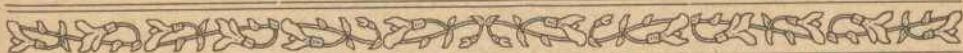
Soll der Deutsche immer schön tun und sich ducken? Wie haben wir um die englische Freundschaft geworben! Und der Erfolg? Feuer und Schwert! Aller Welt Freund sein, können nur Lumpen. Aber keinen Freund haben, ist das auch ein Fehler? „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Der Krieg hat es aufgedeckt, wie wenig ehrliche Freunde wir in der Welt besaßen. Und wie verbrüderungsfelig waren doch vor dem Kriege die Deutschen! Es wird auch nach dem Kriege nicht anders sein: wir werden uns nicht vieler aufrichtigen Freunde rühmen können, der Neid des weniger Tüchtigen, des weniger Erfolgreichen wird es hindern. Deswegen brauchen wir aber nicht traurig zu sein. Will man uns nicht lieben, so soll man uns respektieren, wenn es not tut, auch fürchten. Aber wir wollen nicht mehr den anderen nachlaufen.

Zwei Bismarcksche Taten sind unseren Feinden vor allem verhaßt: Bismarck hat die deutschen Stämme zu einem machtvollen Reich zusammengeschmiedet und sie den deutschen Stolz gelehrt. Unser Kaiser hat während des Krieges das Wort geprägt: Die Deutschen sind unbezwinglich, wenn sie einig sind. Die Wahrheit dieses kaiserlichen Wortes haben unsere Feinde zur Genüge erfahren. Diese heilige Einigkeit ist auch der fruchtbarste Nährboden für den deutschen Stolz.

Der deutschen Einigkeit und dem deutschen Stolz dient unser Blatt.

Doberan, Februar 1918.

Ernst Büchel.



Streif.

Aus tausend Wunden blutest du,
Mein heilig-deutsches Vaterland!
Am schwersten aber traf der Schlag
Von deiner eignen Söhne Hand.

Ein neuer Blutstrom quellt empor,
Es steigt das bittre Tränenmeer.
Und neues Hoffen schöpft der Feind
Und schärft zu neuem Kampf die Wehr.

Ernst Büchel.



Prolog zur Feier der Saager Jugend betr. Säuglingschutz am 1. Januar 1918.

Wer heute zu der Wende zweier Zeiten,
Wo Völker stürzen, Staaten sich erneun
Gesonnen ist, wie wir, mit Kleinigkeiten,
friedsamen Gäste billig zu erfreun,
Den soll Bescheidenheit zuvörderst leiten,
Und können wir die Wolken nicht zerstreun,
So seht uns nach, wenn wir zum guten Ziele
Beitragen auch mit unserm schlichten Spiele.

Wenn unsrer Helden Blutesströme fließen
Zu schützen das bedrohte Vaterland,
Wenn ihre Lieben Tränen drob vergießen,
Dann denkt, daß phönixartig neu erstand
Ein Volk, das sich zur Arbeit kann entschließen
Für jene, die bestimmt sind, als ein Band
Mit Deutschlands ferner Zukunft uns zu einen
In denen wir fortleben — Unfre Kleinen!

Drum schützet Deutschlands Zukunft, eure Kinder
Kann auch der Mensch nicht jegliche Gefahr
Beseitigen, vermag er doch, daß minder
Bedrohet sei die Jugend, als sie war.
Aufklärung helfe hier als Ueberwinder
Des Unverständs, des Aberglaubens gar;
Bedenkt, manch krankes Kindlein bleibt am Leben
Versteht ihr, rechte Heilung ihm zu geben.

Drum sag' ich nochmals zu der Zeiten Wende,
Gedenkt der Zukunft, denkt ans deutsche Kind!
Und öffnet eure Herzen, eure Hände!
Wenn wir auch hier im Saal nicht viele sind
Und klein nur sein kann manchen Gebers Spende:
Der Tropfen wird zum Meer, der ständig rinnt,
Und stolz darf jeder Geber von sich sagen:
Zum Säuglingschutz hab' ich auch beigetragen!

Friz Kähler.

Aus der Heimat.

Ein einheimischer Dichter, Dr. Karl Wilhelm Friederichs, Oberlehrer an der großen Stadtschule in Rostock, läßt am 18. Februar im Rostocker Stadttheater eine Tragödie, „Genivra“ betitelt, zum ersten Mal aufführen. — Das Drama entnimmt seinen Stoff dem Sagenkreise des Bretonenkönigs Artus, der in seinen letzten Ausstrahlungen auch die Tristan- und Gralsfage umschließt. Aber nicht in den höfischen Minnedienst und die christliche Legende führt uns das Stück, seine Grundlage bilden vielmehr die an die Person des Artus sich knüpfenden Kämpfe zwischen Bretonen und Angelsachsen. Auf diesem sagen-geschichtlichen Grunde erhebt sich der tragische Konflikt zwischen dem schrankenlosen Individualismus des liebebeisenden Weibes und der Macht der sittlichen Kultur, die in der Unantastbarkeit der Ehe das Fundament ihrer Existenz vertheidigt. Die junge Bretonenkönigin Genivra, dem alternden Artus vermählt, ist die Vertreterin des individuellen Freiheitsdranges; sie kämpft, zuerst vom Pflichtgefühl gezügelt, dann aber immer mehr ihrer Liebe zu Moret, dem Neffen des Königs, erliegend, den Kampf um ihr vermeintliches Recht bis zum bitteren Ende. Um diesen Kern des Dramas spielt der farbige Reflex der Nebenhandlungen. Intrigen und Mörderdolche drohen, Trommelwirbel und Schlachtgetümmel, Königswahl und Scheintod drängen sich in bunter Folge. Ueber Erdenleid und Menschenschicksal aber erhebt sich zum Schlusse das triumphierende Bekenntnis: Die Liebe ist des Lebens Majestät. — Auf die Aufführung werden wir noch im Märzheft zurückkommen.*)

Der Senior unserer Landesuniversität, Geheimer Konsistorialrat Professor Dr. theol. und phil. Ludwig Schulze, starb zu Rostock im Alter von 85 Jahren. In Berlin geboren, wo er sich 1859 für neutestamentliche Exegese habilitierte, kam er über Königsberg und Magdeburg 1874 nach Rostock als Ordinarius für Dogmatik und Ethik. Wie die lutherische Kirchenzeitung schreibt, war er auf dem Gebiete der „Brüder von gemeinsamen Leben“ erste Autorität. Aus seiner Feder stammt auch eine wertvolle Lebensbeschreibung über den Rostocker Theologieprofessor Philippi. — Wohl mancher Rostocker wird sich der hohen ehrwürdigen Gestalt — eine echte Theologenerscheinung —, erinnern, die von der treuen Nichte begleitet, mit großen langsamen Schritten durch die Straßen ging. Die Gedächtnisrede, die Professor Hachagen gehalten hat und im Kaufungen-Verlag in Rostock erschienen ist — Preis mit Porto

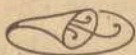
*) Das Drama ist in meinem Kaufungen-Verlag in Rostock als Buch erschienen und kostet mit Porto 2,20 M.

60 Pfg. —, entwirft ein vortreffliches Charakterbild des heimgegangenen Gelehrten. —

Einen Weck- und Mahnruf nennt Georg Barteld-Teterow seine Schrift „Unsere religiöse und sittliche Erhebung“. In dem Vorwort schreibt der Verfasser: „Wenn ich die nachstehenden Ausführungen der Oeffentlichkeit übergebe, so geschieht es in der Absicht den Zweifelnden und Abtrünnigen den Weg zur Wiedergewinnung ihres Seelenfriedens und den Nichtchristen den Weg zur Annahme unserer Religion zu bahnen und, soweit es in meinen Kräften steht, zur sittlichen Hebung unseres Volkes beizutragen. Nach meinem Dafürhalten darf die Neugestaltung unseres Glaubensbekenntnisses nicht mehr hinausgeschoben werden, wenn nicht die Verbreitung unserer Religion behindert und dem Abfall Thür und Thor geöffnet bleiben sollen. Man soll sich doch keiner Täuschung hingeben und alle Leute, die sich bei der Volkszählung in den Listen als Christen bezeichnen, für Christen im Sinne unseres Glaubensbekenntnisses halten. Bei genauer Prüfung dürfte sich noch nicht die Hälfte als gläubige Christen herausstellen. — Auch in Deutschland und in den österreichischen Ländern hat der Unglaube bereits schlimme Wurzeln getrieben.“ Nur schweren Herzens übergebe ich, als Inhaber des Kaufungen-Verlages das Buch der Oeffentlichkeit, habe ich doch immer darauf geachtet, daß die religiösen Veröffentlichungen meines Verlages im Apostolikum wurzelten. Im ersten Teil seiner Schrift versucht der Verfasser alles, was mir von Kind auf verehrungswürdig und heilig, was meines Herzens felsenfeste Ueberzeugung ist, umzustößen. Die Vernunftgründe gegen die Gottessohnschaft Jesu sind sehr einleuchtend und für den, der nicht fest im Glauben steht, überzeugend. Der Verfasser stellt sich allzusehr auf den Boden der reinen Vernunft und vergißt, daß Religion Sache des Gefühls ist. Beim Christentum kommt auf den Glauben alles an. Zinzendorf sagt: „Wenn einer nichts als glauben kann, dann kann er alles machen, der Erde Kräfte sieht er an als ganz geringe Sachen.“ Für den, der glauben kann, gibt es keine Einwände, keine Zweifel, keine sogenannten Vernunftgründe. Wer im biblischen Sinne kindlich glauben kann, wird auch nicht so vermessen sein, alle Geheimnisse Gottes enthüllt sehen zu wollen. Das Sich-nicht-genügenlassen ist der Fehler aller Aufklärung. Barteld segelt eben dahin, wo unser Volk vor hundert und mehr Jahren schon einmal war: in die seichten Gewässer des Rationalismus. Gott, Unsterblichkeit, Moral — das sind die erstrebten Ideale. In der Nachfolge Jesu sollten wir uns wohl üben, er ist aber nicht Gottes Sohn, um unserer Sünde willen gestorben. — Ich sagte schon, die Veröffentlichung des Barteldschen Buches ist mir schwer geworden, und doch begrüße ich das Erscheinen desselben. Es stammt mitten aus unserer lutherischen Kirche und legt ein beredtes Zeugnis davon ab, wie brennend das Interesse der Laienkreise an den religiösen Fragen ist, wie gern die Laienkreise mitarbeiten möchten an der Durchdringung des gesamten öffentlichen Lebens mit dem Geiste des Christentums. Es ist ein offenes männliches Bekenntnis, ein glühender Aufruf zur Tat. Von diesem Gesichtspunkt aus soll uns die Schrift Bartelds wertvoll erscheinen. Und gerade die altgläubigen Kreise sollten

sich mehr als je zu Glaubenstaten aufraffen. Durch wissenschaftliche Apologotik allein wird man keinen Zweifler überzeugen. Keine Theologie kann unwiderlegbar das Dasein eines Gottes, geschweige denn einer göttlichen Dreieinigkeit nachweisen — wie natürlich auch kein Atheist unwiderlegbar nachweisen kann, daß es keinen Gott gibt. Nach dem Kriege wird es auch eine Neuorientierung der kirchlichen Verhältnisse, eine Neuorientierung in Glaubenssachen geben. Der Rationalismus oder die Natürlichkeitsreligion, wie sie Barteld predigt, ist bequem und schmeichelt dem Zeitgeist, sie ist die größte Gefahr für den alten Glauben, denn sie schneidet ihm den Lebensnerv durch. Unseres Erachtens ist es ein sehr bedenklicher Fehler, daß es eine Vermittlungstheologie gibt; vermitteln ist noch lange nicht versöhnen; vermitteln ist oft genug vertuschen; und die Kinder, die eine Vermittlungstheologie zeugt, können nicht leben und nicht sterben. Ein echter Anhänger des alten Glaubens kann keine Zugeständnisse machen und etwa sagen, wie jener Dozent der Brüdergemeinde: im Herzen glaube ich anders, als es der Verstand mir sagt. Die Echtheit des Johannesevangelium leugnen und doch an den Jesus dieses Evangeliums glauben, wie es jener Dozent angeblich vermochte, ist Taschenspielererei also Betrug. In dieser eisernen Zeit ist unser Volk hart geworden und hungert nach kräftiger Kost. Theologische Kunststücke machen nicht satt. Luthers Glauben ist unserer Ueberzeugung nach die Kost, die allein sattmachen kann. Darum sollte unsere lutherische Kirche nicht müde werden, sondern jedes Mittel benutzen, diesen Glauben zu hüten, zu pflegen, zu vertiefen. Daß es in der bisherigen Weise nicht weitergehen kann, ist wohl Meinung jedes Einsichtigen. Vor allen Dingen muß die Kirche aufhören Pastorenkirche zu sein; sie muß Volkskirche werden. — Ich würde mich freuen, aus Leserkreisen Stimmen zu hören, die sich zu dieser überaus wichtigen Frage äußerten. — Die Barteldsche Schrift, die vom Kaufungen-Verlag in Rostock zu 2,20 Mk. portofrei bezogen werden kann, gibt vielerlei Anregung. Ich habe in meiner Notiz nur das Wichtigste streifen können. — Hervorheben möchte ich noch, daß wir selbstverständlich jeder Unbuddsamkeit in religiösen und kirchlichen Dingen abhold sind. Auch in unserem lieben Mecklenburg soll jeder nach seiner Façon selig werden. Wir wollen nur keine Verschommenheit.

Ernst Büschel.



Büchereingang.

Mecklenburgische Literatur.

Mit Napoleon nach Rußland. Tagebuch des mecklenburgischen Offiziers Walsmann aus dem Kriegsjahre 1812/13. — Verlag von Curt Rabigsch in Würzburg br. Mk. 2,40.

Die Arbeit der Universität Rostock im Weltkriege. Rektoratsrede von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Barfurth. Verlag von H. Warkentin in Rostock. Mk. 0,60.

Luther. Bismarck. Von D. Dr. von Bezzel, Oberkons.-Präsident. Verlag von Müller u. Fröhlich in München. Mk. 0,40.

Wann kommt der Friede? Die Wirkungen des U-Bootkrieges in amtlicher Darstellung. Militärische Verlagsanstalt in München. Mk. 0,50.

Die Ziege als Nutztier. Verlag von C. Hinstorffs Hofbuchdruckerei in Rostock. Mk. 1,—.

Flämisch für Offiziere, Mannschaften und Beamte. Verlag von W. Violet in Stuttgart. Kart. Mk. 1,50.

Erdumschlungen, todumbraust! Bilder aus dem Schützengraben- und Festungskrieg. Verlag von Curt Rabigsch in Würzburg. Br. Mk. 1,80.

In den Gluten des Weltbrandes. Berichte und Erzählungen aus dem großen Heiligen Kriege um Deutschlands Ehr' und Oesterreich-Ungarns Recht. 1. Band. Verlag von Curt Rabigsch in Würzburg. Geb. Mk. 5,—.

Sassische Predigt von Pastor H. Hansen to Kropp (bi Sleswig). Verleger von Fritz Priester d. J. to Blomberg in Lippe. Mk. 0,10.

Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatschrift

für heimatliche Kultur und für Aufklärung

Herausgegeben von Ernst Büschel.

11. Jahrgang.

März/April 1918.

Nr. 3/4.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

Zum Gedächtnis Großherzogs Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz.

Von Fr. Winkel.

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölfter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.

(Schiller.)

Gürwahr, das hat das Mecklenburg-Strelitzer Volk in schauriger Weise erfahren müssen. Aus entwölfter Höhe hat es der zündende Donner getroffen bis ins innerste Mark. Während der letzten Monate trauert es zum fünftenmal mit seinem Fürstenhause, und dreimal während dieser Zeit stand es an der Bahre seines Landesherrn. 1904 starb nach 44 jähriger Regierung in hohem Alter Großherzog Friedrich Wilhelm; zehn Jahre später folgte ihm sein Sohn, der von seinem Volk so sehr verehrte Großherzog Adolf Friedrich V., in die Ewigkeit; und jetzt ist der jugendliche Großherzog Adolf Friedrich VI. nach noch nicht vierjähriger Regierung durch einen frühzeitigen jähen Tod aus dem Leben geschieden, einem Leben, das nur Sonnenschein und Glück zu sein schien.

Als am Sonntagmorgen des 24. Februar die freundliche Residenzstadt Neustrelitz die unheimliche Kunde durcheilte: „der Großherzog ist verschwunden!“ da ging es wie ein lähmender Schrecken durch die Bevölkerung, und Bestürzung und bange Sorge sprach aus jedem Antlitz. Zu der quälenden Ungewißheit gesellte sich bald die Ahnung von etwas Schrecklichem, Entsetzlichem. Und wenige Stunden später wurde diese Ahnung zur fürchterlichen Gewißheit: der

Großherzog, der am Sonnabend nachmittag gegen 4 Uhr wie gewöhnlich sein „Parkhaus“ verlassen hatte, kam, ein toter Mann, in sein Heim zurück.

Ein furchtbares Geschick ist über das Mecklenburg-Strelitzer Land gekommen, das ja zu jeder Zeit in Freude und Leid zu seinem angestammten Herrscherhause gestanden hat. Am schwersten getroffen aber ist die fürstliche Mutter des Dahingeshiedenen, die Großherzogin Elisabeth, die, wie einst der greise Kaiser von Oesterreich, von sich sagen kann: „Mir ist nichts erspart geblieben!“ Aber in treuer Kindesliebe tragen mit ihr das herbe Weh die beiden Schwestern des Verbliebenen, die mit dem Bruder durch das Band herzlicher Liebe verbunden waren: Die Prinzessin Julius Ernst zu Lippe, Herzogin Marie zu Mecklenburg, und die Kronprinzessin Milica (Jutta) von Montenegro.

In den nachstehenden Zeilen soll noch einmal kurz darauf hingewiesen werden, was der Heimgegangene seinem Volke war, seinem Volke, das auf ihn so große und berechtigte Hoffnungen setzte und das nun mit blutendem Herzen um sein Hinscheiden trauert.

Als am 10. Juni 1914 Großherzog Adolf Friedrich VI. den Thron seiner Väter bestieg, erließ er eine Proklamation an sein Volk, in der er sagte: „Wir erkennen den Ernst und die Schwere des Berufs, den wir übernommen haben, und werden unablässig bestrebt sein, seinen Anforderungen zur Beförderung der Wohlfahrt Unserer geliebten Untertanen in Treue zu Kaiser und Reich zu entsprechen.“ Daß es ihm Ernst war mit diesen Worten, das haben schon die wenigen Jahre seiner Regierung gezeigt. Es waren noch nicht zwei Monate vergangen, da brach der furchtbare Weltkrieg aus, dessen Ende er nicht mehr hat erleben sollen. „Treu zu Kaiser und Reich“ schickte der jugendliche Großherzog seine Landesfinder mit ernststen Abschiedsworten hinaus ins Feld, und bald folgte er ihnen selbst, zog an ihrer Seite durch Belgien und nahm teil an der Schlacht bei Mons. Und als er dann in die Heimat zurückkehrte, da zeigte ihm der ihn umbrausende laute Jubel, daß er die Herzen seiner Mecklenburger mit einem Schlage gewonnen hatte.

Doch litt es den Fürsten nicht lange daheim; immer wieder zog es ihn hinaus ins Feld, nach Westen und Osten, um seinen Landeskindern nahe zu sein in Not und Gefahr, um die Tapferen zu belohnen, die Verwundeten zu besuchen, die Sterbenden zu trösten, die Gefallenen zu beweinen. Und kam das Weihnachtsfest heran, wie war er bestrebt, seine Soldaten im Felde zu erfreuen mit Liebesgaben aller Art. Was er den Kranken und Sterbenden in den Lazaretten gewesen ist, davon gibt ein beredtes Zeugnis das nachstehende schlichte Gedicht, dessen Verfasser den geschilderten Vorgang im Kriegslazarett „Orphelinat“ in Saint-Quentin selbst erlebt hat.

Das Kreuz des Fürsten.

Von Ernst Bergfeld.

Wehklagen, Wimmern rings umher.
In weißen Betten liegen Kameraden,
Verwundet alle, und die meisten schwer,
Manch Leben hängt nur noch an einem Faden.

Und einer ist besonders schwer getroffen;
Gelähmt der Körper, nur der Kopf noch frei.
Für diesen Kameraden gibt's kein Hoffen;
Nur Stunden noch, dann ist die Not vorbei.

Die Aerzte und die Schwester kommen, gehen.
Da tritt ein deutscher Fürst*) in unsern Saal.
Er will die Todgeweihten nochmals sehen
Und, wenn es möglich, lindern ihre Qual.

Zur Seite sein Minister und daneben
Ein Adjutant mit Kuchen und mit Wein.
Der Fürst möcht' jedem eine Gabe geben
Und möchte allen noch ein Tröster sein.

Nun steht er vor des Hoffnungslosen Bette.
Er greift die Hand; gelähmt sinkt sie zurück.
Nie war der Fürst an solcher Leidensstätte,
Ein Tränenflor verschleiert seinen Blick.

Mit leiser Stimme spricht er zu dem Kranken,
Stellt auf den Tisch, was er an Gaben hat,
Und der, dem schon die Augenlieder sanken,
Er schlägt sie nochmals auf und lächelt matt.

Dies Lächeln geht dem Fürsten an das Herz.
Was kannst dem Armen du noch Gutes tun,
Oh' seine Seele wandert himmelwärts,
Oh' sie von hinnen geht zum ew'gen Ruh'n?

Noch wird von dieser Frage er bewegt;
Da hebt der Fürst die Hand. Raum selbst bewußt,
Nimmt er das Kriegskreuz, das er selber trägt,
Und heftet es dem Kranken auf die Brust.

„Dies Kreuz von Silber, das ich selbst getragen,
Verleih ich dir für deine Tapferkeit;
Es möge deines Fürsten Dank dir sagen
Und etwas Freude bringen in dein Leid!“

So spricht der Fürst und wendet sich zum Gehen;
Der Kreuzgeschmückte sieht ihm dankbar nach.
Und als nachher die Schwestern nach ihm sehen,
Schließt er die Augen und — wird nicht mehr wach.

Und wie im Felde, so daheim. Für die in den Lazaretten seiner Residenz gestorbenen Krieger ließ er auf eigene Kosten einen Ehrenfriedhof errichten. Von Tannen und Wacholder umgeben, liegt der von einem Gitter

*) Großherzog Adolf Friedrich VI.

umschlossene Raum da, gleichmüthig mit einem mächtigen Steinkreuz, das sich auf einem gewaltigen Findling erhebt. Der Wald rauscht über den Gräbern der treuen Kämpfer, und sie ruhen und schlafen ganz in Frieden.

Wie der Soldaten im Felde gedachte Großherzog Adolf Friedrich auch der Nothleidenden in der Heimat. Dort wie hier legte er sich selbst Entbehrungen auf und verzichtete auf manche ihm zustehende Vorrechte, um andern helfen und dienen zu können. Bei allen Unternehmungen, die in seinem Lande veranstaltet wurden, um der Kriegsnot zu steuern, stand er an erster Stelle. Für die Kriegerfrauen gab er einen Theil der „Schloßkoppel“ her zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse; ja selbst auf dem Schloßplatz wurde gesäet, gepflanzt und geerntet nach Herzenslust; und er, zu dessen Lieblingsplänen gerade die Vergrößerung und Verschönerung der prächtigen Parkanlagen seiner Residenz gehörte, freute sich, in dieser Weise beitragen zu können, die Nothe und Sorgen der Zeit zu lindern. War er doch stets bemüht, den Armen zu helfen und für sie zu sorgen, wo er nur konnte, und das dankt ihm so mancher noch über das Grab hinaus. Tränen, von der Armut geweint, trocknen zu können, das machte ihn selbstzufrieden und glücklich.

Seiner Beamten nahm er sich in dieser Kriegszeit an in wohlwollendster Weise. Oft wartete er gar nicht erst eine Bitte ab, sondern half aus eigenstem Antriebe, wo er Sorgen und Leid vermutete. Er gab gern und gab mit vollen Händen. Will man einen Grundzug seines Wesens in kurzen Worten ausdrücken, so darf man sagen:

Seine größte Freude war, andern Freude zu bereiten.

Ist es da zu verwundern, daß sich ihm die Herzen zuneigten? Fühlte doch jeder, daß der Großherzog trotz seiner scheinbaren Verschlossenheit, trotz seiner Vorliebe für die Einsamkeit mit und in seinem Volke lebte und mit ihm teilen wollte Freude und Leid. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, ihm bittend oder von Herzen dankend ins Auge zu schauen, der weiß, was er in seinem Großherzog hatte und was er in ihm verloren hat.

Zu dieser Herzensgüte gesellte sich wahre Herzensfrömmigkeit, und mit Recht hob der Landes-Superintendent Tolzien bei der Trauerfeier in der Schloßkirche zu Neustrelitz (2. März) hervor: „Hier hat er Sonntag für Sonntag gesessen; hier hat er nie gefehlt. Hier hat er Anteil genommen an jeglichem Stück der Gottesdienstordnung, hier war er ein Vorbild der Andacht, ob er sang oder betete oder hörte, rührend wie ein Kind. Und als es Nacht ward, da wollte er wohl die Welt von sich stoßen, aber nicht Gott; sondern nach seinem ausgesprochenen Wort wollte er sich in Gottes Hände ausliefern.“

Seinem Gott und seinem Lande in Treue dienen: das war ihm Herzenspflicht. Und wo suchte er seine Erholung, seine Freude? In der Natur und in der Kunst. Er, der die Großartigkeit der Alpenwelt, die entzückende Schönheit der Adria, die farbenprächtige Flora der Tropenzone und die stilvollen Parkanlagen Englands kannte, empfand doch auch den beruhigenden, bestrickenden Reiz einer mecklenburgischen Landschaft mit Wald und See. Seine Gärten

erfreuten sich seiner besonderen Gunst; täglich besuchte er sie und freute sich ihres Werdens und Wachsens. Täglich ging er durch die schönen, schattigen Wege seines Schloßgartens und der Schloßkoppel, die beide ihm so durchgreifende Verschönerungen verdanken.

Wie so manchem seiner Vorfahren war auch ihm der Sinn für alles Schöne in der Kunst erschlossen, und mit dem Kunstinteresse paarte sich ein feinsinniges Kunstverständnis. Das Neustrelitzer Hoftheater, das einst zu den besten in Deutschland gehörte, wollte er wieder auf die einstige hervorragende Höhe bringen, und an die Stelle des alten Schauspielhauses, das einst vor anderthalb Jahrhunderten zur Zeit Herzog Adolf Friedrichs IV. entstand, sollte ein neues erbaut werden, auch äußerlich würdig eines Tempels der Kunst. Ein Kriegsmuseum, darin Erinnerungen Platz finden sollten, Erinnerungen namentlich an die Zeit der Freiheitskriege, an denen die Mecklenburg-Strelitzer C-Husaren so ruhmvollen Anteil hatten, und eine Gemäldesammlung sollten errichtet werden. Und wer kann sagen, mit welchen Plänen zur Verschönerung seiner Residenz und seines Landes der hohe Herr sich sonst noch getragen haben mag.

Das alles ist nun dahin; dahin auch er, auf den sein Volk mit so berechtigten Hoffnungen und so großem Vertrauen sah.

Noch einmal kamen seine Landeskinder am 1. März in Scharen herbei, um in stummem Schmerz vorüberzuziehen an dem mit Blumen über und über bedeckten Sarg, mit Blumen, die der Entschlafene ja so sehr liebte, an dem Sarg, der ihres geliebten Großherzogs Hülle barg.

Dann kam die Trauerfeier am 2. März, zu der verschiedene Fürsten oder deren Vertreter gekommen waren, in erster Linie S. K. H. der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, den mit dem so jäh Dahingegangenen von Jugend auf innigste Freundschaft verband. In seiner ergreifenden Gedächtnisrede wandte sich Landes-Superintendent Tolzien auch gegen die lüsternden Menschen, die in Wunden wühlen müssen, die nicht Ruhe finden, bis sie auch das Schlimmste noch verschlimmert haben. Sie machen den Thron zum Pranger. „Dem gegenüber“, fuhr der Geistliche mit erhobener Stimme fort, aussprechend, was die Herzen aller treuen Mecklenburg-Strelitzer bei diesem Trauerfall empfinden, „demgegenüber decken wir den Schild der Treue über diesen Toten und bezeugen es laut vor dem ganzen Land, vor aller Welt, von dieser Stätte aus, von der das Wort der Wahrheit gepredigt wird, daß nichts Ehrenrühriges dies Abscheiden veranlaßt hat, sondern Quälereien und Grübeleien, die das Herz matt und den Sinn trübe und den Willen krank machten. So verlief sein Leben in Nacht.“ — — —

Am Sonntag (3. März) kam dann das Ende des furchtbaren Dramas: die Ueberführung der Leiche nach Mirow. Hier, wo einst vor fast 200 Jahren der Herzog Karl Ludwig,^{*)} der Stammvater des jetzigen Strelitzer Fürstenhauses, residierte, hat der Entschlafene seine letzte Ruhestätte gefunden und, seinem

^{*)} Herzog Karl Ludwig wurde geb. am 23. Februar 1708, und der jüngste und vielleicht letzte Sproß seines Hauses, Großherzog Adolf Friedrich VI., starb am 23. Februar 1918, ein merkwürdiger Zufall.

Wünsche gemäß, nicht in der Fürstengruft neben der alten Johanniterkirche, sondern auf der kleinen Insel im Schloßgarten, einst eine wendische Siedelung. Hier singen die Wellen des blauen Sees dem müden Schläfer das Schlummerlied, und durch die Wipfel und Zweige der alten Bäume klingt ein Raunen und Rauschen von alter, längst entschwundener Zeit, da fürstliche Frauen hier einsame Wege wandelten und Fürstentöchter hier spielten und jubelten, die berufen waren, später in weiten Kreisen segensreich zu wirken.



Ein Fürstengrab.

Zur Erinnerung an die Bestattung S. R. H. des
Großherzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg-
Strelitz auf der Insel im Schloßgarten zu Mirow
am 3. März 1918.

Ein grünes Eiland hebt sich aus den Wogen,
Umkost vom Blumenduft im Lenzeswaben,
Darob der Lerchen Lieder jubelnd schweben,
Die Sonne strahlt vom blauen Himmelsbogen.

Und heul? — Was kommt im Märzenschnee
gezogen?

Durch alle Herzen geht ein banges Leben:
Zur Küste ging ein blühend Fürstenleben,
So sonnig-schön und doch — vom Glück betrogen. —

Sei mir gegrüßt, du todgeweihte Stätte,
Da Ruh' dem Ruhelosen ward beschieden,
Da fand ein armes müdes Herz den Frieden.

So schlummre sanft in deinem kühlen Bette,
Wo leis die Wellen rauschen, singen, sagen
Von deiner Ahnen längst vergang'nen Tagen.

Fr. Wintel.



Im Reiche der Sehnsucht.

Frühlingsmärchen von Margarete Mulsow.

Wem unter uns Menschenkindern, ob jung oder alt, vornehm oder gering,
sollte die Sehnsucht unbekannt sein? Wem wäre sie noch nicht begegnet auf

seinem Lebensweg? Haben wir nicht alle schon ihre Macht gespürt, die in unsern Herzen brennt wie ein glühend, verzehrend Feuer? Kennen wir nicht die Gewalt, welche oft unser ganzes Sein bezwingt und Herz und Sinne fesselt wie mit ehernen Ketten? Ach, wir wissen's wohl, was das heißt „sich sehnen.“

Wer ist's aber unter euch, der sich rühmen könnte, die Sehnsucht von Angesicht zu Angesicht zu kennen; wer hat's je gesehen mit leiblichen Augen, wie sie sich, ihre unbezwingliche Macht, dem Menschenherzen mittheilt?

Ich aber bin ein Sonntagskind und gehöre also zu den bevorzugten Menschen, denen viele Dinge „zwischen Himmel und Erde“ keine unlöslichen Rätsel mehr sind, die sehen und hören, was andern sterblichen Augen und Ohren verborgen bleibt, die mit all den kleinen Geistern und Kobolden, derer sich die allgewaltige Natur bedient, in persönlicher Beziehung stehen.

Eines Morgens erwachte ich zu ungewöhnlich früher Stunde. — Was war das? Hatte ich nicht meinen Namen rufen hören? War jemand im Zimmer?

Ich richtete mich auf, lauschte, spähte umher: niemand, nichts. Ach was, da hatte mich wohl ein Traum genarrt, und behaglich legte ich mich wieder auf die Seite.

Aber raunte und flüsterte es nicht wieder und nun gar dicht an meinem Ohr? Wer berührte mich?

Jäh griff ich zu und hielt ein zappelndes, drolliges Kerlchen von Daumenslänge in der Hand.

„Was willst Du denn von mir, Du kleiner Wicht?“ fragte ich ihn überrascht und ärgerlich zugleich, warum störst Du mich?“

Er aber bedeutete mir nur stumm, ihm zu folgen.

Da war ich mit einem Sprung aus dem Bett, schlüpfte blitzschnell in die Kleider, steckte meinen kleinen Besucher in die Rocktasche, aus der er ganz vergnüglich herausschaute, und schritt eilig zum Tore hinaus.

„Was gibt's aber denn heute so außerordentliches zu sehen, Freundchen,“ fragte ich ihn unterwegs, „so erzähl' doch.“

„Pst, pst,“ machte er, „sprich leise, ich will Dir die Sehnsucht zeigen, welche euch Menschen so viel zu schaffen macht; grade heute morgen hat sie ihr Hoflager hier ganz in der Nähe aufgeschlagen.“

Und wir kamen in den nahen Wald. Es war ein Sonntagmorgen. Vom fernen Dorfe klangen die Kirchenglocken herüber. Dem noch vom Morgentau feuchten Boden entstieg ein kräftiger, würziger Erdgeruch. Ueber mir rauschten leis gewaltige Buchen und Eichen im ersten Maiengrün, aus der Ferne schimmerten freundlich schlanke, weiße Birkenstämme herüber; das Farnkraut hatte schon seine wunderzarten Wedel entfaltet; Goldnessel lächelte mir fröhlich entgegen, schwerer, betäubender Maiblumenduft umstrickte meine Sinne; ein bunter Teppich bescheidener, lieblicher Waldblumen breitete sich zu meinen Füßen. Goldner Sonnenschein, junge Frühlingsherrlichkeit lag über der ganzen Welt.

großes Bündel draus schnüren läßt, daß die kleinen Aermchen es nimmermehr umspannen können, und es ihnen selbst große Anstrengung kosten wird, es fortzuschleifen. Ermüdet hocken sie einen Augenblick am Wegrand nieder, ehe sie heimkehren, fahren sie mit der Hand über das heiße Gesichtchen, daß breite Schmutzspuren zurückbleiben, und starren traurig und ernsthaft in die Ferne.

Regt sich in den kleinen Herzen nichts von Frühlingswonne, merken sie nichts von dem erwachenden Leben um sich herum?

Doch was will Frau Sehnsucht beginnen?

Leis flüstert sie mit dem Frühling, und da seh' ich wie viele kleine Blümlein, eins nach dem andern, die zarten Füßchen aus dem Erdreich ziehen und einen lustigen Reigen tanzen, sich necken und jagen mit munteren Sonnenstrahlen im fröhlichen Spiel und sich dann an die armen Kleinen schmiegen, als wollten sie sagen: „Seht uns doch an, wie schön wir sind; wollt' ihr uns nicht mitnehmen, daß ihr euch freuen könnt an uns?“

Und es war, als ob die Kinder den geheimnisvollen Zauber spürten, der sie umwob.

Ihre Augen taten sich auf für all die Lenzespracht ringsum, und ihre Herzen quollen über vor Sehnsucht, tollten und jauchzten zu können wie glückliche Kinder, aber — sie durften nicht; sie mußten an die Heimkehr denken, daß die Mutter nicht schalt, der Vater nicht schlug und der Alte nicht jammerte; sie mußten zurück in die dumpfe, enge Kiste und trugen doch nur die eine einzige Sehnsucht im Herzen, Kinder sein zu dürfen, ohne Pflichten, ohne Sorgen.

„Da ist ein Wunsch, der ihm am Herzen liegt,

Nach dem all' seine Wünsche zielen:

O, laß mich spielen.“

*

*

*

Noch hörte ich in der Ferne das langsame, mühevollen Vorwärtsschleifen des schweren Holzbündels und sah im Geiste die großen, sehnsuchtsvollen Kinderaugen, da erklangen hinter mir Schritte, eilig, immer eiliger, und heran stürmte in vollem Lauf ein schöner Jüngling, mit einem Jodler, der aus des Herzens Tiefen kam, wirbelte er seine leichte Mütze hoch in die Lüfte und warf sich dann ins grüne Moos grad' zu den Füßen der Sehnsucht, streckte und dehnte sich wohligh im warmen Frühlingssonnenschein, horchte auf das Zwitschern der Vöglein und blinzelte vergnügt zum Himmel empor.

Mit herzlichem Wohlgefallen betrachtete ich seine schlanke, jugendliche Gestalt und das frische, fast noch knabenhafte Antlitz mit den glänzenden Augen, aus denen fröhlicher Uebermut und ungebändigte Lebenslust wie zwei kleine Sprühteufelchen hervorlachten.

Ach, wie war es herrlich, hier so träumend im stillen Frühlingswald zu liegen und nichts, nichts weiter zu denken!

Aber schon sprang er wieder empor, lief hier hin, lief dort hin, betrachtete mit Entzücken das zarte junge Laub der Bäume, nickte den Maiglöckchen und Veilchen vergnüglich zu, pflückte ein Tausendschön, küßte es in tollem Ueber-

schwung und führte schließlich vor lauter Freude eine Art Indianertanz auf, daß ich fast hellauf gelacht hätte.

Als er aber hochaufatmend stehen blieb, da trat Frau Sehnsucht an ihn heran und strich ihm liebevoll mit ihrer kühlen Hand übers Antlitz, er aber vermeinte, es sei der junge Morgenwind und sog tief und mit Wohlgefallen die süße Frühlingsluft ein.

Zugleich aber überkam ihn ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit und trostlosen Verlassenseins: „Ich bin allein! — In dieser holden Zeit, da draußen alles jauchzt und blüht und duftet, und alles Leben froh sich regt — allein!“

Was war mit ihm geschehen? Was für wunderbare Gefühle wachten in ihm auf? War das die Liebe, die sich in ihm regte? Träumte er am hellen Tage?

Schaute nicht aus jedem Blümlein zu seinen Füßen ein holder Mädchenkopf hervor?

Er bückte sich; nein! es war Spuß.

Frau Sehnsucht hatte nur für einen Augenblick den Schleier vor seinen Augen gelüftet.

Immer höher schürte sie die Flamme im Herzen des Jünglings; die Blumen dufteten schöner, und ihre Farben wurden leuchtender, als sie geschäftig hin und her eilten in ihrem Dienst; neckische Elfen mit lichtseidenem Haar umspielten ihn, er aber betrachtete gedankenverloren die langen, seidenen Spinnweben, die an seinen Händen haften und seine Wange streiften.

Aber wie er forschte und in sich hineinhorchte, da fand er nichts mehr von sorgloser Fröhlichkeit in seinem Herzen, kein anderer Gedanke ward in seiner Brust lebendig als der eine sehnsuchtsvolle Wunsch:

„O, laß mich lieben!“

*

*

*

Raum war der Jüngling an der nächsten Wegbiegung meinen Blicken entschwunden, da tauchte ein neuer Gast im Reiche der Sehnsucht auf. Ein Mann war's, kraftvoll und ruhig sein Gang. Ernst und besonnen schaute er hinein in die Frühlingswelt; die Zeiten himmelanstürmender junger Liebe lagen weit zurück. Schon lange glänzte der goldene Ehreiß an seiner Hand und ein paar liebe, holdselige Kinder nannte er sein Eigen.

Water und Waterswater und so die Jahrzehnte zurück hatten gearbeitet und geschafft, daß die Mauern des Hauses festbegründet waren und ihn und die Seinen schützten vor allen Unbilden der Natur und der Welt. Für ihn war nichts mehr zu tun übrig geblieben.

In Gedanken versunken schlenderte er den Waldweg entlang.

Aber warum machte er plötzlich Kehrt?

Ich schaute genauer zu, und da entdeckte ich ein paar winzige Gnomen von der Art meines kleinen Besuchers, die 2 breite Sonnenstreifen eingefangen hatten, und sie quer über den Weg legten und ihn so, ihm selber unbewußt, am Weitergehen hinderten.

Aha, Frau Sehnsucht spann wieder ihren Zauber!

Und siehe, da stand sie schon persönlich neben dem Träumer und nahm ihn sanft bei der Hand, er aber folgte einer kleinen, glänzenden Libelle und wäre fast über einen mächtigen Ameisenbau gestolpert.

Neugierig und mit Interesse betrachtete er die fleißigen kleinen Tierchen, und ein wunderbarer Glanz sprang in seinen Augen auf.

Sah er das Bild des Lebens sich abrollen vor seinem Geiste? Sah er die großen, mit den Gütern aller Herren Länder beladenen Handelschiffe auf den Bogen des Weltenmeeres, all die fleißigen Arbeiter in den Kontoren, Fabriken und Bergwerken? Hörte er den Lärm der rastlosen Arbeit auf dem Markt des Lebens?

Und da sollte er nicht mit Hand anlegen dürfen? Sollte seine Kraft nicht messen im Kampf?

Ein herzbeweglicher Ton unbezwinglicher Sehnsucht drang über seine Lippen:

„Soll ich beglückt ein Mensch mit Menschen wandeln:

O, laß mich handeln!“

„O, laß mich handeln,“ noch klang mir im Ohre wieder dieser Sehnsuchts-laut, der sich emporrang aus eines Mannes tiefster Brust, da trat mein kleiner Freund, der mich in der Frühe hinausgeführt hatte in den Wald, an mich heran, trippelte ungeduldig von einem Beinchen auf das andere und mahnte: „Steh auf, Du Träumer, denk' an die Heimkehr, sonst wird man noch kommen und Dich suchen und wird Dich halt einen „Besonderen“ schelten, daß Du so daliegst und alles um Dich herum anschaut, als seien's lebendige Wesen.“

Und ein festes Elfschen lachte mich schelmisch an: „Bist ein Mecklenburger und vergißt, daß es Zeit zum Mittagbrot ist?“

„Wart, Du kleiner Fledermaus.“

Eilig sprang ich auf, es zu haschen. Bald war's hier, bald dort, schaute fichernd unter einem Farnwedel hervor und jetzt, jetzt hatt' ich's gefaßt.

Als ich das kleine Ding aber aufhob, da merkte ich, daß ich ein verkehrtes erwischte hatte, und in der Runde vernahm ich leises, feines, spöttisches Lachen.

Da rüstete ich mich eilig zum Heimweg, als ich aber abschiednehmend einen Blick zu Frau Sehnsucht zurücksandte, da sah ich, daß sie plötzlich hoch-aufgerichtet stand und mit majestätischer Gebärde die Hand ausstreckte.

Augenblicklich ward feierliche Stille ringsum. Auch nicht das leiseste Lüftchen regte sich; unbeweglich standen die Blümlein; die Sonne verbarg ihre Strahlen hinter den Baumstämmen, daß eine wohlthuende Dämmerung herrschte; Elfschen und Gnomen verschwanden in ihren Verstecken; Meister Specht hörte auf zu hämmern; kein zierliches Reh huschte durch das Unterholz; keine flinke Eidechse raschelte im Laube, selbst das Eichhörnchen saß mäuschenstill, nur der holde, prangende Frühling stand am Eingang der Waldlichtung. Wem galten alle diese Vorbereitungen?

Mit fast atemloser Spannung harrete ich des Kommenden.

Und bald tauchte auf dem Waldweg ein alter, gebrechlicher Greis auf. Mühsam humpelte er an zwei Stöcken daher, seine Kniee zitterten, und die Kraft seiner Arme war gebrochen. Seine Augen blickten matt und trübe, und in sein Antlitz hatte das Leben mit ehernem Stift seine Runen gegraben.

Was hatte denn der noch mit der Sehnsucht gemein so hart an des Lebens Grenze?

Und staunend sah ich, daß Frau Sehnsucht diesem alten Manne liebe reich entgegen ging und ihn sanft und unmerklich zu ihrem Ruhelager von schwellendem Moose führte, sein gebeugtes Haupt emporrichtete, daß er die stille, wunderbare Schönheit ringsum schauen konnte.

Da packte ihn, den sonst nichts mehr erfreute, weder die sonnigen, heiteren Tage frohen Genießens noch die Wochen ernster, geräuschvoller Arbeit, plötzlich ein unbezwingliches Verlangen nach Ruhe; aus seinen alten Augen brach ein Strahl brennender Sehnsucht:

„O, laß solch stilles Plätzchen mich erwerben,
Dann ruh'n und sterben.“

*

*

*

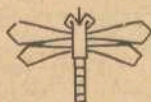
Tief bewegt wandte ich mich zur Heimkehr.

Wie wunderbar war's doch bestellt um Menschenherzen! Von der Wiege bis zum Grabe geleitet uns die Sehnsucht durchs Leben und senkt einem jeden den Wunsch in die Seele, an dem unser Herz mit allen seinen Fasern hängt. Nichts höher steht dem Kind als das fröhliche, sorglose Spiel, dann kommt die unaussprechlich süße, junge Liebe; der Mann auf der Höhe des Lebens begehrt die kraftvolle Tat, und der Greis trägt nur das eine einzige Verlangen nach Ruhe und Frieden im Herzen.

Wem unter euch sollten diese vier Lebenswahrheiten wohl unbekannt sein! Ein jeder hat sie doch mehr oder weniger an sich selbst erfahren.

Nur aber war es vergönnt an diesem denkwürdigen Sonntagmorgen, die Sehnsucht leibhaftig herrschen zu sehen in ihrem Reiche, und ich hab' erkannt, daß sie am mächtigsten und unwiderstehlichsten ist, wenn sie den Frühling im Gefolge hat.

Denket daran, wenn ihr den frühlingsfrischen Wald betretet, daß ihr nicht dem Zauber ringsum erliegt; denket daran, daß ihr im Reiche der Sehnsucht weilt, und — hütet euch.



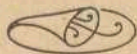
Vorfrühlingsmorgen.

Im Morgentraum
Lieg still ich da.
Im Apfelbaum
Vorn Fenster nah'
Ertönt der Amsel Morgenlied
Mit frohem Klang.
Der süße Sang
Mir lind durch meine Träume zieht.

Und immerzu
Die Amsel singt
Und tiefe Ruh'
Ins Herz mir dringt,
Und was so trüb und dunkel war
Mir im Gemüt,
Von mir entflieht,
Und in mir wird es licht und klar.

Nun wach' ich auf
Mit frischem Sinn,
Und meinen Lauf
Ich froh beginn'.
Doch immerdar geht mir zur Seit'
Der Amselschlag.
Den ganzen Tag
Spür ich geheime Seligkeit.

Raimund Eberhard.



Zur Kriegsverförgung in Mecklenburg.

Erinnerungen und Betrachtungen.

Ich habe, abgesehen von einigen kurzen Reisen, so ziemlich die ganze Kriegszeit in Mecklenburg zugebracht, und zwar in der kleinen Landstadt Doberan. Hier habe ich daher auch alle diejenigen Erfahrungen mit der Kriegsverförgung und Kriegsernährung gemacht, die man machen konnte und machen mußte, wenn man ein Haus und eine Familie zu versorgen hatte.

Wenn ich über diese Erfahrungen öffentlich ein Mal spreche, und dabei auch allerlei Unerfreuliches erwähnen muß, so schicke ich voraus, daß es mir

gänzlich fern liegt, irgendwie eine Anklage gegen die Doberaner Behörden erheben zu wollen — sie haben ihr Möglichstes getan, um der Notlage gerecht zu werden, konnten ja auch nur ausführen, was von oben befohlen wurde. Die Wurzeln der trüben Erlebnisse liegen nicht hier, sondern höher hinauf, nämlich in dem ganz verkehrten Sozialismus, der von Berlin her seinen Einzug in das deutsche Reich gehalten hat. Es wird jetzt viel gestritten über die Frage, ob es schlimmer oder besser gewesen wäre, wenn man von vornherein die Versorgung des deutschen Volkes dem freien Handel überlassen hätte. Die Frage läßt sich mit Sicherheit nicht beantworten, mag daher unerörtert bleiben. Mit vollem Recht darf man aber jetzt sagen, daß der Kriegssozialismus in der Gestalt, die ihm der Gang der Dinge schließlich gegeben, durchaus bankrott gemacht hat. Schlimmer, als es ist, kann es kaum noch werden. Seinen Zweck, das Volk leidlich zu ernähren und zu erwärmen, hat das herrschende System nur in höchst unvollkommener Weise erfüllt. Wir haben hungern und frieren müssen, und dabei doch noch stark vom Kapital gezehrt. Eine große Knappheit aller Lebensmittel, besonders des Brotes, macht sich geltend, und daneben herrscht Teuerung. Parallel mit der materiellen Not läuft die moralische. Raub und Diebstahl, Lug und Trug, speziell Verwilderung der Jugend haben furchtbar zugenommen, die Achtung vor dem Gesetz ist geschwunden, die Integrität gewisser Beamten-Kategorien nicht mehr die alte. Und wenn das alles auch mannigfache Gründe hat — wer möchte behaupten, daß nicht auch die Diktatur der Bürokratie ihren Teil an der Schuld hat?

Ich höre den Einwand, daß es keinen Zweck habe, dergleichen Feststellungen zu machen, selbst wenn sie richtig wären, denn es sei ganz ausgeschlossen, daß in diesem Kriege das herrschende System, selbst wenn es falsch wäre, noch durch ein neues besseres ersetzt werden könnte.

Der letztere Satz ist ohne Zweifel richtig. Für Änderungen des Systems ist es zu spät. Wohl aber kann eine offene Darlegung des Istbestandes die Tendenz verstärken, daß man nach der Herstellung einer freien Ostgrenze den Kriegssozialismus so schnell, wie möglich, „abbaut“ und es dem freien Verkehr überläßt, uns mit Lebensmitteln und anderem Bedarf zu versorgen. Ausnahme mag vielleicht dahin gemacht werden, daß gegenüber den Getreidepreisen dem Bundesrat gewisse diskretionäre Vollmachten übertragen werden.

Als der Krieg ausbrach, stand man vor der Lage, daß Deutschland nicht ganz so viel Brotkorn hervorbrachte, als es verzehrte. Aber diese Lücke war annähernd zu füllen, wenn man den Mut gehabt hätte, die Verwendung von Roggen zum Brennen und von Gerste zum Brauen schlecht hin zu verbieten. Bier und Branntwein sind durchaus entbehrlich. Aber alle Regierungen der Welt sind dem Großkapital gegenüber feige. Und so wies man auch in Berlin ungeheure Kontingente von Brotkorn den Brauern und Brennern zu, die man den Kindern in Gestalt von Grütze und Graupen hätte zukommen lassen sollen. Trotz alledem war immer Gerste zu haben, so lange sie frei war. Ich selbst habe noch 1916 ein Schwein mit Gerstenschrot gemästet. Dann freilich kam die Beschlagnahme, und die Gerste verschwand. Davon aber, daß nun die

Kriegsgesellschaften für die Kinder gesorgt hätten, war keine Rede. Es ging hier, wie es mit tausend anderen Dingen gegangen ist: wer Grüße und Graupen haben wollte, mußte sich auf den Schleichweg begeben. Da war alles zu haben.

Auf die ersten zögernden sozialistischen Schritte folgte die Zeit, wo ein Lebensmittel nach dem anderen von der Bildfläche verschwand. Das Gründen von Kriegsgesellschaften hatte in gewissen Kreisen großen Beifall gefunden. Selbst Nahrungsmittel, die sich ganz und gar nicht für öffentliche „Bewirtschaftung“ eigneten, versielen dem Staat und seiner Bürokratie.

Im Sommer 1916 machte ich eine Reise von Doberan, meinem Wohnort, über Berlin nach Mittel- und Süddeutschland. Überall, in allen Hotels und Bahnrestaurationen, selbst 800 Meter hoch im Thüringer Walde, standen den Reisenden Fische in größter Reichhaltigkeit zur Verfügung, vor allem Schellfisch und Dorsch. In Berlin desgleichen. Die Fülle veranlaßte gelegentlich den Ausruf: wo kommen nur alle die Fische her? Der freie Handel versorgte das deutsche Volk tadellos und zu mäßigen Preisen. Klagen wurden nirgends erhoben. Dann aber kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die „Beschlagnahme“. Die Folge ist für mich gewesen, daß ich an meinem Wohnort, 6 Kilometer von den Fischerdörfern der Ostseeküste, seit zwei Jahren keinen Fisch mehr gesehen habe, weder einen frischen, noch einen gesalzenen. Ein Mal in zwei Jahren gab es offiziell einen Büdling. Wo bleiben alle Fische? Wie ich höre, sollen viel weniger gefangen werden, als früher, und was gefangen wird, geht entweder in die Großstadt, oder den Weg des Schleichhandels.

Die „Bewirtschaftung“ der Eier hatte nur die Folge, daß man schöne gelbe Eierkarten, aber niemals ein Ei bekam. Nur durch den Schleichhandel wurde man von Zeit zu Zeit beliefert.

Ein Lustspielvorwurf ist das Schicksal der Schweine. Was für Experimente hat man gemacht! Man begann damit, die Verfütterung von Kartoffeln zu verbieten — ein Verbot, das kein Mensch befolgte. Hunderttausende von Schweinen sind mit Kartoffeln (und Schrot) gemästet. Der Bürgermeister einer kleinen mecklenburgischen Landstadt teilte mir mit, daß in seinem Ort auf je vier Einwohner ein Schwein geschlachtet sei — ein an sich sehr erfreulicher Zustand, denn der Arbeiter, der ein Schwein schlachtet, ist für ein Jahr lang leidlich versorgt. Hätte man nun dahin gestrebt, die Klein-Mästungen an sich zu fördern, und nur mehr Kartoffeln für die Großstädte zu retten, so war das gewiß zu billigen. Aber statt dessen begannen die bürokratischen Schikanen. Wer schlachtete, sollte das Tier 3 Monate im Hause gehabt haben; die Gerste wurde beschlagnahmt; und überdies zwang man die Schlachtenden noch, Würste und Speckseiten an die Gemeinwirtschaft abzugeben. Ein Preissturz der Ferkel trat ein. Und eine weitere Folge war, daß immer mehr Milchkühe verzehrt wurden, und natürlich die Milch immer knapper und teurer, auch Butter und Fett immer seltener wurden.

Die größten Rätsel giebt auch die Getreide-Versorgung auf, speziell die mit Weizen. Mecklenburg bringt große Mengen Weizen hervor. Aber seit

mindestens 2 Jahren giebt es in Doberan weder Semmel noch Weißbrot noch Weizenmehl. Wer verzehrt denn eigentlich den Mecklenburger Weizen?

Und wo bleibt der deutsche Zucker? Vor dem Kriege erstickten wir in Zucker und versorgten das Ausland. Im Kriege gab es Zeiten, wo man Monate lang ohne Zucker war; gab es etwas, so war die Lieferung so knapp, daß die Hausfrauen Obst und Marmelade mit Chemikalien einmachen mußten.

Das Mindeste, was man von der mit riesigen Vollmachten ausgestatteten Bürokratie hätte erwarten sollen, wäre die Verhinderung von Ringbildungen gewesen. Aber auch da hat sie versagt. Die Weinhändler im ganzen Reich geben auch den sauersten Kräger nicht unter 4 Mark die Flasche ab. Und Frühjahr 1918 verkaufen die Gärtner trotz einer überreichen Bohnen-Ernte das Pfund zu Mk. 4,20 und mehr. Höher hätten die Preise bei freiem Verkehr und ohne die Diktatur der Bürokratie auch nicht klettern können. Den Blumenkohl Samen verkaufen die Menschenfreunde zu Mk. 450,— per Pfund! Natürlich wird dieser Ring die Gemüse-Produktion schwer beeinträchtigen.

Gewiß sind diese ganzen Ernährungsfragen nicht leichter Hand zu erledigen. Aber doch fragt man sich immer wieder, ob in dem bisher befolgten „System“ nicht ein fundamentaler Fehler steckt, der Fehler nämlich, daß man immer nur von der Angst ausgeht, es könnte einer zu viel haben. Auf Rührigkeit und Betriebsamkeit hätte man Prämien setzen sollen, nicht aber dem Fleißigen Fußangeln legen, wie es täglich geschah. Tausende von Verordnungen wurden erlassen, die alle etwas verboten und den Uebertreter mit schwerer Strafe bedrohen. Geholfen hat das alles gar nichts, weil die Kontrolle nicht möglich war. Das Ende war und ist eine Art Anarchie. Die Initiative der Gewissenhaften bleibt gelähmt, während umgekehrt alle diejenigen, bei denen die Energie etwas stärker entwickelt ist, als die Gewissenhaftigkeit, die dreitausend Verordnungen so oder so umgehen. Der Handel des Auslandes hätte angereizt werden müssen, uns zu beliefern. Statt dessen sind gelegentlich den neutralen Ausländern solche Versuche durch Querelen und Schikanen derart verleidet worden, daß sie sich zurückzogen. Dem Erfindungsgeist und der Energie sollten Wege gebahnt werden. Aber im Gegenteil man verlegt sogar die bisher gangbaren Wege, und statt zu fördern, lähmt man. Betriebsame Leute, die sich und die Ihrigen so gut, wie möglich zu versorgen suchen, und Mühe und Arbeit nicht scheuen, werden als „Hamster“ verschrien, und die Faulen und Trägen verlangen dann ihren Anteil am Erwerb der Fleißigen. Das Volk aber muß neben den Friedensbürokraten, die zum Teil im Felde stehen, eine kolossale improvisierte Kriegsbürokratie ernähren, die man Mühe haben wird, wieder zu beseitigen. Und dieser Bürokratie kam es zu gut, daß man während des Krieges aus Patriotismus den Mund halten mußte. Eine Probe, wie diese Behörden ihre Zeit hinbrachten, erlebte ich, als ein Mal einem Kinderheim, dem ich vorstehe, Scheuerlappen amtlich angeboten wurden. Ich bat um ein kleines Quantum. Statt der Lappen kam ein Reskript, daß diese so ohne Weiteres nicht geliefert werden könnten; ich möge erst angeben, wie

hoch in unserem Heim der Friedens-Etat für Scheuerlappen sei! Und dabei klagten alle Behörden über Zeitmangel und Ueberbürdung!

Eine Kalamität ist auch die Heizungsfrage, bezw. die Feuerungsnot. Woher die Not in ihrem ganzen Umfang eigentlich stammt, darüber hat das deutsche Volk von seiner Bürokratie bisher so gut wie gar keinen Aufschluß bekommen. Gewiß ist nur, daß unsere Kohlen massenhaft ins Ausland gehen, nach der Schweiz, nach Holland, nach Skandinavien, und daß wir frieren, wenn wir nicht Holz und Torf zu Phantasiepreisen kaufen, oder, wenn wir arm sind, im Walde das Erforderliche stehlen. Zu der Frage, ob wirklich zwingende Gründe die Belieferung des Auslandes anraten, vermag sich der gewöhnliche Sterbliche keine Meinung zu bilden, da die Informationen fehlen. Da es aber unser auswärtiges Amt ist, das die Verträge geschlossen hat, auf Grund deren wir frieren, so ist die Ansicht, daß wirklich gute Gründe unser Verhalten geleitet hätten, eine keineswegs sehr verbreitete. Bisweilen hört man die Meinung, daß die Kohlenlieferungen an das Ausland zur Hebung der Valuta geschehen; andere glauben an den Eintausch wertvoller Gebrauchsartikel. Aber von Erfolg in diesen Hinsichten ist kaum etwas zu merken gewesen.

Dabei ist die Belieferung der einzelnen Orte die denkbar verschiedenartigste. Während wir in Doberan entweder gar keine Briquets, oder alle 14 Tage einen Zentner bekamen, mußten wir fast täglich mit ansehen, daß ungezählte, mit Briquets hochbeladene Eisenbahnwagen unseren Ort passierten, um Brunshaupten zu versorgen, das doch im Winter nur eine geringe Einwohnerzahl hat. Brunshaupten mag vielleicht das Sechsfache von dem bekommen haben, was den Doberanern geliefert wurde.

Daß die Wirtschaftsmoral tief gesunken ist, sagten wir schon. Die Zeitungen sind voll von Wucher- und Diebstahlsgeheimnissen. Das schlimmste ist aber, daß das Beamtentum von der Korruption mit ergriffen ist, und daß hier und da „russische“ Zustände eingerissen sind. Der Eisenbahnminister mußte im preußischen Landtag zugestehen, daß der Etat der Entschädigungen für verschwundene Sendungen enorm in die Höhe geschneit sei. Auch in Mecklenburg machte man dieselben Erfahrungen. Dezember 1917 fuhrten zwei Damen von Doberan nach Liebenstein in Thüringen. Zwei Koffer nahmen sie mit, zwei Postpakete wurden nachgeschickt. Zunächst verschwanden alle 4 Stücke. Später fand sich ein Koffer wieder an, der dann auf der Rückreise vorübergehend in Verlust geriet. Die Postpakete kamen nach 3 Wochen an, offenbar nach Lebensmitteln durchstöbert. Ähnliche Fälle wiederholen sich fortwährend. Pakete, in die eine Wurst verpackt wurde, kommen regelmäßig, wenn sie überhaupt ankommen, ohne die Wurst an.

Alles in Allem: der Kriegssozialismus hat die Folgen nicht gehabt, die man von ihm erhoffte. Er sollte den Wucher bekämpfen, und hat ihn derart gezüchtet, daß sich des ganzen deutschen Volkes eine Profitgier bemächtigt hat, die an die Gründerzeit nach 1871 erinnert. Er sollte uns wirtschaftlich helfen, und hat versagt, weil Mut oder Einsicht fehlten, den Hebel da anzusetzen, wo er wirksam angefaßt werden konnte. Der Anfang des Krieges schien alle

deutschen Tugenden zu entfesseln, die Uneigennützigkeit, die Genugsamkeit, den Gemein Sinn, die Treue, den Idealismus. Aber heute? Wer wagt zu behaupten, daß wir auf diesem Felde Fortschritte gemacht haben? Der Sittenverfall ist da, und er geht auf dem politischen Gebiet Hand in Hand mit der Bolschewikisierung aller der Institutionen, die uns groß gemacht haben im Lauf einer ruhmvollen Geschichte.

Aber wir wollen nicht mit pessimistischen Ausblicken schließen. Aller Pessimismus ist unfruchtbar. Wir wollen festhalten an der Pflicht, zu arbeiten, und nicht zu verzweifeln. Und die erste Arbeit muß sein: der Abbau des unglücklichen Kriegssozialismus, dem allenfalls nur das eine pädagogische Verdienst zuzugestehen ist, daß er uns die Gefahren alles Sozialismus einleuchtend vor die Augen gestellt hat.

Dietrich von Derken.

Der Vorratsbodenschlüssel.

Skizze von * * *

Ich meine nicht den neuen Vorratsbodenschlüssel, der jetzt in Gebrauch ist und schon alle im Hause vergessen ließ, daß es einmal einen andern gegeben hat. Den alten meine ich, der ein wichtiges Stück unsrer Kindheit war. Er war ganz besonders lang und durch das jahrzehntelange Tragen in Schürzentaschen glatt und blank geworden; an seinem Kopf lief er in der Mitte spitz zusammen, fast wie eine Axt, was ein besonderes Gefühl in den Fingern hervorrief, wenn man ihn dort turnen und sich drehen ließ. Und wie oft tat man das!

Daran war er auch im Dunkeln aus dem Schlüsseltorb im Augenblick zu erkennen. Wie ein Talisman war er, sodaß man gern, ihn in der Hand, im Dunkeln die unbequeme Treppe hinauflief, und wenn man vom Vorratboden links um die Ecke am Plättofen vorbei in den noch dunkleren Gang einbog, dann stolperte man auch nicht über den wegversperrenden Querbalken und tüdlich hingestellte Kohlenkästen. Man fand mit ihm sogar das richtige von den drei großen Schlüssellochern; die beiden falschen waren wohl in der Tür als Andenken an viel frühere verlorene Schlüssel, vielleicht an Einbrüche und damit verbundene interessante Geschichten, lange vor meiner Erinnerung.

Und nun der eigene Ton beim Aufschließen und Öffnen der Tür! Vor sehr langer Zeit lag unsere Schulküche da am Ende des Ganges, dicht neben der Tür zum Vorratboden, und wie tröstlich klangen in die schlimmsten Schulstunden hinein die Schritte der Mutter, das Umdrehen des Schlüssels. Als wir später in den Ferien in jenem Zimmer wohnten und schliefen, ja, auch jetzt noch, wenn wir in ersten seliger Heimatsfreude die Morgenstunden etwas zu lange im Bett ausdehnen, geben diese Geräusche das köstliche Gefühl des Umsorgt- und Geborgenseins. „Mutter geht schon auf den Vorratboden!“ — Was ist denn aber da oben für eine stets fest verschlossene, unzugängliche Schatzkammer?

Wir liebten und fürchteten als Kinder die Geschichte vom Marleneken und vom Machandelboom. Gerade so eine große Kiste mit herunterfallendem Deckel, wie sie Marlenekens Bruder den Kopf abschlug, steht auf unserm Vorratsboden. Sie ist in der Mitte durchgeteilt, und die erste süße Erinnerung zeigt mir drinnen links die Backbirnen, rechts die Backpflaumen. Im Herbst war sie bis oben hin gefüllt, und in dem kräftigen Geruch, der von ihr ausging, waren auch die sonnigen Spätsommertage mit aufgehoben, in denen die ganze Familie beim Backobstzurichten half. Im Garten ist die Bank mitten auf den Rasen gestellt, große Holzkörbe werden von uns Kindern immer wieder mit Fallbirnen vollgesammelt, von den Großen immer wieder geleert und die Birnen entweder nur gevierteilt und entkernt (für den Leutetisch) oder sauber geschält (für unsre herrlichen Backbeern und Klümp). Dazu summen die Wespen und sind kaum von der Birne, die man gerade schält, herunterzubringen; die roten Begonien leuchten aus dem runden Mittelbeet heraus. Und man ißt den Sommer ganz unersättlich in sich hinein mit jeder Birne, die noch durch besonders rote und gelbe Backen zu locken weiß.

Dann darf man auch mit der Mutter zur Obstdarre in der Waschküche mitlaufen, wo auf vielen Drahtböden übereinander das Obst heiß wird und trocknet und man so aufpassen muß, daß nichts verkohlt. Wie manches Mal ist die Mutter unglücklich über zu schwarze Pflaumen — und dabei sind Backpflaumen bei uns überhaupt was viel kostbareres als Backbirnen. In manchen Jahren fehlen sie ganz, weil die gesamte Ernte im großen, blattgeschauerten Waschkessel zu Pflaumenmus verkocht wird; man nimmt dafür die Falläpfel vor, und auf dem Vorratsboden liegen dann in der Kiste als Wintervorrat die Appelbackbeern neben den Beernbackbeern.

Das geht so jedes Jahr weiter, bis der Leutetisch kleiner wird und die letzten paar Knechte, die noch in Dienst gehen, zu fein sind, um Backobst zu essen. Warum soll man ihnen was kochen, wenn es doch nur für die Schweine wieder heraus kommt? Und so verfällt die Darre, die nur bei tüchtigem Gebrauch ganz auf Art ist und für die der Maurer immer keine Zeit hat. Für die paar Pfund Backobst, die noch jedes Jahr herauftommen, lohnt sich die große Kiste auf dem Vorratsboden nicht mehr, und sie finden irgendwo in einer Tonne Platz.

Wir Kinder hätten das vielleicht noch mehr bedauert, wenn wir uns nicht, nach dem Gang der Zeit, auch allmählich an „feinere“ Leckerbissen gewöhnt hätten. So mal ein erlaubter Griff in die Backbeerliste war ja ganz schön — und erlaubt hat die gute Mutter das immer —; aber schöner noch ist ein Stück aus der Schokoladentüte. Nun zogen nämlich die Kolonialwaren in die Kiste ein, und unter den zahlreichen Tüten erkannte man gleich am vielen Aufmachen die große Dresalttüte mit Bruchschokolade. Wie manches Mal hieß es unten als heimlicher Trost, wenn ich als Jüngste irgend wohin nicht mit durfte: Du darfst dir ein Stück Schokolade von oben holen. Da hab ich oft auf der Kiste sitzend das Gefühl des Alleinzuhaufeseins ausgetostet, hab's auch heruntergeessen mit der Schokolade und dann Pläne gemacht: Was nun tun? Auf der

Gartenmauer entlang um den ganzen Garten herum springen — oder in die Traueresche klettern, wo man oben herausguckt und wie auf einem hohen grünen Berg sich umsehn kann, bis in das blaue Warnowtal hinein, soviel die andern alten Bäume durchschimmern lassen, und wo die heimlichsten sehnsüchtigen Gefühle sich ins Herz hineinschleichen. Oder das Schönste: Himbeeren und Johannisbeeren durch ein altes Taschentuch pressen, im Gebüsch, wo nie einer hin kommt, und den roten sauren Saft in leeren Austeruschalen aufheben, am besten in der kleinen Grube, die ich selbst als Speisekammer mit Brettchen ausgelegt habe und von deren Existenz niemand was weiß.

Das war mein bescheidener Anfang hauswirtschaftlicher Betätigung, und viel mehr ist es in den langen Jahren, die nun folgen, nicht geworden. Ohne mein Zutun änderte sich das Aussehn des Vorratsbodens; statt der riesigen Pflaumenmustöpfe und der stattlichen Anzahl von Geleegläsern und weithalsigen Krufen mit Stachelbeeren und sauren Kirschen fingen die Weckgläser an, das Bild zu beherrschen. Und ich bekam eigentlich erst wieder ein näheres Verhältniß zum Vorratsboden, als ich anfing, an mein eigenes Heim zu denken.

Als die Mutter mir aus ihren reichen Erfahrungen so viel mitzugeben versuchte, um einen kleinen Stadthaushalt uodürftig führen zu können, versprach ich ihr meine Hilfe zum großen Reinemachen und Ausweißen des Vorratsbodens, der mittlerweile etwas altersgrau und grämlich aussah. Aber es wurde immer nichts daraus, und man über sah auch gern sein Aeußeres vor dem beneidenswert köstlichen Inhalt. War doch mittlerweile der große Krieg übers Land gekommen und hatte uns das liebe tägliche Brot mit ganz anderen Gefühlen der Ehrfurcht und des Dankes ansehn gelehrt, als unsre Generation sie bis dahin gekannt hatte. Und nun gar erst die Mengen von Würsten unter der Decke, die angeschnittene Speckseite, die man als Kind garnicht sah und jetzt so vollauf würdigt!

Mein ältestes Töchterlein geht einmal mit der Großmutter herauf und wird gefragt, ob's nicht wunderschön da oben ist. Sie schüttelt stumm, in gelegener Aufrichtigkeit, den Kopf. Na, warum denn nicht? Bei uns in der Speisekammer ist's viel ordentlicher. — Da fallen mir meine Versäumnisse ein. Freilich ist's nicht so leicht, in einem Riesenzimmer voll aufgespeicherter Herrlichkeiten Ordnung zu halten wie in einem Stadtschränken von kaum einem Quadratmeter Inhalt. Aber soll darum mein Kind unser Paradies mit kritischen Augen ansehn? Und nun gehts an ein Ausräumen und Ordnen. Der Maurer kommt mit seinem Weißquast in den ausgeleerten Raum, und das Kind darf sehen, wie er viele blaue Farbe in den Kalleimer schüttet und die Wände (natürlich auch den Fußboden) blau macht und wie dann nachher doch alles wirklich ganz weiß wird. Und welche Ordnung blüht jetzt aus jedem Winkel!

Als das Kind alles angesehen und bewundert hat, darf es den Vorratsbodenschlüssel heruntertragen und in den Schlüsselforb legen. Den neuen — denn der alte war fort, als ich einmal nach längerer Abwesenheit nach Hause kam. Keiner ahnte, daß ich ihm nachtrauerte. Hatte ich mir doch immer ge-

dacht, wenn wirklich einmal unser altes Zuhause in fremde Hände übergehn sollte, daß ich ihn dann stehlen und als kostbare Erinnerung mit mir nehmen wollte.

Aber dem neuen bin ich schon deswegen gut, weil er solche traurigen Gedanken ganz verstummen läßt. Wer weiß, vielleicht wird auch ihn die Zeit noch abschleifen und blank und besonders machen und wird er für unsre Kinder noch der Schlüssel zu dem Paradies sein, über dessen sichtbaren irdischen Genüssen die dankbare Freude am Heimatboden liegt.

Aus alten Zeiten.

Erinnerungen an die Erbgroßherzogin Auguste.

Im Jahre 1903 ist ein Buch erschienen, das den Titel führt: Erinnerungen einer Urgroßmutter. Verfasserin ist Katharina Freifrau von Bechtolsheim; geb. Gräfin Bueil, die von 1787 bis 1825 lebte. Diese offenbar bedeutende aus Frankreich stammende Frau hatte als Kind die Flucht ihrer Eltern aus dem Frankreich der Revolution mitmachen müssen. Den größten Teil ihrer Jugend brachte sie in Gotha zu. Ihre Eltern waren am Hofe wohlgelitten, und sie selbst wurde schon in jungen Jahren Hofdame. Aus dieser Stellung heraus verheiratete sie sich mit einem preussischen Offizier, Herrn von Bechtolsheim, der aber nach wenigen Jahren starb und sie als Witwe mit zwei Kindern zurückließ.

Im Jahre 1816 trat sie in Beziehungen zu Mecklenburg.

In Mecklenburg regierte damals noch Großherzog Friedrich Franz I. Sein Sohn war der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, der dreimal verheiratet war, in erster Ehe mit der russischen Großfürstin Helene Paulowna; in zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Weimar; in dritter mit der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, die ihn überlebte.

Der Erbgroßherzog hatte zwei Töchter aus erster Ehe, Prinzessin Marie, aus zweiter Ehe Prinzessin Helene, die nachmalige Herzogin von Orleans. Für diese Prinzessinnen, vor allem für die ältere, wurde eine Oberhofmeisterin gesucht und in Frau von Bechtolsheim gefunden. Die Beziehungen hatten sich in Weimar geknüpft, dessen Hof ja mit dem mecklenburgischen nahe verwandt war. Der Brief, durch welchen der Erbgroßherzog die Frau von Bechtolsheim gewissermaßen ernannt hatte, läßt an Höflichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Tag ihrer Ankunft werde für ihn ein sehr glücklicher sein; er empfehle im Voraus seine Kinder aufs Wärmste ihrer Güte; man könne nicht mehr Dankbarkeit und Hochachtung für sie haben, als er hege. Und schließlich unterzeichnet er: „Ihr sehr geringer (humble) und sehr gehorsamer Diener.“ Hier zeigt sich der übertriebene Respekt, den man damals vor allem hatte, was aus Frankreich kam.

Was nun Frau von Bechtolsheim über Mecklenburg und das Leben am Hofe in Ludwigslust und Doberan mitteilt, ist im Allgemeinen bekannt. Immer-

hin bleibt es von Interesse, zu lesen, was sie über die dritte Werbung des Erbgroßherzogs in Homburg mitteilt.

„Im Frühjahr 1817“ — schreibt sie — „machte mir der Erbgroßherzog die Eröffnung, daß er gesonnen sei, sich seiner Kinder wegen wieder zu vermählen. Er teilte mir mit, daß seine liebe, verstorbene Gemahlin, ihren nahen Tod voraussehend, ihn um das Versprechen gebeten habe, nach ihrem Ableben sich um ihre Cousine, Auguste von Hessen-Homburg, zu bewerben. Sie sagte, der Gedanke, ihre Kinder würden eine zweite Mutter erhalten, von der sie wußte, daß sie alle Eigenschaften besitze, um sie auf ihren Lebenswegen richtig zu leiten, wäre ein großer Trost für sie beim Scheiden aus dieser Welt. Ihre Furcht, die auch der Erbgroßherzog teilte, bestand darin, daß, wenn die Prinzessinnen ohne vertraueneinflößende Stiefmutter blieben, ihre beiderseitigen Großmütter sie für die Zeit ihrer Erziehung bei sich zu haben wünschen würden. Er fügte hinzu, es sei ihm also eine heilige Pflicht, diese ihre Bitte zu erfüllen und er würde bestimmt nach Homburg reisen, um die Prinzessin Auguste kennen zu lernen und sich mit ihr über diese Sache zu besprechen. Zwar habe ihm Prinzessin Wilhelm von Preußen versichert, jene passe garnicht zu ihm, weder in ihren Gewohnheiten noch in ihrem Äußeren und dem Alter nach, doch hielt er dies von seinem Vorhaben nicht ab. Sein Weg nach der Schweiz, woselbst er sich schon seit langem vorgenommen hätte, seinen 16 jährigen Sohn Paul, der sich dort Studien halber aufhielt, zu betuchen, führte ihn über Homburg, wo er ja auch einen kleinen Aufenthalt nehmen konnte. Der Zeitpunkt, an dem er dahin abreiste, ist mir nicht mehr erinnerlich, seine Rückkehr fand jedoch Ende Juli statt. Wir warteten sie ab, um nach Doberan reisen zu können.

Obwohl mir der Erbgroßherzog während seiner Abwesenheit öfter schrieb, hauptsächlich, um Nachricht von seiner Tochter zu erhalten, mit der er übrigens auch im Briefwechsel stand, erfuhr ich erst nach seiner Heimkehr Näheres über diese Brautwerbung, da er es mir vertraulich mitteilte.

Bei seiner Ankunft in Homburg weihte er die Brüder der Prinzessin in sein Vorhaben ein. Diese sowohl als auch derer Mutter, eine Schwester der Großherzogin von Weimar, fanden besagtes Heiratsprojekt für Auguste sehr passend, da sie dieselbe mit allen Geistesvorzügen ausgestattet wußten, welche sie für die vorgeschlagene Stellung geeignet machen mußten. Sie versprachen, den alten Landgrafen darauf vorbereiten zu wollen, drückten aber gleichzeitig die Vermutung aus, daß derselbe anderer Meinung sein würde. Einesteils, weil er aus inniger Liebe sich nicht von ihr trennen könne, anderenteils, weil sie ihm immer in seinen Regierungsangelegenheiten zur Seite stehe und seine vorzüglichste Ratgeberin sei. Die Prinzessin hatte bisher alle Anträge zurückgewiesen. Ihre Brüder waren jedoch überzeugt, daß die Schwester, wenn die Eltern diese Heirat gewährten, deren Willen Folge leisten würde.

Zur Zeit des Todes ihrer Cousine, der Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg, hatte Prinzessin Auguste eines Abends, nachdem sie zu Bette gegangen, eine Erscheinung der sogenannten „weißen Frau“, die sich den Mitgliedern der Hessen-Darmstädtischen Familie dann und wann zeigt. Wie mir

die Prinzessin später selbst versicherte, verursachte ihr dies einen großen Schrecken, zugleich aber hatte sie die Vorahnung, daß ihr damit ein künftiger Heiratsantrag angekündigt würde. Als sie von ihrer Schwester, der Prinzessin Wilhelm von Preußen, bald nachdem der Erbgroßherzog mit derselben über diese Angelegenheit gesprochen hatte, einen Brief erhielt, wollte sie denselben nicht öffnen, befürchtend, er berühre den von ihr geahnten Gegenstand, was auch wirklich der Fall war. Sie zeigte sich jedoch allen Heiratsplänen so abgeneigt, sowohl ihrer 40 Jahre wegen als der stillen Gewohnheiten ihres Lebens und des Bewußtseins halber, ihrem Vater fast unentbehrlich zu sein, daß sie der Schwester ablehnend antwortete. Wenige Tage vor seiner Abreise von Ludwigslust wurde dies durch Prinzessin Wilhelm dem Erbgroßherzog mitgeteilt, welcher sich jedoch in seinem Vorhaben, die Reise über Homburg zu unternehmen, nicht wankend machen ließ. Die Brüder der Prinzessin fanden sie in dieser ablehnenden Stimmung, als sie mit ihr den Antrag des Erbgroßherzogs zuerst besprachen und sie dafür zu gewinnen suchten. Sie war so fest überzeugt, daß ihr Vater dagegen sein würde, daß sie nichts hindern wollte, was auch ihre Brüder bei ihm vorbringen möchten.

Wie mir der Erbgroßherzog später mitteilte, hatte er mit ihr, als er persönlich um sie warb, eine längere Unterredung, in welcher er ihr den Wunsch seiner verewigten Frau und den vorteilhaften Einfluß, den sie auf deren Kinder haben würde, auseinandersetzte. Sie entgegnete darauf, daß er sich wohl auch täuschen könne, wenn er sie so passend für diese Stellung halte, und meinte, er möge sich lieber an die 26 jährige Prinzessin Adelsheid von Meiningen wenden, die als sehr verdienstvoll geschildert werde und gegenwärtig in Frankfurt lebe. Daraufhin erwiderte er: daß, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht und der Wunsch seiner verstorbenen Frau nun auch ganz der seine sei, er sich in seinem Vorhaben nur bestärkt fühle und sich nicht mehr davon abbringen lassen könne, wenn er auch, wie sie es ihm vorschlug, nach Frankfurt ginge, um sich nach der gewiß ausgezeichneten Prinzessin umzusehen. Er schloß damit, daß er sie versicherte, nicht die Hoffnung aufgeben zu können, daß ihr Vater doch noch endlich darein willigen würde.

So geschah es denn auch. Er ging nach Frankfurt, kam aber nach kurzer Zeit wieder zurück, und nachdem Prinzessin Auguste geäußert hatte, sie würde den Willen ihrer Eltern als die Stimme Gottes ansehen, wendeten ihre Brüder, auf Bitten des Erbgroßherzogs, ihre ganze Beredsamkeit auf, um den Vater günstiger zu stimmen; auch die Landgräfin sagte ihm ihre Fürsprache zu. Diesen vereinten Bitten konnte jener nicht länger widerstehen und gab, wenn auch nicht mit Freude, dem ihm sonst sehr zusagenden Freier seine Einwilligung.

Daraufhin reiste der Erbgroßherzog, höchst befriedigt hierüber, in die Schweiz. Er glaubte sich seiner Sache sicherer als sie war, denn bei seiner Rückkehr nach Homburg bat ihn seine Braut aufs inständigste, ihr das Jawort zurückzugeben, da sie den Schmerz und den Unmut ihres Vaters nicht länger ertragen könne. Dieser habe von ihr verlangt, sie solle die Verlobung rückgängig machen. Es schien dies allen sehr unrecht, und die Prinzessin tat es nur

aus kindlicher Liebe und Gehorsam. Der Bräutigam wollte jedoch davon nichts hören und reiste bald darauf nach Mecklenburg, nachdem er den Monat April des folgenden Jahres als Zeitpunkt der Vermählung ausgebeten hatte.

So beglückt er sich nun durch die Annahme seines Antrages fühlte, so schwer fiel ihr das gespannte Verhältnis ihres alten Vaters zum Verlobten. Der Landgraf kam immer auf seine Betrübniß über die bevorstehende Trennung und seinen Wunsch, den Heirathsplan aufzugeben zu wissen, zurück, so daß seine Tochter meinte, diese schwere Zeit nicht überstehen zu können. Man kann sich denken, was ein so edles Herz, wie das der Prinzessin Auguste, leiden mußte, da sie fühlte, daß es nicht mehr in ihrer Macht liege, die Sachlage zu ändern, und sie sich durch ihr gegebenes Wort verpflichtet hielt, den Wunsch ihrer verewigten teuren Cousine zu erfüllen.

Als der Erbgroßherzog im April 1818 zu seiner Vermählung nach Homburg reiste, wurde er dort allseits auf das freundlichste und zuvorkommendste empfangen, nur sein künftiger Schwiegervater zeigte sich ihm selten. Vor der von ihm genehmigten Trauung verließ der alte Herr das Schloß, um dem Abschied von seiner Tochter zu entgehen. Derselben fiel es äußerst schwer, scheiden zu müssen, ohne ihren Vater noch einmal gesehen zu haben."

Soweit der Bericht über die Werbung.

Wie bekannt, war die Dauer dieser Ehe nur eine kurze. Der Erbgroßherzog starb infolge eines Schlaganfalls am 29. November 1819. Die verwitwete Erbgroßherzogin behielt ihren Wohnsitz in Ludwigslust, wo sie ein stilles, aber durch wahre Frömmigkeit und große Herzensgüte ausgezeichnetes Leben führte.

Aus dieser Witwenzeit erzählt Frau von Bechtolsheim noch folgenden Zug: In der ersten Hälfte Septembers des Jahres 1821 erhielt die Frau Erbgroßherzogin eine sehr beunruhigende Nachricht über den Gesundheitszustand ihrer Mutter. Sie entschloß sich, sogleich mit Prinzessin Marie und mir nach Homburg zu reisen, um dieselbe aufzusuchen. Während unserer mit höchster Eile betriebenen Vorkehrungen kamen noch bedenklichere Mittheilungen über die gefährliche Erkrankung der verwitweten Landgräfin von Hessen, und als wir in Homburg anlangten, war sie bereits am Morgen desselben Tages verschieden. Noch unterwegs erhielten wir die Trauerbotschaft, welche die arme Erbgroßherzogin tief-ergriff und erschütterte. In Homburg angekommen, eilte sie weinend und schluchzend zu ihrem Bruder und dessen Gemahlin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von England, um die teure Leiche zu sehen, Prinzessin Marie, Fräulein von Sinclair und ich blieben in den für uns bereiteten Gemächern zurück.

Als ich diesen Abend im Begriffe war, zu Bette zu gehen, wurde an meiner Thür geklopft, und als ich öffnete, erblickte ich die liebe Frau Erbgroßherzogin schon im Nachtkostüm. Mich umarmend, sagte sie: „Sie haben mich trostlos gesehen, und ich wollte nicht zur Ruhe gehen, ehe ich Ihnen gesagt hätte, wie gnädig der Herr für mich war, daß er mir die nötige Kraft und den nötigen Trost verliehen, das Schreckliche zu tragen. Er tut alles wohl und immer zu

unserem Besten, wenn wir es auch nicht gleich verstehen.“ Sie eilte dann schnell hinweg, nachdem sie noch beigelegt hatte, daß die Beisetzung am nächsten Tage stattfinden werde.

Kurze Zeit nach dem Begräbniß kam Prinzessin Adelheid von England, die Schwester der alten Landgräfin, einer geborenen Herzogin von Sachsen-Meiningen, für längere Zeit zu Besuch. Als die erste Trauer vorüber, wurde daher wieder eine vollständige fürstliche Tafel, an welcher der ganze Hofstaat teilnahm, eingerichtet; des Abends versammelte man sich zum Tee, wonach öfter „Votto Dauphin“ gespielt wurde, oder man machte Musik. Meist war es die englische Hofdame Lady Taylor, die uns mit ihrer schönen Stimme vorsang.

Unsre Erbgroßherzogin erschten immer später als die übrigen, weil sie die Abendstunden dazu benutzte, um nach testamentarischem Auftrag ihrer Mutter deren Papiere durchzusehen und zu ordnen; dieselben füllten einen großen Kasten. Dies bedeutete eine gewaltige und langwierige Aufgabe. Diese Arbeit, die sie gründlich vollenden wollte, beanspruchte mehrere Wochen, trotz der Hilfe, die ihr ihr Bruder Ludwig, der preukischer Generalgouverneur war, dabei leistete.

Ende Oktober hatte die Erbgroßherzogin ihr pietätvolles Werk, die Sichtung der Papiere ihrer Mutter, vollendet, und wir reisten zu dieser Zeit nach Rudolstadt, wo sie ihre zwei Schwestern, die Fürstin-Mutter und Fürstin Luise, besuchte.

In Rudolstadt bestand ein sehr angenehmes, intimes Familienleben. Wir fühlten uns dort sehr schnell heimisch. Mich zog besonders die Fürstin-Mutter an, welche sich voll Liebe und Zutrauen für mich bewies und mich sehr häufig in meinem Zimmer aufsuchte. Sodann lebten wir in unser liebes Mecklenburg zurück.

Aus der Heimat.

Ein Rostocker Kind, Fregattenkapitän N e r g e r, war der Kommandant von S. M. S. „Wolf“, das nach fünfzehnmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt in die Heimat zurückgekehrt ist. Seine Vaterstadt hat ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt. E. E. Rat hat folgendes Schreiben an den Seehelden gesandt:

„Hochverehrter Herr Fregattenkapitän!

In heutiger Ratsitzung hat E. E. Rat beschlossen, zum Zeichen der jubelnden Freude, die wie ganz Deutschland, so besonders auch Ihre Vaterstadt Rostock über Ihre erfolgreiche Heldensfahrt mit S. M. S. „Wolf“ und über die glänzende Führung des Schiffes durch Sie erfüllt, und zum Ausdruck innigsten Dankes und hohen Stolzes, daß es ein Sohn unserer Stadt ist, der den vielen Heldentaten in diesem Kriege diese neue einzigartige Leistung hinzugefügt hat, Ihnen die höchste Ehre, über welche die Stadt zu verfügen hat, zu erweisen und Sie zum Ehrenbürger der Seestadt Rostock zu ernennen. Wir

haben den Wunsch, Sie während Ihrer bevorstehenden Anwesenheit in Rostock persönlich in unserer Ratsstube zu begrüßen und die Ernennung in feierlicher Sitzung zu vollziehen. Wegen des Näheren werden wir uns mit Ihnen nach Ihrer Ankunft hierselbst in Verbindung setzen.

Rostock, den 28. Februar 1918.

In aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit
Bürgermeister und Rat.“

Schon bald nach Bekanntwerden der Ankunft des Fregattenkapitäns Nerger mit seinem Hilfskreuzer im Heimatshafen hatten Bürgermeister und Rat der Stadt Rostock ein Telegramm an den erfolgreichen Seefahrer gerichtet, in dem er namens der Stadt Rostock mit folgenden Worten begrüßt wurde: „In den Jubel des gesamten deutschen Volkes über die glückliche Heimkehr S. M. S. „Wolf“ stimmen Rat und Bürgerschaft Ihrer Vaterstadt Rostock besonders freudig ein. Sie sind stolz darauf, daß ein Sohn ihrer Stadt die ihm gestellte schwierige Aufgabe so erfolgreich und bewundernswert gelöst hat, und nehmen neben Ihren nächsten Angehörigen besonderen Anteil an der Freude, daß Sie den stetig Sie umlauernenden Gefahren glücklich entgangen und unverfehrt in die Heimat zurückgekehrt sind. Herzlich heißen wir Sie und die tapfere Besatzung Ihres Schiffes in der Heimat willkommen, und wünschen Ihnen, daß Sie sich bald von den Anstrengungen erholen, die eine fünfzehnmönatliche ununterbrochene Anspannung und Aufregung, nur unterbrochen durch Kämpfe und unmittelbar drohende Gefahren, notwendig zur Folge haben muß.“

Die Mecklenburgische Landwirtschaftliche Woche tagte im Februar in Schwerin.

Ein sehr bekannter und verdienter Mecklenburger ist am 7. März in Domänenrat Meno Rettich verschieden. In der Landwirtschaft wie im politischen Leben Mecklenburgs hat der Heimgegangene jahrzehntelang eine vorherrschende Rolle gespielt. Er war Hauptsekretär und Hauptkassierer des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins; viele Jahre hindurch gab er die Landwirtschaftlichen Annalen heraus. Mehr als drei Jahrzehnte gehörte er dem Deutschen Landwirtschaftsrat in Berlin an, auch war er Mitglied des Mecklenburgischen Landwirtschaftsrates in Schwerin. Diese Ämter beweisen zur Genüge, wieviel Vertrauen die Mecklenburger zu Rettichs Begabung, Kenntnissen und Tatkraft besaßen. Der Höhepunkt seiner Lebensarbeit war seine Tätigkeit im Reichstag, dem er von 1893 — 1906 als Vertreter des 1. Mecklenburgischen Wahlkreises (Hagenow-Grevesmühlen) angehörte. Im Reichstag gehörte er zu den führenden Mitgliedern der Konservativen Partei; in alle großen Kommissionen wurde er gewählt. Als im Jahre 1902 die Zolltarif-Verhandlungen den Reichstag in erster Linie beschäftigten, wählte die Zolltarif-Kommission Domänenrat Rettich einstimmig zu ihrem Vorsitzenden. Seinem politischen Wissen und parlamentarischen Takte gelang es — wie der „Rostocker Anzeiger“ schrieb

in Nr. 58, Jahrgang 1918 — das Zolltariffschiff glücklich durch alle Klippen zu steuern. Nachdem dann das auf wirtschaftspolitischem Gebiete so bedeutsame Werk zustandegebracht war, erkannte der Kaiser die hervorragende Tätigkeit Rettichs als Vorsitzender der Zolltariffs-Kommission dadurch an, daß er ihm den Kronenorden zweiter Klasse verlieh. Als Politiker gehörte Rettich zu jenen Herren-Konservativen, die die Gegenwart durch die Brille veralteter Tradition ansehen, denen jede Fühlung mit der Volksintelligenz — geschweige denn mit dem Volke fehlt, die den Wert des christlich-sozialen Gedankens nicht begreifen. Meines Erachtens ist es eine gute Frucht der Kriegszeit, daß neulich der mecklenburgische Reichstagsabgeordnete von Graefe die Forderung erhoben hat, die konservative Partei müsse, um neue Lebenskraft zu erhalten, eine Volkspartei werden. Darüber wird sich Rettich klar gewesen sein, daß die Zeit nach dem Kriege große Umwälzungen auf parteipolitischem Gebiet bringen wird. Diese Zeit sollte er nicht mehr erleben. Ein schweres Leiden hatte seine Lebenskraft gebrochen. Rettich war eine markante Erscheinung; der große starke Mann mit der Barttracht des alten Kaisers, dem runden Filzhut, dem energisch-eigensinnigen Schritt, der lauten knarrenden Stimme fiel auf, er machte den Eindruck eines bedeutenden Menschen. —

Mecklenburg-Strelitz will ein selbständiges Fürstentum bleiben, da die Strelitzer durch die Einverleibung in Mecklenburg-Schwerin große Nachteile für das Land und die Residenzstadt Neustrelitz erwarten. Aus berufener Feder wird noch ausführlich darauf zurückgekommen werden.

Uraufführung der Ginevra-Tragödie von R. W. Friederichs im Rostocker Stadttheater am 18. Februar. — Kenner behaupten, das Rostocker Stadttheater sei von der künstlerischen Höhe, auf die es Direktor Hagen gebracht hat, beträchtlich heruntergesunken; es sei zu einer Geldquelle für den Direktor geworden; die Kunst käme dabei zu kurz. Ich weiß nicht, was an einem solchen Urteil wahr, was übertrieben ist, denn ich darf mir kein Urteil erlauben, da ich in der Spielzeit 1916—1917 das Theater überhaupt nicht, in der Spielzeit 1917—1918 nur dreimal besucht habe; ich sah eine mittelmäßige Nachmittagsvorstellung der „Heimat“ von Sudermann, eine gute Abendvorstellung der d'Albertschen Oper „Die toten Augen“ und die mit Fleiß vorbereitete Uraufführung der „Ginevra“ von dem Rostocker Dichter R. W. Friederichs. Ich vermag mir also, wie gesagt, kein Gesamturteil über die künstlerischen Leistungen des Rostocker Theaterdirektors zu bilden. Aber ein Verdienst muß ich es nennen, daß der Direktor das Stück eines einheimischen Dichters zur Aufführung brachte. Auch das ist ein Stück Heimatpflege. Hoffentlich sind unsere deutschen Theaterdirektoren durch das verabscheuungswürdige Treiben unserer Feinde endlich klug und mehr deutschempfindend geworden, daß sie auf ihren Bühnen nicht mehr das Ausland vorherrschen lassen. Wir haben tüchtige deutsche Dichter genug, die vor allem ein Anrecht darauf haben, gehört zu werden. Auch R. W. Friederichs verdient es. Der „Rostocker Anzeiger“ vom 20. Februar 1918 schreibt in einer spaltenlangen

Kritik über „Ginevra“: „Die ehrliche aufrechte Arbeit verdient alle Anerkennung“, und die „Rostocker Zeitung“ vom 20. Februar 1918 urteilt: „R. W. Friederichs hat mit seiner Ginevra die Theaterliteratur um ein inhaltreiches, dabei sprachlich formvollendetes, spannend und überaus fließend gehaltenes Bühnenstück bereichert.“

B.



Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Kampf gegen die Tuberkulose. Ein Aufruf zum Eintritt in den unter der Allerhöchsten Schirmherrschaft Ihrer königlichen Hoheiten des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und der Großherzogin Elisabeth von Mecklenburg-Strelitz stehenden Mecklenburgischen Landesverein zur Bekämpfung der Lungentuberkulose geht durch die Zeitungen. Wer wie ich selbst lungenkrank gewesen ist, kennt genau die ungeheure Gefahr der Tuberkulose und weiß den Segen der Lungenheilstätten wohl zu würdigen. Die Tuberkulose ist — wie es in dem Aufruf heißt — die verheerendste Seuche, die am Marke unseres Volkes zehrt; unter günstigen Verhältnissen ist sie heilbar, bis zu einem gewissen Grade ist sie vermeidbar. Der vor 17 Jahren gegründete Mecklenburgische Lungenheilstättenverein hat seit 7 Jahren die Lungenheilstätte in Schwaa in Betrieb. Es sollen aber mehr Fürsorgestellen für Lungenkranke geschaffen werden. Daher hat sich zunächst der bisherige Landesverein in den „Mecklenburgischen Landesverein zur Bekämpfung der Tuberkulose“ mit Satzung vom 18. Juli 1917 verwandelt. Das große, völlig neue Ziel des Vereins ist die Errichtung von Ortsausschüssen, die die Aufgabe haben, Fürsorgestellen zu gründen und zu verwalten. Vier Ortsausschüsse sind zunächst bestimmt worden: Rostock, Schwerin, Waren, Neustrelitz. Zur Erreichung seines edlen Zieles bedarf der Landesverein Geld, viel Geld. Der Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens jährlich drei Mark. Die Tätigkeit des Landesvereins entspringt einem dringenden Bedürfnis der Zeit, ist so edler Natur und muß eine Wohltat für die kranke Menschheit genannt werden, daß man nicht anders kann, als sie zu unterstützen. Wir wollen doch vor allem an die vielen im Felde an Tuberkulose erkrankten Soldaten denken, die Heilung in der Heimat erhoffen, damit sie wieder arbeitsfähig werden können! Darum dürfen wir im Helfen nicht lässig und müde werden! Die Geschäftsstelle des Landesvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose befindet sich in Rostock, Kröpelinstraße 2.

Der „Allgemeine Plattdeutsche Verband E. V.“ (Vorort Berlin), der 106 Vereine vertritt, hat namens dieser bei den Unterrichtsbehörden des niederdeutschen Sprachgebietes beantragt:

1. in den Volksschulen, sowie in den mittleren und höheren Lehranstalten die niederdeutsche Sprache und die Lehren ihrer Geschichte und Bedeutung als pflichtmäßigen Unterrichtsstoff aufzunehmen,

- II. durch Errichtung von Lehrstühlen oder Fassung der Lehraufträge zu bewirken, daß an den Universitäten künftig Vorlesungen und Uebungen über die neu- und mittelniederdeutsche Sprache und Literatur gehalten werden,
- III. bei den Prüfungen im Deutschen einige Kenntnisse über das Niederdeutsche sowohl von Seminaristen als den Kandidaten des höheren Lehramts zu verlangen.

Flugblätter an die deutsche Jugend lagen in einer Rostocker Buchhandlung zum Verkauf aus. Diese Flugblätter — Aufrufe, Predigten, Briefe, Betrachtungen, Abhandlungen und Kapitel großer Meister — wollen keine starre Programmatik deutscher Zukunft, keine eigens für den Frieden zu-rechtgelegten Ziele, keine neue Vielheit der Dinge, sondern eine neue Einheit Mensch. Vor allem wirken nach außen: ausbauende und ordnende Kräfte innen. — So lautet die Anpreisung. — Einer von den großen Meistern, die als Lehrer herangezogen sind, ist auch der Belgier Maurice Maeterlinck, der allerlei „Vom tiefen Leben“ zur deutschen Jugend redet. Maeterlinck ist durch Deutschland berühmt geworden, als Dank dafür beschimpfte uns nach Ausbruch des Krieges dieser Mann in der abscheulichsten Weise. Wir Deutsche verlieren nichts, wenn wir diesen Schmäher deutschen Wesens energisch ablehnen. Zur deutschen Jugend sollen deutsche Geistesgrößen reden. — Auch in obigem Falle wieder das traurige sich Verbeugen des Deutschen vor dem Auslande, noch dazu vor dem feindlichen. —

B.

Was Du mir bist.

Was Du mir bist? Ich will Dir's leise sagen:
Du bist der Frühlingstag mit seinem Lied,
Du bist die Sehnsucht, die in Sternennächten
Mein Herz durchzieht.

Du bist das Heimattal, aus dem ich scheide,
Du bist die Ferne, die mir jubelnd winkt,
Du bist der Quell, aus dem mein Herz mit Lechzen
Die Liebe trinkt.

Anna Korff.

Aussprache.

Ueber politische und religiöse Erörterungen.

I.

Über politische Erörterungen.

Eigentlich sollte in der heutigen Doppelnummer an dieser Stelle der Artikel „Ein heimliches Glück der Mecklenburger“ erscheinen; ich will ihn aber für ein späteres Heft aufheben, denn heute muß ich einige aufklärende Worte über die Frage sagen, ob unsere Zeitschrift Politik und Religion in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen soll oder nicht. Ich werde dazu durch die Zuschrift eines Herrn veranlaßt, der von unserer Zeitschrift nichts mehr wissen will, weil sie

sich mit politischen und religiösen Fragen beschäftigt. Um alle Mißverständnisse und Unklarheiten zu vermeiden, erkläre ich: Unsere Zeitschrift ist kein politisches Blatt, stellt sich darum nicht in den Dienst irgend einer politischen Partei; sie ist aber auch kein kirchliches Blatt, das der positiven oder der liberalen Theologie dient. Die „Mecklenburgische Heimat“ ist eine Monatschrift für Kultur und Aufklärung. Politik und Religion sind aber doch ohne Frage sehr wichtige Kulturangelegenheiten, und jeder vorwärtsstrebende und denkende Mensch verschafft sich gern auf beiden Gebieten soviel wie möglich Aufklärung. Daß wir uns nicht nur auf mecklenburgische Politik beschränken können, liegt klar auf der Hand. Mecklenburg ist ein Teil des deutschen Reiches; es trägt gemeinsam mit den anderen deutschen Stämmen Deutschlands Leid wie jetzt im Weltkriege, es teilt aber auch mit ihnen Deutschlands Freude so, wenn dereinst die Glocken zum Weltfrieden erklingen werden. Die Reichsangelegenheiten sind durchaus nicht gleichgültig für die Bundesstaaten, es hängt doch sehr viel von der Tätigkeit der Reichsleitung nach außen und innen, von der Tätigkeit des Reichstages ab. Leidet Deutschland, so leiden die Bundesstaaten mit, der Weltkring hat's gelehrt. Es kann uns nicht einerlei sein, welches die Ursachen des Weltkrieges sind, der so unendlich viel Not und Elend über Herd und Heimat gebracht, der so tief einschneidend in das öffentliche und private Leben eingegriffen hat. Es kann uns nicht einerlei sein, welche Vorkehrungen von der verantwortlichen Reichsstelle aus getroffen werden, die Hungersnot abzuwehren, ganze Stände und Berufsarten vor der völligen Verarmung zu bewahren, dem schädigenden Wucher zu Leibe zu gehen. Es kann uns nicht einerlei sein, wie Reichsleitung und Reichstag die Zukunft Deutschlands gestalten und sichern wollen. Das alles sind doch wichtige Fragen, soziale, politische, „Lebensfragen“ für uns, an denen wir nicht achtlos vorübergehen dürfen. Wir haben doch nicht nur Pflichten gegen uns und unsere Kinder, sondern auch gegen die Heimat, gegen das deutsche Reich. Um diese Pflichten recht verstehen und ihnen genügen zu können, bedarf es einer staatsbürgerlichen Erziehung.

Mit dieser staatsbürgerlichen Erziehung hat es von jeher im deutschen Volk gehapert. — Der Deutsche war stets zu sehr Parteipolitiker, zu wenig Staatspolitiker. Parteiinteressen wurden über Staatsinteressen gestellt, die Politik bekam dadurch einen kleinlichen Zug. Lebensfragen des Vaterlandes immer nur durch die Parteibrille anzusehen, bringt dem allgemeinen Wohle Schaden. „Das Vaterland über die Partei“ ist der richtige Leitspruch; das Vaterland über die persönlichen Interessen, darin spricht sich rechte Vaterlandsliebe aus.

Wir wollen einmal genau zusehen, wie sich bisher der deutsche Bürger politisch betätigt hat. Er hielt sein Parteiblatt; er besuchte politische Versammlungen, in denen er dem Gesinnungsgenossen zujubelte, den Gegner aber ohne weiteres ablehnte; er beteiligte sich an den Abgeordnetenwahlen; seine politische Meinung gab ihm seine Parteizeitung; er selbst kam zu keiner selbstständigen Beurteilung der politischen Lage, politischer Fragen; für ihn gab es eben nur ein konservatives oder liberales oder rotes Deutschland; an ein Deutschland, dessen Kinder Gerechte und Ungerechte, Gläubige und Ungläubige, in gleicher

Weise konservative, liberale und rote sind — an ein Deutschland, das seinen Kindern gleiche Rechte gewährt, dachte er nicht. Erst beim Eintritt gewaltiger Ereignisse, wie es ein Krieg ist, erinnert er sich daran, daß er nicht nur Parteimensch, sondern in erster Linie Deutscher ist. Dann durchbricht dieses Gefühl alle Parteischranken, dann reicht man dem Gegner die Hand, dann bekennt man aus tieffster Ueberzeugung: „Deutschland, Deutschland über alles!“

So war es im August 1914. Die gemeinsame Empörung über erlittenes Unrecht, das gemeinsame Leid, der gemeinsame Entschluß, für Deutschlands Bestehen bis zum Neuzersten zu kämpfen, — das schmiedete zusammen, das hob den deutschen Bürger auf die Höhe, wo er eigentlich stehen sollte. Nicht in den dumpfen, dunklen, engen Tälern des Parteigezänkes darf er das Heil des Vaterlandes suchen, er dient sich und seinem Vaterlande am besten, wenn er auf der Höhe seines Deutschbewußtseins steht; hier hat er Licht, die reine Luft, den weiten, freien Blick. Ja, die Vorfälle waren recht lobenswert, sie waren auch in reicher Fülle vorhanden, um so mehr mangelte es an Ausdauer.

Die lange Dauer des Krieges, die Gleichgültigkeit, Stumpfheit, Zweifel wachrief; die durch den Krieg herbeigeführten Möglichkeiten, rasch und viel Geld zu verdienen; die sehr notwendige Magenfrage, die Wucher und Schleichhandel im Gefolge hatten; die Meinungsverschiedenheit über die Friedensbedingungen ließen die Geduld kaum standhalten und veranlaßten die Menschen, wieder in die engen Täler hinabzusteigen. Kleinlichkeiten traten wieder in den Vordergrund, und das Parteigezänk zeigte von neuem sein grinsendes Gesicht. — Nun war der deutsche Bürger nicht mehr in erster Linie Deutscher, sondern wieder wie vor dem Kriege Parteimensch. Auf der Höhe zu bleiben, fehlte die Ausdauer, im Tale fühlte man sich wohler. Wie groß der Schaden für die Zukunft, wenn dieser Zustand bleibt.

Wenn wir auf der Westfront siegen, wie wir auf der Ostfront siegreich gewesen sind, dann erhalten wir einen starken Frieden, und das Blut unserer Helden ist nicht umsonst geflossen. Der Sieg über die äußeren Feinde wird vor uns leuchten unvergänglich wie ein heller Stern. Wie aber wird es um den Sieg über den inneren Feind stehen? Wann wird der deutsche Bürger erkennen, daß sein und des Vaterlandes gefährlichster Feind in ihm selbst steckt? Wann wird er erkennen, daß das deutsche Heldenblut auch dafür vergossen ist, daß der deutsche Bürger sich rüstet, würdig des neuen Deutschlands zu sein, d. h., daß er ein neuer Mensch wird?! Darum: Herunter mit der Parteibrille, heraus aus dem Tal, hinauf auf die Höhe! Aufklärung tut not!

Alle Parteiveisheit ist dem Irrtum unterworfen. Parteiveisheit kann auf schwankendem Boden stehen, kann unsichere Stützen haben; oft genug sind es nur Augenblicksstimmungen: Verärgerung, Rachegefühl, verletzte Eitelkeit, verfehlte Spekulation, erhoffte Vorteile, verschämte Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, die den einen oder anderen in diese oder jene Partei treiben — in der Tat: unsichere Stützen! Zu Anfang des Krieges hat der deutsche Bürger gelernt, das Vaterland über die Partei zu stellen; jetzt ist er auf dem Wege, diese heilsame Lehre wieder zu verlernen. Wir wollen doch nie vergessen, daß

unsere Feinde stets mit dem deutschen Parteihader als einen Hauptfaktor für ihre Erfolge gerechnet haben.

„Unbesiegbar sind die Deutschen, wenn sie einig sind,“ das ist des Kaisers Ueberzeugung und wir teilen sie mit ihm. Hier ist die Stütze fest und stark, bewährt jetzt wieder in fast vierjährigem mörderischen Ringen, unser Nationalbewußtsein; in ihm wurzelt die Einigkeit, die uns unbesiegbar macht. Wir können es uns nicht oft genug vorsagen: Deutschland, Deutschland über alles nicht nur innerhalb der Grenzen, sondern auch außerhalb. Dienen wir einer Partei, so dienen wir noch lange nicht uns; wir dienen uns aber, wenn wir Deutschland dienen.

Parteien sind notwendig, heißt es, Gegensätze müssen sein, Kampf schafft Leben. Es wäre vergebliche Arbeit, wollten wir versuchen das Parteiwesen abzuschaffen. Nur eines können wir erhoffen und für dies eine müssen wir wirken, daß in Zukunft der deutsche Bürger und auch die deutsche Bürgerin, denn im neuen Deutschland wird wohl die Frau mehr politische Rechte erhalten, ihre vaterländische Gesinnung nicht mehr durch den Parteigeist kneten und formen lassen; sondern sich zu einer eigenen Meinung emporheben und der Partei nur dienen, solange der Partei einziges Streben dem Wohle des Vaterlandes gilt. Der Wege, die zu diesem Ziele führen, gibt es mancherlei; die Meinungen können verschieden sein, aber nur darf das heilige Ziel nicht aus dem Auge verloren werden! In diesem Sinne gestalte man die Parteien um, im edelsten Wettstreit um des Vaterlandes Wohl sollen sie stehen. Heraus aus der spießigen Enge Sonderinteressen verfolgenden Parteiwesens! Ein für allemal aufräumen mit dem modrigen Geist der Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit, der Bequemlichkeit — dem Geist, der immer nur von zwölf bis Mittag denkt, der andere für sich sorgen läßt, der beim Schätze graben froh ist, wenn er Regenwürmer findet (Faust I)! Fort mit diesem Spießbürgergeist!

Jetzt heißt es, sich erziehen zu einem rechten Staatsbürger, um würdig zu werden für das neue Deutschland und seine ungeheuren Aufgaben. Der Platz mangelt, hierauf näher einzugehen. Aber das sei gesagt: rafft sich der deutsche Bürger im eben gewünschten Sinne auf, dann wird es möglich sein, die geeigneten Männer in den Reichstag zu senden, und das wiederum wird seine Wirkung haben auf die Ernennung geeigneter Staatslenker; unsere Politik, innere und äußere, wird einen Zug der Würde, einen Zug ins Große erhalten. Der Deutsche wird sich nicht mehr einlullen lassen, sondern wachbleiben, sich in jedem Augenblick bewußt, daß es immer um Sein und Nichtsein Deutschlands geht.

Die Forderung nach staatsbürgerlicher Erziehung ist ein Ideal, aber doch ein Ideal, das sich verwirklichen läßt. An seiner Verwirklichung muß auch unsere Zeitschrift mitschaffen, das ist Pflicht gegen das Vaterland.

Ernst Büschel.

Druckfehlerberichtigung.

In dem kleinen Gedicht „Streik“ in Nr. 1/2 auf Seite 27, muß es in der 1. Zeile der 2. Strophe statt „quellt“ — „quillt“ heißen.

Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatschrift

für heimatliche Kultur und für Aufklärung

Herausgegeben von Ernst Büschel.

11. Jahrgang.

Mai/Juni 1918.

Nr. 5/6.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

Der Burgplatz in Mirow.

Von Fr. Winkel.

Auf einer kleinen Insel des Schloßgartens zu Mirow hat der so jäh aus dem Leben geschiedene Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz seinem Wunsche und Willen gemäß seine letzte Ruhestätte gefunden. Wohl nicht nur die idyllische Lage des Platzes veranlaßte den Fürsten, der auf des Lebens Sonnenhöhen wandelte und dennoch so tief unglücklich war, hier sein Grab zu wählen, sondern es waren wohl auch noch andere Gründe, die ihn diese Wahl treffen ließen: liegt doch in der Nähe die alte Johanniterkirche mit der Gruft seiner Ahnen, ist doch der ganze Burgplatz mit Schloß und Schloßgarten aufs innigste verknüpft mit der Geschichte seines Hauses. Von diesem Platz nahm es einst seinen Ausgang, hier hat es nun sein Ende gefunden.

Westlich von dem früher zu Pommern gehörenden Lande Stargard lag in alter Zeit ein unbewohntes, mit Wald und Dornestrüpp bestandenes Gebiet, in dem noch der Ur hauste: das Ländchen Turne, dessen Namen L. Giesebrecht*) von tur-Muerockse, Kühnel dagegen von turn-Dorn ableitet. Erst zu Herzog Heinrich Borwins Zeit, der 1227 starb, wurde damit begonnen, das bis dahin wohl herrenlose, wüste Land urbar zu machen. Er, dessen wendischer Name Borwin soviel bedeutet wie Föhrenwäldler, war es, der den weit sich dehrenden Wald lichten ließ und den Boden für den Feldbau zu gewinnen suchte. Wenigstens wird erst zu seiner Zeit das Ländchen Turne urkundlich erwähnt.

Der Herzog schenkte dem Johanniterorden an beiden Seiten des Mirower Sees sechzig Hufen Landes, und so entstand denn die Komturei Mirow. Der Komtur hatte seinen Sitz auf dem „Burgplatz“, auf dem auch die für die Bebauung der Feldmark erforderlichen Wirtschaftsgebäude sich befanden. Auf diesen 240 Quadratmeter großen Platz, der, soweit er nicht vom See bespült

*) In der Programmabhandlung des Stettiner Gymnasiums v. J. 1863: „Der Fürstenhof zu Mirow während der Jahre 1708 bis 1761,“ die bei obiger Darstellung mehrfach benutzt worden ist.

wurde, durch einen Wall und Graben abgeschlossen war,*) führte eine Zugbrücke zu einem Torturm, dessen unterer Teil noch jetzt erhalten ist.**) Auch eine Kirche entstand wohl bald auf dem Plage; allerdings tritt eine solche urkundlich erst 1351 auf. Da aber schon 70 Jahre früher ein Prior genannt wird, so wird man L. Giesebrecht rechtgeben müssen, wenn er meint: „Das Vorhandensein des Amtes deutet auf das Vorhandensein des Gebäudes.“

Durch Kauf und neue Schenkungen erwarben die Johanniter immer mehr Grundbesitz, auch vermehrten sie immer mehr ihre Gerechtsame, so daß sie von den mecklenburgischen Herzögen kaum noch abhängig waren. Doch kam es später zwischen beiden Parteien zu Streitigkeiten, so daß die Herzöge 1570 die Komturei einzogen, bis 1593 mit Hilfe des Kurfürsten von Brandenburg ein Vergleich zustande kam, nach dem die Herzöge Ulrich und Karl sie dem Herrenmeister „restituiren, dieser aber auch selbige dem Herzog Carl zu Mecklenburg wiedergeben sollte, welcher hingegen sich anheißig gemacht dem Ritterlichen Orden sich dergestalt verwand zu machen, daß er durch von sich gegebene Reverse alles dasjenige zu thun, was er wegen der Comthurei dem Orden zu leisten schuldig, genugsam versichern wolle.“ (Klüver: Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg I, 292.)

Bei Einführung der Reformation in Mecklenburg trat in der Komturei Mirow an die Stelle des Priors ein evangelischer Geistlicher. Der letzte Komtur war der oben genannte Herzog Karl von Mecklenburg, der von 1587 ab einige Jahre in Mirow residierte, 1603 in Güstrow auf den Thron kam, bis 1608 auch in Schwerin regierte und 1610 in Güstrow starb. An ihn erinnert noch heute das alte Wappen am Torhaus, das, da die Fürstentümer Schwerin und Rakeburg damals noch nicht zu Mecklenburg gehörten, nur fünf Felder zeigt.

Im Westfälischen Frieden (1648) kamen die Bistümer Schwerin und Rakeburg als weltlicher Besitz an Mecklenburg. Auch die Komtureien Mirow und Nemerow, von denen die erste schon seit Herzog Karls Tode (1610) für die mecklenburgischen Fürsten verwaltet worden war, wurden säkularisiert und Mecklenburg für die Abtretung Wismars an Schweden überwiesen, Mirow an Schwerin, Nemerow an Güstrow.

Zehn Jahre später wurde Mirow Residenz der beiden Herzöge Karl und Johann Georg von Mecklenburg. Beide sollten nach dem Testamente ihres Vaters, des Herzogs Adolf Friedrich I., die Fürstentümer Rakeburg (Karl) und Schwerin (Johann Georg) erhalten; diese wurden ihnen aber von ihrem Bruder Christian Louis vorenthalten, und sie mußten sich „mit Jahrgeldern und der Residenz in Mirow begnügen.“ Beide starben auch hier, Karl 1670 und Johann Georg 1675, und fanden ihre letzte Ruhestätte in dem damals erbauten fürstlichen Erbbegräbnis in der alten Johanniterkirche. Die Witwe Johann Georgs (Karl starb unvermählt), Elisabeth Eleonora von Braunschweig-Wolfen-

*) Der jetzige Wall mit drei Bastionen und der ihn umschließende Wallgraben entstanden erst 1594.

**) Hier befinden sich die Diensträume des Großherzoglichen Amtes.

büttel, kehrte zurück nach Braunschweig und vermählte sich 1681 wieder mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen.

Der jüngste Bruder Christian Ludwigs, der Herzog Adolf Friedrich II., hatte von seinem Schwiegervater, dem Herzog Gustav Adolf von Güstrow, als Apanage das Amt Feldberg und hernach auch das Amt Strelitz erhalten. Als er nach dem Ableben seiner älteren Brüder mit Berufung auf das Testament seines Vaters seine Ansprüche auf das Fürstentum Rügenburg geltend machte, verweigerte Christian Ludwig ihm dies Land, wie er es früher seinem Bruder Karl verweigert hatte, und Adolf Friedrich mußte sich auf einem zu Lübeck geschlossenen Vertrage (29. August 1694) damit zufrieden geben, „daß gegen Renunciation des Proventus sein Herr Bruder ihm das Amt Mirow und gewisse jährliche Revenuen an Gelde als eine Apanage accordirte.“ (Klüver I, 402).

Noch in demselben Jahre (26. Oktober) starb Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow und wegen der Erbfolge in seinem Lande kam es zwischen seinem Schwiegersohn Adolf Friedrich II. und dem Herzog Friedrich Wilhelm von Schwerin zu langwierigen Streitigkeiten. Infolge des Hamburger Vertrags (8. März 1701) entstanden dann die beiden Linien Schwerin und Strelitz, und Adolf Friedrich II. wurde der erste Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Bald nach seinem Regierungsantritt stiftete er bei der Mirower Kirche das Erbbeerbnis seines Hauses, und schon 1704 wurde seine zweite Gemahlin Johanna, Prinzessin von Sachsen-Gotha, dort beigesetzt. Im folgenden Jahre (10. Juni 1705) vermählte der Herzog sich wieder mit Prinzess Christiane Emilie Antonie von Schwarzburg-Sondershausen, und zwar fand die Vermählung statt in dem Schlosse zu Mirow. Vier Jahre später starb Adolf Friedrich II., und bald folgte ihm sein 1606 geborenes Töchterlein, Prinzess Karoline in den Tod; beide, Vater und Tochter, fanden ihre letzte Ruhestätte im Mirower Erbbeerbnis. Die jugendliche Witwe aber nahm mit ihrem am 23. Februar 1708 geborenen Sohne, dem Prinzen Karl Ludwig, ihren Wohnsitz in dem Schlosse zu Mirow, wo vier Jahre vorher ihre Hochzeit gefeiert worden war. So wurde Mirow zum zweitenmal Fürstenresidenz.

Das Mirower Schloß verdiente aber wohl kaum diesen stolzen Namen. Es war ein unscheinbares, großes Wohnhaus, aus Fachwerk erbaut, und Friedrich der Große hatte gewiß recht, wenn er seinem Vater darüber schrieb: „Dieses hätte ich meine Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorne an der Türe wären gepflanzt gewesen, und daß nicht zwei Kraniche*) Schildwache davor gestanden hätten.“

Außer dem Schlosse befanden sich auf dem Burgplatz „die Gebäude für die Dienerschaft, Ställe, Scheune, Wirtschaftsräume, eine Brauerei und Brennerei, größtenteils leicht gebaut und ohne Symmetrie geordnet. Das Ganze mag für

*) Nach L. Giesebrecht zwei lebendige Kraniche, vermutlich mit gelähmten Flügeln, wie das dama's Sitte war. „Vor dem Schloß König Friedrich Wilhelm I. in Königs- wusterhausen hielten zwei angebundene weiße Adler, zwei schwarze Adler und zwei Bären die Wache.“

ein verwöhntes oder, wenn man will, für ein gebildetes Auge wüßt genug ausgesehen haben.“ (L. Giesebrecht a. a. O.) Die Ansprüche an die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aber waren damals weit geringer als heute, und die Herzogin Emilie Antonie lebte mit ihrer Schwester, Prinzess Luise Albertine von Schwarzburg-Sondershausen, still und zurückgezogen ganz der Erziehung ihres Sohnes, der, gesund an Leib und Seele, heranwuchs, ein frisches, fröhliches Kind. Mit sechzehn Jahren bezog der Prinz die hohe Schule in Gent, wo er einige Jahre verblieb. Dann machte er eine Reise nach Italien und Frankreich und stellte sich in Wien dem Kaiser Karl VI. vor. Nach kurzem Aufenthalt in Mirow ging er wieder nach Wien zurück und trat dort in kaiserliche Kriegsdienste. Im Jahre 1735 vermählte er sich mit Prinzess Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen, und er und seine junge Gemahlin wohnten zunächst gemeinsam mit der Mutter in dem Schlosse auf dem Mirower Burgplaze. Als dem jungen Paare das erste Kind geboren wurde, Prinzess Christiane (Christelschwester in Reuters Dörläuchting), fehlte es bald an Raum in dem Schlosse, und es wurde außerhalb des Burgplatzes an der Südseite des Wallgrabens das „neue“ oder „untere“ Schloß erbaut. Klüver nennt es ein „prächtiges Palais“, doch mündlicher Ueberlieferung nach war es, ebenso wie das alte, aus Fachwerk aufgebaut und nur ein Stockwerk hoch.*) In diesem Hause wurden die andern Kinder des Herzogs Karl Ludwig geboren, von denen am Leben blieben: Prinz Adolf Friedrich IV., der nachmalige regierende Herzog (Dörläuchting), Prinz Karl, der spätere Großherzog und Vater der Königin Luise, Prinz Ernst, Prinzess Sophie Charlotte, später Gemahlin des Königs Georg III. von England und Prinz Georg. Es war ein bewegtes Leben im „Neuen Schlosse“ zu Mirow, aber auch Schloß und Schloßgarten auf dem Burgplaze hallte wohl oft wider von dem Jubel der frohen Kinderschar, und die weite Fläche des Sees bot ja eine prächtige Gelegenheit zu Kahnfahrten nach Mirowdorf und Granzow, um dort den ländlichen Festen zuzuschauen, oder nach dem nahen Holm, einem herrlichen Buchenwald mit einer Försterei, vor der noch heute die Königin-Buche gezeigt wird, unter deren Laubdach einst vor mehr als anderthalb Jahrhunderten Prinzess Sophie Charlotte mit ihren Geschwistern spielte und in ländlicher Einsamkeit ihre Milch verzehrte.

Auch an geistiger Anregung fehlte es nicht am Mirower Hofe; der Hofprediger Büddemann und sein Nachfolger Leithäuser waren hochgebildete Leute, und der Prinzeninformer Genzmer, ein Freund des nachmals so berühmten Archäologen Winkelmann und des Geschichtschreibers Buchholz, war ein hervorragend begabter Mann, der später als Pastor in Stargard auch in weiteren Kreisen sich den Ruf eines tüchtigen und vielseitigen Gelehrten erwarb. Zudem entspann sich ein ziemlich reger Verkehr mit dem Hofe in dem benachbarten Rheinsberg, wo damals der Kronprinz Friedrich von Preußen mit seiner jungen

*) Herzog Adolf Friedrich IV. ließ es später massiv aufführen und ein Stockwerk aufsetzen. 1820 wurde das Schloß zum Lehrerseminar eingerichtet, brannte 1848 bis auf die umgebenden Mauern nieder, wurde aber noch in demselben Jahre wieder aufgebaut und dient heute noch, nachdem es im Innern mehrfach umgeändert worden ist, als Seminar.

Gemahlin residierte. Es ist bekannt, daß dieser geistprühende, witzige Fürst sich in Briefen an seinen Vater über den Mirower Hof, besonders über den Prinzen Karl Ludwig, in einer wenig feinen Weise lustig machte. Ludwig Giesebrecht, der bekannte Dichter und Geschichtsforscher, ein Mirower Pastorensohn, hat in seiner erwähnten Abhandlung: „Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708 bis 1761“ das wahre Verhältnis zwischen den beiden Höfen geschildert, das eben ein wesentlich anderes war, als es nach jenen Briefen den Anschein hat. Kronprinz Friedrich weilte wiederholt in Mirow, er nahm die Stelle eines Taufpaten bei dem ältesten Sohn des Herzogs, dem Prinzen Adolf Friedrich, an und besuchte auch das Schloß der Herzogin Emilie Antonie auf dem Burgplatze, und an eine Lindenlaube im Schloßgarten knüpft sich die Sage, daß er dort einer schönen Prinzessin zu Liebe die Flöte gespielt habe. Wenn auch das Alter jener Laube wohl kaum bis in jene Zeit reicht, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß der Kronprinz seine „Antipoden“, die Mirowesen (les Miroquvis), wie er die Mitglieder des Mirower Fürstenhofs nannte, mit seinem Flötenspiele sollte erfreut haben.

1740 kam der Kronprinz von Preußen auf den Thron und begann noch in demselben Jahre seine Siegeslaufbahn, die ihn bald zu dem großen König und Feldherrn machte, als der er für alle Zeiten in der Geschichte fortlebt.

Zwei Jahre später traf den Burgplatz in Mirow ein schweres Unglück, wie es zwölf Jahre früher den Ort Mirow getroffen hatte: am 4. September 1742 schlug der Blitz in den hölzernen Turm der Kirche; das Feuer griff um sich und zerstörte alle Gebäude auf dem Burgplatz, und auch das Schloß fiel den Flammen zum Opfer; nur der östliche Teil der alten Johanniterkirche blieb verschont.*)

Bald wurde mit dem Wiederaufbau der Gebäude begonnen; doch sollten auf dem Burgplatz nur die Kirche, das Schloß mit den für den Hofstaat erforderlichen Gebäuden und die Brauerei aufs neue erstehen, während die Wirtschaftsgebäude auf der Ostseite des Sees ihren Platz finden sollten.

Zunächst begann man mit dem Bau der Kirche, und am 1. Advent 1744 konnte sie eingeweiht werden; doch war der Turm noch nicht fertig. Als endlich die Mauern hochgezogen waren, fehlte es an Kupfer zur Bekleidung des Daches und der Laterne. Da trat König Friedrich von Preußen helfend ein: er schenkte das nötige Kupfer; und so besitzt die Mirower Kirche noch heute eine Erinnerung an den großen Preußenkönig, der als Kronprinz manche Stunde auf dem Burgplatz verweilte.

Während der Jahre 1749 bis 1751 ließ Herzogin Emilie Antonie nordwärts der Kirche gegenüber, nicht an der Stelle des alten, ein neues Schloß erbauen, das noch heute steht: ein dreistöckiges Haus, ein stattliches, wenn auch nicht gerade prächtiges Gebäude. „Im Umgange mit dem Rheinsberger Hofe hatten sich doch die Vorstellungen von dem, was eine fürstliche Wohnung erfordere, merklich gesteigert.“

*) Dieser Teil ist heute noch deutlich als der ältere zu erkennen.

Nicht lange sollte sich die Herzogin Emilie Antonie ihres neuen Wohnsitzes erfreuen; schon am 1. November 1751 starb sie und überließ das Schloß ihrer Schwester Luise Albertine, die ihr erst vierzehn Jahre später in den Tod folgte. Am 4. Juni 1752 wurde auch Herzog Karl Ludwig durch den Tod abgerufen, und am 11. Dezember desselben Jahres starb sein Bruder, der regierende Herzog Adolf Friedrich III., dem nun, da er keine Söhne hinterließ, der älteste Sohn Karl Ludwigs, Adolf Friedrich IV., in der Regierung folgen mußte. Da dieser aber noch minderjährig war, beanspruchte der Herzog Christian Ludwig II. von Schwerin die vormundschaftliche Regierung. Der junge Prinz aber ging ins Ausland, nach dem damals noch schwedischen Greifswald, wo ihm sogar die Würde des Rectors der Universität verliehen wurde. Nachdem er von dem Kaiser für volljährig erklärt worden war, kehrte er nach Neustrelitz zurück.

Die Hofhaltung in Mirow blieb aber vorerst noch bestehen. Im Schlosse auf dem Burgplatz wohnte die greise Prinzess Luise Albertine von Schwarzburg, in dem „Neuen Schloß“ am Wallgraben die Herzogin Elisabeth Albertine. Von ihren Kindern verließ sie ihr zweiter Sohn, Herzog Karl, etwa 1758, um in hannoversche (englische) Kriegsdienste zu treten und an Preußens Seite am Siebenjährigen Kriege theilzunehmen.

Von Mirow aus schrieb Prinzess Sophie Charlotte, „allem Anschein nach wohlwollend eigensinnig, ohne jemandes Wissen und Rat“ jenen für ihr späteres Leben so bedeutungsvollen Brief an Friedrich den Großen, in dem sie ihn um Schonung ihres Landes während des Krieges bat. Die Gesinnung, die sich in diesem Briefe aussprach, gefiel Friedrich sehr, und noch mehr gefiel sie dem jungen König Georg III. von England, in dessen Hände das Schreiben gelangte; er wählte die Prinzessin zu seiner Gemahlin, und am 8. September 1761 fand die Vermählung statt. Doch weilte damals die fürstliche Mutter, die Herzogin Elisabeth Albertine nicht mehr unter den Lebenden; sie war schon am 29. Juni desselben Jahres in Neustrelitz gestorben, wohin sie, schon krank, gereist war, um mit dem Abgesandten des englischen Königs zu verhandeln, den dieser als Brautwerber gesandt hatte. Nur ihre Leiche kam nach Mirow zurück. Die Hofhaltung in Mirow wurde aufgelöst; die alte Fürstin von Schwarzburg und die Geschwister Adolf Friedrich IV. siedelten über nach Neustrelitz.

So standen denn die beiden Fürstenschlösser in Mirow leer, und Stille herrschte auf dem Burgplatze. Doch die Familiengruft zog immer wieder die Glieder des Fürstenhauses zum Besuche herbei; nur die Königin Sophie Charlotte hat niemals wieder die Stätten gesehen, an denen sie eine so frohe Kindheit verlebte, vergessen aber hat sie ihre Heimat nicht. Dann und wann nahm auch wohl jemand auf kürzere Zeit Wohnung im Schloß, wie zuletzt noch Großherzog Adolf Friedrich V., wenn er im Mirower Forst jagte. Nur wenn wieder einmal ein stiller Gast in die Fürstengruft zog, wurde es für kurze Zeit lebendig auf dem Burgplatz, und Mitglieder und Vertreter der deutschen und europäischen Fürstenhöfe versammelten sich dann zu ernster Feier in dem alten Schloß der Herzogin Emilie Antonie und in der ehrwürdigen Johanniterkirche.

Und jetzt ist wieder ein fürstlicher Gast hier eingezogen: Großherzog Adolf Friedrich VI. hat auf der „Insel“, an der schönsten Stelle des Schloßparks, in dem einst der Ahnherr seines Hauses als Kind spielte, seine letzte Ruhestätte gefunden. Blumen blühen auf des einsamen Schläfers Grab, das die Morgen-
sonne grüßt mit ihren Strahlen und das das Abendrot vergoldet mit seinem Glanz, und nur das Plätschern der Wellen und das Rauschen der alten Bäume unterbricht die feierliche Stille der geweihten Stätte.

Besonders an schönen Sonntagen im Sommer, wenn alles Treiben des Werktages schweigt, herrscht eine wohlthuende, weihevollte Ruhe auf dem Burg-
platze, der dann hinter seinen Wällen verträumt daliegt, ein schlafendes Dorn-
röschen hinter der Zauberhecke, wie Dichteraugen ihn geschaut haben und
Dichtermund ihn besungen hat:

Das Grünspondach der Kirche schimmert fein.
Schierling umspinnt den Friedhof dick mit Spizen. —
Im Schloß der Ahnenbilder dunkle Reihn — —
Gemalte Edelsteine sprühn und blizen.
Traumstill die kleine Stadt. Waldwege dunkeln.
Ehrfürchtig-totenstill die Fürstengruft,
Wo auf den Särgen Kronen leise funkeln. — —
Ein „Jagd ist aus“ — schwebt geisternd in der Luft.
(Frida Schanz.)



Vertrauen.

Im Glanz der Frühlingswonne,
Im Schmuck der Lenzessonne
Wie bist du, Deutschland, schön!
Welch' Blühen und welch' Düften,
Welch' Singen in den Lüften,
Im Thal und auf den Höhen!
Dein will ich sein mit Herz und Hand,
Mein schönes, teures deutsches Vaterland.

Sie wollten feck es wagen,
In Fesseln dich zu schlagen,
Mit Tod dich zu bedräng.
Weh, wenn er hebt die Pranken,
Ihn hemmen keine Schranken,
Den edlen deutschen Leun.
Vom Alpenzug zum Meeresstrand
Erhob, ein Mann, sich stolz das deutsche Land.

Sie kamen hergefahren,
Gewalt'ge Geisterscharen,
Aus weiter Totenflur,
Aus alten Römerwäldern
Aus Rußlands eis'gen Feldern,
Von Leipzig, Mars la Tour:
Zu Millionen, Hand in Hand,
So schirmten sie das deutsche Vaterland.

Getreu wie einst die Ahnen
Stehn wir zu unsern Fahnen;
„Mit Gott!“ ist das Panier.
Und mag in Ungewittern
Der Erde Grund erzittern,
Auf Gott vertrauen wir.
Er schützt und schirmt mit starker Hand
Das schöne, teure deutsche Vaterland.

Und mögen Teufel tollern,
Mag Schlachtdonner rollen,
Mag branden wild das Meer;
Gott selbst im Himmel richtet:
Die Teufel stehn vernichtet;
fest steht das deutsche Heer.
Ein Phönix aus dem Weltenbrand
Steigst du empor, mein deutsches Vaterland!

Fr. Wintel.



Heimatliches.

Von Ernst Büschel.

I.

Die Wagenfrage!

Noch liegt unser Städtchen verträumt da inmitten seiner prächtigen Waldungen; nur ab und an unterbricht das Bähnlein, den Verkehr mit den Oiseebädern vermittelnd, die fast sonntägliche Stille.

Der Winter ist nun endgültig gegangen, die ersten Boten des Frühlings sind da.

In den Gärten der Villen wird fleißig geschafft.

Unser alter Freund, der Geheimrat, arbeitet von früher Morgenstunde bis zum dämmernden Abend mit der Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit des erprobten Beamten.

Im Kamp, unserem Kurpark, an dem Schloß, Rathaus und zwei heißbegehrte Fremdenhöfe stattlich und breit liegen, stolzieren mit Würde die Rentiers, die pensionierten Beamten, die Offiziere a. D.

Täglich werden der Lesetempel und der Musikpavillon, Zeugen ehemaliger Glanzzeit, umkreist; — nur einmal unterbricht man den Rundgang, um die an der Rathhaustür hängenden Kriegsdepeschen zu studieren.

Noch gehört den alten Herren der Kurpark mit seinen hohen wetterharten Buchenbäumen allein — den drei jungen Müttern, die in der Mittagssonne ihre Kriegskindlein spazieren fahren, ist der Aufenthalt selbstverständlich gern gestattet —, aber in einigen Wochen, wenn die Gärten in voller Blütenpracht stehen, sind die Fremden wieder da, die in der Kriegszeit so wenig willkommenen Fremden, die soviel essen und zu Phantasiepreisen den Landleuten die Lebensmittel abhandeln, abringen.

Verwehren kann man es den Fremden nicht, in unser Städtchen zu kommen; sie sind erholungsbedürftig, sie lechzen nach nahrhafterer Kost. In der Großstadt hungern sie — schauernd denken die alten Herren daran und danken im Herzen Gott, dem gütigen Spender, daß sie es im Winter besser hatten als die Großstädter.

Aber dennoch — aber dennoch! Trotz allem Mitgefühls für den hungernen Großstädter — die Unlust wollte nicht weichen.

„Vergessen Sie nicht, Herr Oberst, wie wir im letzten Sommer den geehrten Badegästen zuliebe unter der großen Fleischkalamität zu leiden hatten.“

Der alte schon gebückte Mann mit dem schlohweißen Barbarossabart wurde immer lebhafter:

„Ich bin doch nun schon im vierten Kriegsjahr ein treuer Kunde des Schlachters Frenzel und ich habe wahrhaftig nicht irgendwelche besondere Berücksichtigung verlangt — da mir Spezialgelüste fremd sind — ich forderte nur das mir vom Staate zugebilligte Quantum, aber glauben Sie etwa, daß ich's bekommen habe?! Fleisch war da in Hülle und Fülle, wenigstens doch soviel, daß jeder Einwohner seine Ration bekommen mußte. Aber, wie war's in Wirklichkeit? Ja, die schönsten Braten hingen so recht verlockend in den Läden, aber leider, das Fleisch war schon verkauft, das wanderte in die Seebäder — und für unsereins blieb nichts übrig oder es gab zaddriges Zeug, ein Stückchen Lunge oder ein Stückchen Gehirn.“

„Dja, mein lieber Professor,“ sagte der Oberst mit seiner krächzenden, schon ein wenig zittrigen Stimme, „das ist — der Krieg. Wenn wir an das denken, was unsere braven Jungs im Schützengraben durchmachen müssen, dann erscheinen mir unsere Leiden so unbedeutend, so winzig, daß sie überhaupt nicht der Rede wert sind. Verhungert sind wir bis jetzt noch nicht, und ich hoffe zuversichtlich, daß wir alle mit Gottes Hilfe noch bis zum Frieden aushalten werden.“

„Das mit dem „Schützengraben“ wird ausgerechnet uns alten Bracks immer wieder vorgehalten,“ knurrte ein kleiner Herr mit bartlosem zerknittertem Gesicht. „Das soll natürlich kein Vorwurf gegen Sie sein, Herr Oberst! Als

alter Militär können Sie ja garnicht anders denken. Aber Sie müssen doch zugeben, daß wir von dieser Ermahnung nicht satt werden. Und Sie müssen ferner zugeben, daß sich das, worüber unser alter Freund soeben geklagt hat, tatsächlich so verhält. Ich habe mir von Leuten sagen lassen, die es selbst erfahren haben, daß die Ostseebäder auffallend gut versorgt gewesen sind. Für dickes Geld hätte es alles gegeben. Ja hier bei uns ist es doch vorgekommen, daß die Säuglinge und Wöchnerinnen unserer Stadt eines Tages keine Milch bekamen, weil sie die Fremden wegtranken, die mehr dafür bezahlten. Liegt hier nicht eine schreiende Ungerechtigkeit vor?"

"Oja, mein lieber Landgerichtsrat," erwiderte der Oberst gedehnt, "Sie als Richter sollten es doch am besten wissen, daß in der Welt die Ungerechtigkeit regiert. Uebrigens will ich tausendmal lieber die von Ihnen gerügten Ungerechtigkeiten ertragen, als daß ich die Kriegsgreuel im eigenen Lande, hier in unserer stillen Stadt spüren müßte. Wir können garnicht ermessen, vor welchem Elend wir dadurch bewahrt geblieben sind, daß der Krieg jenseits unserer Grenzen tobt; wäre das nicht der Fall, hätten Sie garnicht zu essen, dann könnten Sie auf den blutgetränkten zerstampften Feldern nach Kartoffeln buddeln, vorausgesetzt, daß man Sie nicht schon vorher an irgend einen Baum geknüpft hätte."

"Ja, ja, ja, ja, ja, ja!" sagte der Jurist ein wenig ärgerlich, "Sie haben eben eine beneidenswerte Art, sich zu trösten. Mir aber hilft so etwas nicht, ich bleibe doch hungrig; und weil ich ungerecht hungern muß, darum ärgere ich mich."

Ein männliches Wesen mit sehr großer tellerartiger brauner Mütze, im weiten braunen Rodenmantel kam den alten Herren entgegen und wick ihnen höflich aus.

"Manu?" knurrte der Landgerichtsrat. "Schon ein Badegast?! Das fängt ja früh an."

"Will sich auch mal bei uns sattessen!" spöttelte der Oberst und stieß seinem unzufriedenen Nachbarn sanft in die Seite. "Ärgern Sie sich nicht zu sehr!"

"Gut, sie sollen kommen, die Badegäste — Männlein und Weiblein!" lenkte bedächtig der Professor ein. "Wir müssen ja auch mal in die Großstadt fahren und dort essen. Also, dagegen ist nichts zu sagen. Aber eins sollen und dürfen die Badegäste nicht tun: sie sollen uns nicht die Lebensmittel zu Phantasiepreisen wegkaufen."

Dem stimmten die beiden andern zu.—

Wenn das der Fremde mit der tellerartigen Mütze und dem Rodenmantel — der Herr machte einen durchaus unheimlichen Eindruck, wegen seines auffälligen Anzuges und seines wohl hartlosen, aber verschlossenen Gesichtes konnte man ihn wohl für einen Ausländer oder gar einen Spion halten — gehört hätte, er wäre gewiß noch höflicher und scheuer an den alten Herren vorübergegangen; denn dieser Mann — ein ganz harmloser Jurist aus Berlin — hatte in der That reiche Einkäufe an Lebensmitteln gemacht.

Und das war so gekommen.

Als er in R. den Berliner D-Zug verlassen hatte und wohlgemut auf dem Bahnsteig umher spazierte, von dem aus er nach unserem Städtchen weiterfahren sollte, trat ein Mann auf ihn zu, lüftete den Hut und fragte leise, ob der Herr von außerhalb wäre? Da die Paßkontrolle durch Kriminalbeamte auf der Strecke Berlin-R. ziemlich scharf ist, griff unser Berliner nach seinen Papieren, und er wurde in seiner Vermutung, einen Kriminalbeamten vor sich zu haben, noch bestärkt durch die verdächtig klingende Frage: „Sie sind wohl in der Großstadt sehr knapp mit Lebensmitteln dran und da wollen Sie wohl hier in Mecklenburg allerlei einkaufen?“

Diese Frage mußte unseren Freund erschrecken, denn leugnen konnte er durchaus nicht, daß er schon längst mit dem Gedanken geliebäugelt hatte: würde es sich gerade zufällig so treffen, wollte er ganz bestimmt nicht vor einem guten Kauf von Schinken oder dänischer Butter zurückschrecken; aber das brauchte er ja dem unheimlichen Frager, der ihn ständig so komisch anseixte, als könnte er seine, des Berliners, innerste Gedanken erraten, nicht zu offenbaren, darum erklärte er schlicht und harmlos:

„Ich gedenke in D. acht Tage zu bleiben, um mich zu erholen.“

Der Geheimnisvolle sah ihm prüfend in die Augen; wenn er doch nur dieses unausstehliche Fixiren lassen wollte!

„Sie könnten doch mal in die Lage kommen — es könnte sich doch mal die Gelegenheit bieten — man würde Ihnen mal einige Lebensmittel anbieten.“

Vorsichtig wehrte unser Berliner ab: „Ich denke ja garnicht daran, mich auf derartig gefährliche Geschichten einzulassen!“

Der Geheimnisvolle brummelte einige unverständliche Worte und wandte sich zum Gehen, dabei streifte er unseren Berliner, und der fühlte, daß ihm ein Zettelchen in die Hand gedrückt wurde; neugierig las er: Der und der hat noch einen Schinken und einige Pfund Butter abzugeben.“

Obwohl nun unser Berliner, wie schon gesagt, ständig mit dem Gedanken geliebäugelt hatte, sich bei günstiger Gelegenheit mit Lebensmitteln zu versehen, empfand er in diesem Augenblick nur eitel Entrüstung.

Er ging — und zwar mit erleichtertem Herzen, da er nun wußte, wen er vor sich gehabt hatte — forschten Schrittes dem Manne nach.

„Hören Sie mal!“

Der nun nicht mehr Geheimnisvolle wandte sich freundlich und verständnisvoll lächelnd um, als wollte er sagen: „Ich hab's ja gewußt“, aber sein Lächeln schwand, als ihm unser Berliner in vorwurfsvollem Tone sagte:

„Sie haben mir da einen Zettel in die Hand gedrückt.“

„Um des Himmels willen, bitte, etwas leiser!“

Der Berliner senkte seine Stimme.

„Sie haben mir da einen Zettel in die Hand gedrückt — ja — wissen Sie denn auch, was für eine Torheit Sie damit begangen haben?“

Der Mann schwieg.

Unser Berliner fuhr fort:

„Es dürfte Ihnen nicht ganz unbekannt sein, daß die Behörde sehr scharf hinter dem Schleichhandel her ist und ihn sehr streng bestraft. — Sie drücken mir da einen Zettel in die Hand!“ —

„Um des Himmels willen, bitte, etwas leiser!“

Dem Berliner schwoll immer mehr der Ramm.

„Sie können ja garnicht wissen, mein Lieber, ob ich nicht ein Kriminalbeamter bin, der auf Schleichhändler fahnden soll.“

Einen Augenblick lang erblickte der Mann, dann aber lächelte er verschmizt:

Für einen Kriminalbeamten reden Sie ein bischen zuviel. Weissen Sie sich doch mal aus!“

Unser Berliner machte ein ziemlich dummes Gesicht:

„Ich wollte Sie nur für alle Fälle warnen.“

Jetzt lachte der andere hell heraus und klopfte dem Warner freundlich auf die Schulter:

„Das lassen Sie nicht Ihre Sorge sein! Ich hoffe, daß wir schon einig werden.“

Und sie wurden einig. Der Berliner bekam den heißersehten Schinken und die nicht minder erwünschte Butter.

Obiger Fall ist wahr und soll sich hartnäckig wiederholen — als Folge des herrschenden Ernährungssystems.

Die Menschen greifen immer wieder nach der verbotenen Frucht; — die einen treibt der Hunger, die anderen die Geminnsucht dazu. Die einen haben andauernd Glück — sie nennen das Richterwischtwerden Glück, — den anderen gelingt es eine Zeit lang, verbotene Wege zu wandeln, bis sie dann doch eines Tages das Mißgeschick ereilt wie jenem Hotelbesitzer in einem unserer Ostseebäder.

Kommt da eines Tages zu ihm ein feingekleideter Herr mit einer Dame und bestellt sich einiges zum zweiten Frühstück, u. a. auch recht delikate Schinkenbrote.

Der Herr macht einen durchaus feudalen, ungefährlichen, vertrauenerweckenden Eindruck, jedenfalls ein besserer Badegast, vielleicht Kriegsgewinnler, der froh ist, einmal etwas recht gutes, langentbehrtes essen zu können.

Run, dem Herrn schmeckt es auch ausnehmend gut, er und seine Begleiterin lassen nichts auf den Tellern übrig.

Jetzt kommt das Bezahlen und die bekannte bange, und doch das Allerbeste erhoffende Frage: „Verlangen Sie auch Fleischkarten?“

Verständnisinnig lächelt der Kellner:

„O bitte, darauf kommt es nicht so genau an!“

Da setzt der feine Herr eine gestrenge Miene auf, holt eine viereckige Karte hervor und erklärt dem völlig entsetzten Ober:

„Ich bin Kriminalbeamter!“

Das Hotel wurde für einige Zeit geschlossen. — Am meisten hat sich der hineingefallene Hotelier darüber geärgert, daß sich der edle Kriminalist erst an seinen fetten Schinkenbrotten delectiert hatte, ehe er sein Geheimnis lüftete. —

Daß die Lebensmittelhamster nicht nur durch die Kriminalpolizei, sondern auch durch die Verkäufer arges Pech erleiden, hat jene ehrenwerte Egoistin in Warnemünde erfahren müssen, die von einem biederen Matrosen zehn Pfund dänischer Butter für den angenehmen Preis von 120.— Mark glücklich erstand und zuhause — in Gedanken schon schwelgend im reichlichen Buttergenuß — beim Auspacken zehn Pfund Lehm entdeckte. —

Wer hätte der ehrenwerten Hamsterin nicht diesen Reinfall gegönnt?! —



Mein Sehnen.

Durch meine Träume rauscht das Meer
Mit klingend hellem Wellenschlag.
O Heimatland, so hoch und hehr,
Wie rufst du meine Sehnsucht wach!

Wie lieb ich dich, wenn scharf vom Nord
Ein starker Sturm die Wellen stört,
Daß man in brausendem Afford
Ein wildes Sturmlied klingen hört.

Wenn stolz die Flotte, Bug bei Bug,
Ein starker Har, die Flut durchzieht,
Zum Kampfe gegen Lug und Trug
Mit schmetternd hellem Flaggenlied.

Und wenn im heitern Sonnenlicht
In stiller Ruh dein Spiegel liegt,
Und sich im sichern Hafen dicht
Die Schar der bunten Schiffe wiegt.

Im Sturm, im heitern Sonnenschein,
Dein Bildnis ist mir gleich vertraut,
Und ferne dir, gedenk ich dein,
Hier, wo des Südens Himmel blaut.

Durch meine Träume rauscht das Meer,
Und wie ein Grüßen ist es mir.
O Heimatland, so hoch und hehr,
Mein tiefstes Sehnen ist bei dir.

Mazedonien.

Hans Ehrke.

Ich liege und schlafe ganz mit Frieden

Es ist dunkle Nacht. Ein kurzes, schweres Gewitter hat mich aus dem Schlummer geweckt, und nun rauscht der Regen segenspendend hernieder, das Gewitter ist vorüber. Nur hin und wieder noch ein schwacher Schein von einem fernen Blitze, aber kein Rollen des Donners, nur leises Säufeln des Windes in den Zweigen der Bäume und einförmiges beruhigendes Rauschen des Regens. Balsamische Kühle dringt durch das offene Fenster in mein Schlafzimmer und verscheucht alle dumpfe Schwüle. So schließe ich denn wieder die Augen und falte die Hände, um von neuem zu entschlummern. So still und friedlich ist alles rings, ein Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins überkommt mich und unwillkürlich zieht mir das Psalmwort durch den Sinn: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“

Doch mit einem Male zuckt es mir wie ein Blitz durch mein Gemüt: Ja, in der That, ich liege hier sicher und wohlbehütet und kann ruhig schlafen. Aber da draußen an den Grenzen Deutschlands, im Feindesland und auf und unter den Fluten des Meeres, stehen da nicht tausende und abertausende, ja Millionen meiner deutschen Brüder in stündlicher Todesgefahr? Und sind nicht in diesen langen Jahren des Krieges hunderttausende und aberhunderttausende dahin gerafft von der Hand des Todes, hinweggemäht von seiner furchtbaren Sichel, hinweggemäht in ihrer blühenden Jugendfrische und ihrer herrlichen Manneskraft, jäh wie vom Blitz getroffen, oder tödlich verwundet und unter Qualen ihr Leben aushauchend. Darunter auch viele liebe Freunde und Verwandte, die mir nahestanden, und um die mein Herz trauert. Und jetzt, im vierten Kriegsjahr, tobt da nicht im Westen, in Flandern und Frankreich ein Kampf, so gewaltig, so ungeheuer, wie noch nie seit Kriegsbeginn, ja wie noch nie seit Anbeginn der Welt? Wollen unsere Feinde uns nicht vernichten, ausrotten, vom Erdboden vertilgen? Tausende von Feuerschländern, von Kanonen, Gewehren, Flammenwerfern und anderen Mordwerkzeugen überschütten unsere Brüder mit Tod und Verderben. Jede Sekunde stehen sie in tödtlichster Todesgefahr. Zur Rechten und zur Linken sinken sie dahin; rings Aechzen, Wimmern und Stöhnen und dazu unausgesetztes, ungeheures Krachen und Dröhnen, Aufblitzen und Auslodern, grauenhaft, Ohren betäubend, Augen blendend, Nerven zerreißend. —

Das Gewitter, das eben hier niedergegangen, mit ein Paar schweren Schlägen und gewaltigem Donner, ach, es ist ja nichts, nein gar nichts, ja ein Kinderspiel gegen dies Krachen und Dröhnen, Blitzen und Flammen, Verderben und Vernichten da draußen. Und dabei hat das Gewitter nach kurzer Zeit ein Ende, da draußen aber rast das Trommelfeuer Tage und Nächte lang unaufhörlich und unablässig. Da gibt's kein Aufatmen, keine erquickende Stille, da auch keine wohlige balsamische Luft. Nein, verpestet ist die Luft von giftigen Gasen und schweflichen Dünsten. Wellen glühender Hitze wogen von berstenden Granaten heran, sengend und verzehrend. — Ach die Phantasie versagt beim

Ausmalen all dieser Schrecken und Grauen. Die Wirklichkeit ist noch viel grauiger, als menschliche Einbildungskraft je sich ausmalen kann. —

Und auch über all dies Grauen und Entsetzen, diesen Höllenlärm, diese Todesnähe, dies Verderben und Vernichten erklingt das an alle Menschen sich wendende Psalmwort:

„Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“

Ist es nicht ein greller Widerspruch, ein schier unerträglicher Hohn?

Nun, ich bin nie im Schützengraben oder auf dem Schlachtfelde gewesen. Ich habe nie diese Hölle da draußen mit erlebt. Aber das eine weiß ich: Seit über 3 Jahren stehen Männer meines Geblüts, deutsche Männer, und darum meine deutschen Brüder, mitten drin in solcher Hölle. Aber die Hölle hat sie nicht überwunden, das Entsetzen hat sie nicht zu übermächtigen, das Todesgrauen sie nicht zu übermannen vermocht. Sie werden, wie sie über drei Jahre lang dem Feinde widerstanden haben, ihm auch fernerhin widerstehen und trotz Hölle, Tod und Teufel den Sieg behalten!

Woher nehmen sie denn nun, woher nahmen sie all diese Jahre die Kraft, den Mut, den Trost, die Hölle zu überwinden, dem Grauen und Entsetzen zu widerstehen, dem Tode fest und freudig ins Angesicht zu sehen, Tage, Nächte, Wochen, Monate lang? Woher, ja woher, da doch alles, was atmet und lebt, den Tod fürchtet und jedes Wesen vor hölligem Grauen und Entsetzen erzittert? Woher, ja woher, so frage ich abermals.

Und wieder klingt mir das Psalmwort durch den Sinn: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne!“

Da muß irgend etwas in ihnen sein, worauf sie felsenfest vertrauen, was nicht wankt noch bricht, wenn rings um sie alles wankt und bricht, ein Etwas, was in allem Tod und Verderben, Grauen und Entsetzen unerschütterlich da steht, von dem aus all ihr Kämpfen, Leiden und Entbehren, Bluten und Sterben Sinn, Weihe, Verklärung erhält, von dem aus plötzlich helles Licht über Not, Tod und Grauen fällt und alles Dunkel und alle Nacht entschwindet.

Was aber ist dies hohe, herrliche, heilige Etwas? Ist's ihr Glück, ihr Wohlergehn, ihr Nutzen, ihr irdischer Vorteil? O nein, bei Gott, nimmermehr. Ein Höheres, Besseres, Heiligeres ist's, das nicht von dieser Welt ist, da in ihr doch alles vergeht und zerbricht. Glück und Glas, wie bald bricht das!

Und nun ziehen mir die herrlichen Paul Gerhard'schen Verse durch den Sinn:

Alles vergehet:	Sein Heil und Gnaden,
Gott aber stehet	Die nehmen nicht Schaden,
Ohn alles Wanken;	Heilen im Herzen
Seine Gedanken,	Die tödtlichen Schmerzen,
Sein Wort und Wille	Halten uns zeitlich
Hat ewigen Grund	Und ewig gesund.

Ja, ja, also ist's. In Gott ist ihr Herz gegründet. Er ist das Leben ihres Lebens, ihr Halt, ihr Trost, ihr Fels, ihre Burg, die nicht zerbricht.

Vielleicht ist's nicht so bei allen, aber doch bei vielen, bei Ungezählten. Mag auch die eiserne Nothwendigkeit sie an ihrem Plage festhalten, so tut's doch die Nothwendigkeit allein nicht. Die Nothwendigkeit gibt keine Lebenskraft, keinen frohen Siegeswillen, keinen Tod und Hölle überwindenden Mut. Aus der Ewigkeit allein strömt Leben und Himmelskraft. Nur ein in Gott gegründetes, in Gott geborgenes, in Gott stille gewordenes Herz steht trotz Tod und Teufel unerschüttert da. Und so schöpfen denn auch unsere Brüder da draußen in der Schlacht aus Gott allein Kräfte des ewigen Lebens. In ihm allein wissen sie sich geborgen, auch wenn die Hölle sie verschlingen und der Tod sie vernichten will. Und ob's ihre Gedanken gleich nicht fassen und ihr Verstand vielleicht mit Zweifeln ringt: ihr Herz ist in Gott gegründet, es steht, es lebt in Gott und schöpft aus ihm allein Leben, wahrhaftiges, ewiges, göttliches Leben, Himmelskraft, unüberwindlichen Todesmut:

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sanken!“

Und: „Kauft man nicht zweien Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt keiner derselbigen auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet. So fürchtet euch denn nicht; ihr seid besser denn viel Sperlinge!“ —

Muß es nicht also mit unendlicher Klarheit in ihnen erklingen, in ihnen, um die wahrhaftig die Welt zu zerbrechen droht, und die Berge versinken. Ja wahrhaftig, sie wissen's: da herrscht nicht Zufall und Willkür, nicht Unvernunft und Sinnlosigkeit. Da gibt's kein Umsonst, kein Vergeblich. Nein, nein, sie wissen's: ihr Leiden und Sterben ist nicht umsonst, nicht vergeblich! Sie stehen, wie wir alle, in Gottes Hand und Er führt am Ende alles wohl hinaus. So wir Ihm Treue halten, wird Er uns Treue halten; so wir Ihm trauen, wird Er mit uns sein und uns nicht verlassen noch versäumen. — So aber auch löst sich der Widerspruch und der gresle Hohn, wenn über das Schlachtfeld das Wort erklingt:

Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.

Ja auch sie können mitten in Not und Tod voll Friedens sein und sicher wohnen, so ihr Herz fest geworden ist in Gott, und aus Ihm Leben, Kraft, Trost, Mut und Vertrauen schöpft. — Ja „es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.“ —

Und nun wird mein Herz so weit und so getrost und so voll heißen Danks; in überquellendem Gefühl werden die Augen feucht, und so hält's mich nicht mehr im Bette. Ich springe von meinem Lager und schaue zum Fenster hinaus in die kühle, schweigende Nacht und empor zum Himmel, wo nun die Sterne köstlich blinken und still und ruhig ihre Straße ziehen. Und sie künden mir: der alte Gott lebt noch, Er sitzt im Regimente, Er, der da im Anbeginn geboten hat: Es werde Licht, der da das Licht nicht will verlöschen lassen, das ewige Licht, vor dem auch die Nacht zum Tage wird, und der Tod zum Leben,

Er der da ist ein Gott der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit! Ihm zu trauen in Ehrfurcht und voll Zuversicht, ist höchste Weisheit, und ohne ihn sind wir Nichts, sind wir Spreu, die der Wind verweht. So wollen wir ihm denn ganz vertrauen und aus ihm allein Kraft schöpfen, ein Jeder zu seinem Werk, wir daheim zu den Werken des Friedens, und unsere Brüder da draußen zu den Werken des Krieges. Sind doch auch sie — so es nur ein Krieg der Gerechtigkeit ist, und wir glauben und vertrauen, daß unser Krieg solch ein Krieg der Gerechtigkeit ist — Werke, Gott wohlgefällig und ihm angenehm.

Und so falte ich denn nun meine Hände und bete aufblickend zu den Sternen und das Herz erhebend über die Sterne empor zu Gott den Psalm Davids, den Psalm der „Zuversicht zu Gott gegen alle Feinde“:

„Du Herr, bist der Schild für mich, und der mich zu Ehren setzet und mein Haupt aufrichtet.

Ich rufe an mit meiner Stimme den Herrn, so erhöret er mich von seinem heiligen Berge.

Ich liege und schlafe und erwache; denn der Herr hält mich.

Ich fürchte mich nicht vor viel Tausenden, die sich umher wider mich legen.

Auf, Herr, hilf mir, mein Gott! Denn Du schlägst alle Deine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne.

Bei dem Herrn findet man Hilfe. Dein Segen komme über Dein Volk!“ —

Raimund Eberhard.



Eins aber ist not.

Und soll es nicht sein,
Daß ich wiederkehr,
Macht euch die Herzen nicht unnütz schwer. —
Einmal kommt doch der Sensenmann.
Heut oder morgen. — Was liegt daran?
Ueberall ist nicht Sonnenschein.
Es muß auch Regen und Schatten sein.

Ihr dürft nicht klagen,
fällt es auch schwer! —
Einer weniger, einer mehr,
Der ganzen Masse schadet es nicht. —
Ein Leben fällt nicht sehr
Ins Gewicht.

Eins aber ist not:
Daß unser Tod
Eurer Zukunft und Freiheit fromme,
Und daß nach aller Kriegenot,
Ein starkes stolzes Menschengeschlecht,
Würdig der Väter, getreu und gerecht,
In Deutschland zur Blüte komme.

Wenn auch mancher nicht wiederkehrt,
Das Ziel ist heiliger Opfer wert.

Hans Ehrte.



Spinnmutter.

Dorferzählung von J. C.

Ganz abseits der großen Verkehrsstraße, weit ab von der neuen Eisenbahn, liegt ein kleines Dorf; nur wenige Menschen wohnen dort: ein paar Häusler, Buidner und Handwerker, und wohl zehn Minuten vom Dorf entfernt zwei Bauern. Aber etwas Besonderes hat dies Dorf trotz seiner Kleinheit, nämlich eine Kirche. Darüber haben sich schon viele Leute gewundert; und doch ist es eigentlich ganz natürlich. Vier andere, größere Dörfer liegen in allen vier Himmelsgegenden von diesem Kirchdorf entfernt, und damit ihre Bewohner nicht einen doppelten Kirchweg haben, hat man eben die Kirche in das kleine Dorf in der Mitte gebaut. Manche behaupten auch, das eigentliche Dorf sei erst nach dem Bau der Kirche entstanden. Ein sehr weltlicher Bauer habe einmal den Wunsch geäußert, wenn er den weiten Kirchweg gemacht habe, täte ein Glas kühlen Trunkes vor oder nach dem Gottesdienst gut. In der nächsten Dorfversammlung hätte er dann vorgeschlagen, eine kleine Schenkwirtschaft bei der Kirche zu bauen. Sein Vorschlag wäre angenommen, ein Häusler hätte sich für geringen Preis ein Grundstück erworben und einen Krug gebaut. Danach hätten sich auch andere „kleine Leute“ angesiedelt, und so sei allmählich das Dorf entstanden.

Für die Wahrheit dieser Erzählung kann ich nicht bürgen. Aber so erzählt sie sich der Volksmund, und warum sollte es nicht so sein? Das ist jedenfalls sicher, daß vor dem Gottesdienst die beiden niedrigen Gastzimmer gedrängt vollstizen bei Bier und einer herrlichen Sonntagszigarre. Und wenn die guten Bauern ihre Zeit in der Kirche abgesehen haben, kommen sie wieder und trinken noch eins. Der Wirt vom „Lindenkrug“ verdient gut dabei; wenn auch sonst in der Woche nicht viel Besuch da ist — etwa mal ein Bürstenmacher, Viehhändler und dergleichen —, dann macht der Sonntag es eben wieder wett.

Der alte Pastor ist zwar nicht sehr für diese Einrichtung. Zuweilen gibt er denn auch wohl einmal seinem Unmut über diese Unsitte Ausdruck, wenn er am Sonntag Quasimodogeniti über das Wort „Trachtet nach dem, das droben ist“ predigt; machen kann er aber doch nichts dagegen; das ist nun einmal schon so ein althergebrachter Brauch, den die Dörfler ungern wieder abschaffen.

Aber es steckt doch ein guter Kern in diesen alten mecklenburgischen Gestalten, wenn auch ihre Schale oft rauh und hart ist. Sieh' dir einmal, lieber Leser, diesen würdigen alten Kirchenjuraten an, wenn er am Sonntag in die Sakristei geht, um den Klingelbeutel zu holen. Mit welcher Würde geht er in seinem Bratenrock von Bank zu Bank, nicht hier und dort einmal einem Bekannten zu, weiß dabei aber immer seine Haltung als Kirchendiener zu bewahren! — Oder sieh' dir einmal den weitgereisten Schlachter an, wie er vor der Schlachtbank steht und in weißer Schürze das Beil schwingt, um das Schwein zu zerlegen. Und jedesmal, wenn er früher in die Pfarre kam, fing er mit würdiger, erhabener Miene von seinen Examina an zu erzählen, die er als Trichinenbeschauer machen mußte. „Als ich noch bit' studieren wir, Frau Pastor“, so begann stets sein Bericht; und dann erzählt er lange Geschichten davon, wie er zweimal durchgefallen sei, wie er sich vorgekommen sei vor der Prüfungs-„Kommission“ u. s. w. Schließlich läßt er dann seine Zuschauer gnädigst einmal durch seinen „Apparat“ hindurchgehen! Ja, sieh' dir diese Bewohner des kleinen Dorfes alle der Reihe nach an — es sind gar nicht viele — aber alle hängen sie mit Leib und Seele an der alten Ueberlieferung, es sind noch alles welche aus der alten guten Zeit, wie man wohl zu sagen pflegt, und jeder von ihnen hat eine an Freuden und Leiden reiche Lebensgeschichte hinter sich. Und da will ich dir heute einmal von Spinnmutter erzählen; vielleicht findest du Gefallen an der kleinen Geschichte, wie sie mir neulich von „Badder Thieß“, dem uralten Schäfer, erzählt wurde.

Ganz hinter buschigem Flieder und rankendem Epheu versteckt, lag Meister Kern's Schusterwerkstatt. Es war nur ein kleines Haus, mit einem winzigen, sauberen Garten, der gerade für seinen Besitzer und dessen Schwägerin, Mutter Grün, auch Spinnmutter genannt, genug zum Leben hergab. In einem angebauten Stall waren die beiden Ziegen, die wenigen Hühner und ein Schwein untergebracht. Das war alles, was zum Besitz Meister Kern's gehörte.

Und er brauchte ja auch nicht mehr zu seinem bescheidenen Leben. Wie sollte er auch wohl ein größeres Stück Land bestellen, wo er den ganzen Tag zwischen seinen großen und kleinen Stiefeln sitzen mußte, um die zahlreiche Rundschaft befriedigen zu können. Und nach Feierabend hatte er auch wahrlich keine Lust mehr, aufs Feld zu gehen und seinen Acker zu bestellen. Da setzte er sich lieber in den Garten auf die morsche Bank unter dem alten Birnbaum und rauchte gemütlich seine Feierabendspeise. Mutter Grün, die seit dem Tode seiner Frau ständig bei ihm lebte, war alt, saß den ganzen Tag hinterm Ofen am Spinnrad oder schälte Kartoffeln und besorgte den kleinen Haushalt; — zu grober Feldarbeit waren ihre schmalen, knöchigen Hände auch nicht mehr fähig.

Es hatte eine eigene Bewandtnis mit Mutter Grün. Eigentlich war sie nämlich gar keine Mutter, hatte gar keine Kinder und war überhaupt nie in ihrem langen Leben verheiratet gewesen. Aber weil sie nun schon so alt war, schon so viele Kinder, die nun längst erwachsen und verheiratet waren, Stricken und Spinnen gelehrt hatte, wurde sie einfach „Mudder“ genannt; andere nannten sie auch wohl „Spinnmutter“, weil sie fast den ganzen Tag am Spinnrad saß. Das wurde eben nicht so genau genommen. Und Spinnmutter ließ sich's gern gefallen.

Ach ja, wie gerne hätte sie das Stricken und Spinnen auch eigenen Kindern beigebracht, mit wie viel größerer Liebe und Sorgfalt hätte sie es diese gelehrt als die fremden! Aber es hatte nicht sein sollen.

In ihrer Jugend hatte sie allerdings einen Mann geliebt, der auch ihr von Herzen gut war und sie einst heimführen wollte. Aber dann hatte er drei Jahre zu den Soldaten gemußt, in die große Stadt — Mutter Grün konnte sich gar keinen Begriff von so einer großen Stadt machen, denn sie war nie über die nächsten Nachbardörfer hinausgekommen — und hatte dort so viele andere Mädchen kennen gelernt, mit ihnen gescherzt und gelacht, daß er sie, das einfache Dorfmädchen, bald vergaß. Und als die drei Jahre um waren, kam ihr Hinrich wieder in das Dorf mit einer rohen, gefühllosen Großstadtdirne, die er heiratete und die ihm bald darauf einen Knaben schenkte.

Von da ab lebte Spinnmutter still für sich allein. Ihre Eltern waren früh gestorben und so hatte sie früh gelernt, sich durch eigener Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu erwerben. Als ihre Schwester, Meister Kern's Frau, gestorben war, zog sie zu ihrem Schwager und führte ihm seinen Haushalt. Aber sie sehnte sich nach einer anderen Tätigkeit; sie wollte ihren Mitmenschen so gerne dienstlich sein. Als daher die alte Hebamme und Totenkleidefrau von einer schweren Krankheit nicht wieder genas, ging Spinnmutter zum Dorfschulzen und bat ihn um den erledigten Posten. Der kannte ihre Zuverlässigkeit und erfüllte ihren Wunsch. So wurde Mutter Grün Hebamme und Totenkleidefrau der Gemeinde.

Wie lange war es nun schon her, daß sie zum ersten Male in kalter, windiger Nacht gerufen war, um eine arme Wöchnerin zu entbinden! Und wie lange war es her, daß sie dem ersten Toten sein weißes Totenhemd angezogen und in dem engen Sarg gebettet hatte! — Mutter Grün war seitdem alt geworden! Sie hatte es kaum gemerkt. Aber das Alter war bei ihr schneller gekommen als bei so manchem anderen Menschen. Sie hatte trotz der langen Zeit, die dazwischen lag, nicht verwinden können, daß Hinrich sie einst so schmähschlich betrogen hatte. War sie auch damals von zornigem Haß entflammt gewesen, allmählich waren die tiefen Gefühle der Liebe wieder ans Licht gekommen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Der Kummer hatte ihre Haare früh weiß gemacht. Nun war ihr einziger Wunsch, auch ihm einmal das Totenhemd anziehen und sein Grab mit Blumen der Liebe schmücken zu können. Das war der einzige Wunsch, den sie noch für die Erde hatte. Dann wollte sie ruhig sterben. —

Es war Herbst! Draußen dämmerte der Abend heran; schwarze Wolken stürmten am abendlichen Himmel dahin, legten über die kahlen Stoppelfelder, brachen mit rauher Hand hier und da trockene Zweige aus den Kronen der blätterlosen Bäume und fuhren weiter in die endlose Ferne, ohne Rast und ohne Ziel. —

Meister Kern zündete die Lampe an und hing die große weiße, mit Wasser gefüllte Glaskugel davor, um besser sehen zu können. Spinnmutter saß im Korblehnstuhl, der ihr von der Gemeinde zum Amtsjubiläum geschenkt worden war, und spann. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, langte nach dem alten Korb und schob ein dickes Stück Holz in den Ofen. Der Wind heulte ums Haus, brach sich im Schornstein und eilte dann weiter, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, nahm so den letzten Rest des warmen Sommers mit hinweg und brachte ihn, wer weiß, wohin!

Die beiden alten Leute sprachen kein Wort miteinander. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Meister Kern wollte sich für den Verdienst der letzten Woche ein neues Schild mit seinem Namen vom Tischler machen lassen. Das alte war schon schlecht und die vorüberkommenden Leute konnten kaum noch Namen und Handwerk lesen. Ein Schuh mußte auch darauf gemalt sein, und mit goldener Schrift sollten die Anfangsbuchstaben geschrieben sein, wie er es neulich bei seinem Kollegen im Nachbardorf gesehen hatte! Würden dann aber die Leute staunen, wenn sie aus der Kirche kämen und ihr Schuhwerk zum flicken brachten oder fertiges abholten!

Mutter Grün war mit ihren Gedanken ganz wo anders. Sie dachte an Hinrich. — Kinder hatten ihr am Tage erzählt, daß er schwer krank sei und wohl sterben müsse. Ein Arzt sei dagewesen und habe bedenklich den Kopf geschüttelt, als er Hinrich untersucht habe. Dann hätte der Alte zum Pastor geschickt, um noch einmal von seiner Hand das heilige Abendmahl zu empfangen. — So also stand die Sache. Dann konnte es ja jeden Augenblick zu Ende gehen. Möglicherweise war er schon tot und man hatte eine andere Totenfrau geholt, vielleicht eine aus der Stadt. Denn seit Hinrichs Verheiratung mit einer Städterin hatte die Wirtschaft einen ganz städtischen Anstrich bekommen. So spann Mutter Grün aus der Wolle Faden um Faden; und wenn sie so weiter spinnen würde, hätte sie bald das Ende erreicht, denn der Korb zu ihrer Linken war bald leer. Und sie verglich ihr Spinnen mit dem Menschenleben. Aus Tagen und Wochen werden Monate und Jahre, und einmal mußte auch für sie die Stunde kommen, wo keine Wolle zum Spinnen, keine Kraft zum Leben mehr da war. Aber vielleicht hielt sie nun doch noch solange aus, bis Hinrich tot war und ihr Wunsch sich erfüllte.

Da pochte es an die niedere Thür. Mutter Grün fuhr auf aus ihrem Grübeln; sie hatte das Spinnen ganz vergessen. Ja, ja, man wurde alt; so etwas wäre ihr früher nie passiert. Nun zitterte sie am ganzen Körper. Sie war noch ganz in ihre Träumereien versunken und meinte, das, was sie eben gedacht, mußte nun in Erfüllung gehen.

Mit heiserer Stimme rief der Schuster: „Herein!“ Wer mochte bei diesem Wetter denn noch zu ihm kommen? Da erschien unter der Thür eine große breite Gestalt. Es war Hinrich's Großknecht. „Also wirklich“, dachte die Alte bei sich. Meister Kern fragte nach seinem Begehr. Mutter Grün möchte zu seinem Herrn kommen, lautete der Bescheid; es stände schlecht mit ihm und er flehe immerfort, Mutter Grün möge kommen. Die Frau seines Herrn hätte nichts davon wissen wollen; aber als der alte franke Mann weiter darauf bestanden, habe sie nachgegeben und ihn fortgeschickt.

Mutter Grün zitterte am ganzen Körper, faßte sich dann aber doch und rief dem Knecht zu, indem sie in einer Kammer verschwand: „Töw, Korl, id kam' gliek!“

Nach einem Augenblick kam sie wieder, sagte dem Meister, daß die Abend-suppe im Ofen stehe, band sich ein Tuch um den Kopf und eilte mit dem Knecht davon.

„Is kolt, hüt Abend“, begann Korl, „wie friegt' 'nen bannig scharpen Winner, wenn dat nu all' so früh anfängt!“

„Mag sien“, pflichtete ihm die Alte bei.

„De Svölken sünd öwer Johr of all ihre as in mannig anner Johr furttrekt, un de oll' Schäper von'n Hof ment dat of.“

„Ja, ja“, seufzte Spinnmutter. Ihr war garnicht so recht zum Plaudern zumute; sie war mit ihren Gedanken wieder bei Hinrich. Ob sie ihn wohl noch lebend anträfe? Was kummerte es sie, ob es einen bitterkalten oder einen milden Winter geben würde. Sie hatte schon so manche strenge Kälte erlebt und war schon bei so manchem scharfen Frostwetter und dichtem Schneetreiben des Nachts über Land geholt! Sie würde auch diesen Winter, mochte er auch noch so scharf sein, — — oder — — — wenn — — wenn es der letzte für sie hier auf Erden sein würde? Sie war ja schon so alt — und einmal mußte der Tod ja doch kommen! Warum sollte es nicht bald sein?

Sie wankte bei dem Gedanken, raffte sich aber wieder auf und stürmte weiter, so schnell sie ihre alten Füße tragen konnten. Nur jetzt nicht — — nein, nun mußte sie erst zu Hinrich! Wenn sie hier auf der holperigen Landstraße fiele! Dann stände sie am Ende gar nicht wieder auf und käme nicht mehr zu Hinrich.

Sie band das Tuch fester! Was war das doch für ein furchtbares Wetter! Der Wind tobte in den hohen Eichen über ihr und nahm die letzten Blätter mit; der Regen klatschte ihr ins Gesicht! Sie besann sich, solch ein furchtbares Wetter hatte sie noch auf keinem ihrer Amtsgänge erlebt. Und wie war es dunkel! Sie konnte keinen Schritt weit sehen. Nur an dem schweren Tritte, der ab und zu durch das Tosen des Sturmes hindurch hallte, merkte sie, daß sie Karl noch nicht verloren hatte. Nur jetzt nicht von der Straße abweichen und womöglich in den sumpfigen Moorgraben zur Rechten stürzen. Sie flehte zu Gott in ihrer Herzensangst, daß er sie sicher zu Hinrich führen möge. Und sieh', das half. Sie wurde ruhiger.

Da drang durch die Finsternis ein matter Lichtschein. Das mußte das Gehört sein. Nun waren sie bald da. — Was Hinrich ihr denn wohl noch zu sagen hatte? Was konnte er auf dem Totenbette denn noch von ihr wollen? Wie er nun wohl ausah? Er war in der letzten Zeit schon immer so gebückt und unsicher gegangen! Und früher war er ein so stattlicher Mann gewesen, „der schönste in der ganzen Welt“, hatte sie immer gedacht.

Nun waren sie da. Der alte Hofhund schlug an; aber nicht bissig und scharf, wie sonst wohl des Nachts, wenn etwas Verdächtiges auf den Hof kam; aber auch nicht freudig, wie sonst, wenn sein Herr oder einer vom Hofe abends nach Hause kamen! Es klang so traurig und heiser. Er ahnte wohl, daß es mit seinem Herrn zu Ende ginge.

Auf der großen Scheundiele kam Spinnmutter die Frau Hinrichs entgegen mit einer Laterne in der Hand. Mutter Grün wunderte sich! Wie sah nur diese Frau aus! Keine Träne stand in ihrem Auge! Keine bange Sorge um den Mann stand auf ihrem Gesichte geschrieben! Ein schier gleichgültiger Ausdruck lag darin. War es am Ende garnicht so schlimm? War die Krisis vorüber? Aber dann hätte Frau Weikmann doch fröhlicher sein müssen! Oder war am Ende die Ehe zwischen den beiden garnicht glücklich gewesen? Sie hatte nie etwas Schlechtes von den beiden Leuten gehört und daher stets geglaubt, beide kämen gut miteinander aus! Sollte sie sich denn geirrt haben?

Wie ihr Gesichtsausdruck, so war auch ihre Begrüßung: gleichgültig, fast schroff und abweisend.

„Min Mann fragtümmer tau no Se“, begann sie, „dor, in de Kamer ligt hei. Gahn Se man rinne, lang' ward hei dat woll nich mir utholln.“

Spinnmutter folgte der Weisung und trat in die enge Kammer ein. Nur eine kleine Dellampe beleuchtete den von verbrauchter Luft schwangeren Raum. Leises Stöhnen drang aus der einen Ecke aus schweren, federnen Rissen zu ihr herüber. Eine Gestalt versuchte sich mühsam aufzurichten.

„Büst — Du — dat, — Mudder? Wann — kümmt — denn nu — Spinnmudder? Is Kork — all lang' weg — gahn?“ kam es in abgebrochenen Worten heraus.

„Hinrich! Hinrich! Spinnmudder is all hier, Dien olle Fieken! — — — Oh — oh — wo is dat einmal mögeli! — — Büst Du dat würkli! — — Oh, wo sühst Du ut, min Hinrich! — Min leiwe Hinrich“, brach Spinnmutter in Tränen aus.

„Dat' — dat — nu — man — Fieken; lat — dat — blarren; dat — helpt — nu — nix — mihr! Dat — geiht — nu doch — tau — Enn' — mit mie! Ik mag — nu ok — nich — mihr — läven! Bün all' — so — oft — un swack; blos — Die Fieken — wull — ik — noch mal — feihn, ihre — ik nah — unsen — Herrgott — gah! Kannst Du — mie — vergäven, — dat — ik — Die — donn — verlaten hew?“ — Er brach ab und lehnte sich abgespannt vom langen Sprechen in die Rissen zurück.

„Ach Hinrich, Hinrich! Wo giern will ik dat; wo lang' hew ik Die all in mien Harten vergäven! Över vergeten hew ik Die nich, dat könn ik nich!

Wo oft hew id an Die dacht in mien langes Lewen un denn' Herrgott bäden, dat hei Die mit de anne glücklich maken möcht! Un nu — oh, mien Gott, wo dank id Die, dat Du mie disse Stunn' gäwen heft!"

Die Stimme, die nun vom Bett antwortete, war noch schwächer geworden. Aber sie klang so ganz anders als vorher, so frei und erlöst, fast freudig!

„Denn — ist' — jo nu — allens — gaut; — denn — kann — id — jo nu — ruhig — starven! — Oh — wo — is — mi — nu — licht!“ — Das war alles, was der Kranke noch herausbrachte; dann war alles still. Das müde Herz hatte seinen letzten Schlag getan.

Weinend warf sich Spinnmutter über den toten Körper. Es war so, als wollte sie den Mann, der da mit so friedlichen Zügen schlummerte, wieder aufwecken zu neuem Leben, das sie an seiner Seite verbringen wollte. Aber sie konnte es nicht; denn sie war machtlos gegen den schrecklichen Tod.

Da öffnete sich die Tür und Frau Weikmann trat herein. Als sie Spinnmutter in die Augen sah, wußte sie, was geschehen sei; es schien sie aber nicht sehr zu rühren. — Nun mochte Mutter Grün nicht mehr in der Kammer bleiben. Sie fühlte, daß die teure Leiche gleichsam entheiligt wurde durch die Gleichgültigkeit dieser Frau beim Tode ihres Mannes. Still weinend schlich sie sich hinaus.

* * *

Vier Tage waren vergangen, da stand Spinnmutter wieder neben der Leiche. Sie war auf der geräumigen Scheundiele aufgebahrt und sollte nun hinaus auf den Friedhof getragen werden. Grüne Lebensbäume waren herbeigeschafft und an Kopf- und Fußende des schwarzen Sarges aufgestellt. Drei weiße Lichter beleuchteten schaurig die hohen, kahlen Wände und warfen zitternde Schatten auf den Leichnam. Allmählich füllte sich die Diele. Wohl das ganze Dorf versammelte sich, um Hinrich Weikmann die letzte Ehre zu erweisen. Dann kam der alte Pastor mit dem Küster und den Schulknaben. Nach kurzem Gebet und endlosem Sterbegefang formte sich der Trauerzug. Einige Bauern hoben den Sarg auf den Wagen, dann ging's hinaus zum Tor, langsam und feierlich.

Wie im Traum hatte Mutter Grün das alles mitangesehen. Ach, bei wie vielen Beerdigungen hatte sie im Laufe ihres langen Lebens diesen Platz am Kopfende des Toten innegehabt. Kleine Kinder, die sie eben erst dem Pastor als Neugeborene angemeldet hatte, und hochbetagte Leute hatte sie denselben Weg gehen sehen, wie eben dieser ihn nun gehen mußte. Nicht immer hatte sie mit gleich inniger Teilnahme mit den Schürzenzipfeln sich die Augen gewischt; es war so Sitte, daß die Totenkleidfrau offen ihre Trauer zeigte. Erst neulich, als man Heinz Haberkost zur letzten Ruhe gebettet, hatte sie erleichtert aufgeatmet, denn er hatte ihr so manchen Kummer im Leben bereitet. Aber geweint hatte sie trotzdem; das war so Brauch. Und heute! Wie ganz anders war es da! Schon viel früher, als nötig war, hatte sie ihren Platz eingenommen, um noch möglichst lange die lieben, guten alten Züge Hinrichs sehen zu können. Wie friedlich schlummerte er da! Ob er wohl auch so friedlich

dagelegen hätte, wenn sie zu spät gekommen wäre? Heute fuhr sie wohl zehn Mal mehr als sonst mit den Händen zum Gesicht und wischte sich die immer wieder hervorbrechenden Tränen ab. Ach ja, nun wollte sie auch wohl gerne sterben; ihr Leben hatte nun keinen Zweck mehr. Ihr Wunsch, um dessen Erfüllung sie Gott immer gebeten hatte, war erfüllt. Der Gedanke, ihn noch einmal ausführen zu wollen, hatte ihr immer wieder die Kraft gegeben zum Leben, wenn sie einmal meinte, es müsse bald aus mit ihr sein.

Als der Zug das Haus verlassen hatte, nahm Spinnmutter die einzelnen Leuchter, schwenkte sie in der Luft hin und her und ließ sie so vom Winde ausblasen. Es sollte damit der böse Geist des Verstorbenen oder etwaige Krankheit vom Hauch des Windes hinweggetragen werden. Dann räumte sie mit den Mägden die Diele auf, half lange, rohgezimmerte Holzbänke und Tische aufstellen und setzte Tassen und Teller darauf. Hier sollten nachher die Freunde und Verwandten des Verstorbenen Kaffee trinken und Kuchen essen; das war so Brauch in ihrem Dorf. Sonst hatte sie sich stets darauf gefreut. Aber heute hatte sie gar keinen rechten Appetit, als sie die großen Schüsseln mit Bergen von Kuchen auf die Tische setzte. Was sollte sie nachher zwischen all' den lachenden, lauten Menschen! Danach war ihr wahrhaftig nicht zumute. Sie schlich sich dann wohl am besten heimlich nach Hause, aber so, daß es auch ja niemand merkte, dachte sie bei sich. Die andern brauchten wahrhaftig nicht zu wissen, wie schwer ihr Hinrichs Tod geworden sei; sie hatten schon viel zu viel gesehen, als sie vorhin am Sarg so geweint hatte.

Dann ging sie hinaus, um zu sehen, ob das Begräbnis schon aus sei. Richtig, da kamen schon die ersten die Dorfstraße herauf. Sie eilte zurück, warf noch einmal einen sehnsüchtigen Blick in die Kammer, wo Hinrich entschlafen war, band sich dann ihr buntes, wollenes Tuch um den Kopf und eilte zur Hintertür hinaus.

Der kalte Herbstwind schlug ihr gerade entgegen. O, wie war es doch schon bitterkalt! Sie fror am ganzen Körper. Der Regen durchweichte ihre Kleider bis aufs Hemd, die Schuhe blieben im lehmigen Boden stecken. — Um nicht allen Leuten, die von der Beerdigung kamen, begegnen zu müssen, war sie quer übers Feld gelaufen. Jetzt stand sie plötzlich still. Wie wäre es, wenn sie zum Kirchhof ginge und Hinrichs Grab aufsuchte? Gestört würde sie da ja jetzt nicht werden, denn die andern Leute saßen bei Kaffee und Kuchen auf der großen Diele. Und wer ging sonst wohl bei diesem furchtbaren Wetter am Spätnachmittag noch auf den Kirchhof! Schneller eilte sie vorwärts. Ihre Zähne klapperten vor Frost und doch stand ihr der Schweiß auf der Stirne. War sie denn krank? Hatte sie etwa Fieber! O nein, nur schnell vorwärts! Das würde sich schon alles wieder geben, wenn sie daheim im warmen Stübchen am Ofen saß und spann.

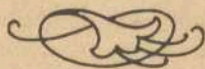
Sie drückte auf die Klinke der Kirchhofstür; freischend sprang diese auf. Wie schaurig rauschte es da oben in den hohen, kahlen Trauereschen! Wie traurig sahen die dunklen Lebensbäume aus, die den Kirchhof einsaßen! Da, Mutter Grün schrak zusammen, was war das? Was stand dahinten auf dem

Rasen? Wie gräßlich sah das aus! Wo hatte sie das doch schon gesehen? Aha, sie erinnerte sich, erst eben droben auf dem Bauernhof, auf der Scheundiele war es gewesen! War das nicht der Tod in leibhafter Gestalt? Wie zeigte er ihr seine Zähne! Und wie schwang er seine Sense! Wenn der näher käme? Wie grausig sah er aus! Sollte sie auch lieber wieder umkehren? Ach nein, jetzt sah sie, daß es nur ein weißes Sandsteinkreuz gewesen war; und davor bewegte sich ein Wachholderzweig im Winde. Erleichtert atmete sie auf. Aber warum fürchtete sie sich auf einmal? Was hatten sie sonst Gespenster gekümmert! Wie oft war sie früher des Nachts über Land gegangen und nie hatte sie Furcht gehabt! Warum denn heute? Sie eilte weiter über den nassen Riesweg. Da schimmerten auch schon weiße Schleifen durch das Dunkel des Novemberabends, und es duftete nach Lilien und frischem Buchsbaum. Das mußte das Grab ihres Hinrich sein. — — — Und nun stand sie davor. Ihre Brust keuchte; schneller hob sie sich und sank wieder in sich zusammen. Die Wangen glühten im Fieber und doch zog sie das Tuch fester, weil sie fröstelte. Sie vermochte keinen ruhigen Gedanken zu fassen, das Blut hämmerte wie wild in den Adern. Da breitete sie die schwachen Arme weit aus, warf sich nieder auf die Herbstblumenpracht, die so wehmütig stimmte, und weinte — weinte — weinte.

* * *

Wie lange sie so gelegen hatte, in Tränen um Hinrich, — wer konnte es sagen? Am nächsten Morgen fanden sie die Leute im Frühdämmerchein, als sie zum Grab gingen, tot auf dem Hügel. Eine einsame Krähe saß dabei und pickte an dem Kopftuch der Alten; zuweilen schrie sie ein heiseres Gestorben, Gestorben in den regnerischen Morgen hinaus. — —

Die Bauern gruben Spinnmutter ein Grab an Hinrichs Seite. Und so schlief sie neben ihm so ruhig und friedlich wie er selbst. Kein Mensch störte ihren Todes Schlaf. Was ihr im Leben nicht vergönnt gewesen war, im Tode, da durfte sie's, da durfte sie immer bei ihm sein.



Ümmer neger.

Ümmer neger, ümmer neger
Kamen wie die nu, John Bull!

Ümmer höger, ümmer höger
Steg din Maat, nu is dat vull!
Nu löppt aewer, nu is't ut,
England, woher du die din Hut.

Din Kumpane dor in'n Osten
Sünd to Krüz of frapen all,
Un nu fast du of noch kosten
Wat hett brut uns' feldmarschall.
Dat du för din sündhaft Dohn
Kriegst den wollverdeenten Lohn.

Un de Michel deht di floppen,
Dat geht ümmer „feste druff“,
Un dat is nich blot för'n Proppen,
Dat is ganz gewiß keen Bluff.
Dat is degte dütsche Schacht,
Un de deht gewiß nich sacht.

Un du lirst nu of dat Eopen,
Wat dat Ledder hollen will.
Du mit din Kujons tohopen,
Ji hölt nu nich wedder still.
Paß up, ihr ji juch verpußt,
Kümmt de Michel mit sin Fust.

Un denn treckt he mit sick rümmer,
Dat juch Här'n un Sehn vergeht,
Gruglich lange Riesenbrümmer,
Dat juch ward bal kost un heet.
De hett Krupp ganz ni spendiert,
Dat ji irst mal Moses lirst.

Un so kamen ümmer neger,
Ümmer neger wi, John Bull.
Un dat Hart dat slögt uns höger,
Denken wi, din Maat is vull.
Dat verdumwelt dütsche Kraft,
Dat s'dat Warf toenn' noch schafft.

E. Wildt.

Aus der Heimat.

Siegesnachricht! Uns allen unvergeßlich wird jener Märzsonntag sein, an dem uns die Nachricht von dem gewaltigen Siege unserer Truppen über die Engländer erreichte. Die Engländer, die Schuldigsten am Weltkriege, erlitten eine Niederlage, die einzig dasteht in der Geschichte des englischen Volkes. An diesem herrlichen Siege hatten auch unsere mecklenburgischen Truppen hervorragenden Anteil. Großherzog Friedrich Franz, der bei seinen Regimentern an der Front war, drahtete dem Schweriner Kontingentskommando:

Aus dem Felde, 23. März.

Der 17. Infanteriedivision, und in ihr meinen tapferen, mecklenburgischen Truppen ist es gestern nach hartnäckigem Kampfe geglückt, die in der zweiten englischen Stellung weilende, stark befestigte Artillerie zu stürmen und dadurch entscheidend zu dem großen Erfolg der Armee beizutragen. Das Grenadierregiment 89 erbeutete 30 Geschütze, das Artillerieregiment 60 vernichtete viele Tanks. Der glänzende heldenmütige Angriffsgeist der mecklenburgischen Truppen hat sich wieder hervorragend bewährt. Gottes Hand war sichtbar mit unserer Armee. Er wolle weiter helfen!

„Das neue Mecklenburg.“ So betitelt sich ein Artikel des Professors Dr. Conrad Bornhak in Nr. 16 des „Grenzboten“ — 77. Jahrgang. Nachdem Professor B. erst einen Ueberblick über die Entstehungsgeschichte der beiden mecklenburgischen Großherzogtümer gegeben hat, behandelt er eingehend die Frage der Thronfolge in Mecklenburg-Strelitz. B. bedauert lebhaft, daß die schon lange vor dem Kriege gestellte Forderung, daß bei den mannigfachen Beziehungen deutscher Herrscherhäuser zum Auslande Ausländer nicht mehr zu deutschen Fürstenthronen zugelassen werden sollen, nicht allgemein zum Gesetz erhoben worden ist. In Oldenburg und in Sachsen-Coburg-Gotha ist die Forderung erfüllt worden, in Mecklenburg nicht. — Somit könnte ein russischer General — es handelt sich um Herzog Karl Michael, der von Geburt an in Rußland lebt, Deutschland vollständig entfremdet ist und sich überdies noch beim Beginn des Weltkrieges am 25. Juli 1914 förmlich in den russischen Untertanenverband hat aufnehmen lassen — Großherzog von Mecklenburg-Strelitz werden. Sollte der Herzog auf den Thron nicht verzichten wollen, so müßte — fordert B. — der Bundesrat einschreiten und die Uebernahme der Regierung durch den Russen als mit den Reichsinteressen unvereinbar erklären, denn einen Ausländer als Fürst eines deutschen Bundesstaates zu bestätigen wäre eine empörende Zumutung an das deutsche Volksempfinden.

Ebenso lehnt B. die Thronfolge des zweiten Sohnes des Schweriner Großherzogs ab, denn eine derartige Wahl würde gegen das seit 1701 eingeführte Erstgeburtsrecht verstoßen. B. ist der Meinung, daß eine Verschmelzung der beiden Großherzogtümer der größte Segen für Gesamt-Mecklenburg sei. Diese Verschmelzung ist mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden. Der Sonderbestand

der beiden Staaten beruhte einzig und allein auf den beiden Landesherren mit ihrer Hofhaltung und den beiden Ministerien und Konsistorien. Die verfassungsrechtliche Einheit ist bereits in den gemeinsamen Landständen vorhanden. Die finanzielle Verschmelzung ergibt sich bei den patrimonialen Verhältnissen Mecklenburgs ganz von selbst; denn hier stehen sich noch in schroffer Trennung gegenüber das landesherrliche Kammergut und andererseits ergänzend die von den Ständen bewilligten Steuern. Das Kammergut verschmilzt ganz von selbst zu einer Einheit und die Steuerverfassung war bei der Gemeinsamkeit der Stände bisher schon einheitlich. Das ist die vorteilhafte Seite daran, daß Mecklenburg solange im patrimonialen Wesen verharrete.

B.'s nun folgende Ausführungen über die Verteilung von Bundesratstimmen an das neue Mecklenburg können wir übergehen und nur die Bemerkung verzeichnen, daß Mecklenburg die bisherigen drei Stimmen behalten wird, da ja beide Staaten schon immer eine verfassungsrechtliche Einheit gebildet haben.

Vor allem interessant ist B.'s Ansicht, daß der mecklenburgische Einheitsstaat vor allen Dingen die Verfassungsfrage ihrer Lösung entgegenführen wird. Die Ritterschaft konnte auf ihrem Standpunkte beharren, weil ihr keine einheitliche Regierung gegenüberstand. Erst, wenn Mecklenburg von nur einem Fürsten regiert wird, kann es eine konstitutionelle Monarchie werden, in der dem Volke ein Mitwirkungsrecht bei den wichtigeren Regierungshandlungen und bei der Gesetzgebung zugebilligt wird; erst dann kann man zur inneren Kolonisation durch Schaffung eines Bauernstandes und zur Hebung der deutschen Landwirtschaft schreiten.

So eröffnen sich nach B. mit dem Regierungswechsel in Mecklenburg-Strelitz für ganz Mecklenburg Aussichten auf eine neue glücklichere Zukunft.

Der Seelsorger unseres Großherzogs, Oberhofprediger Geheimrat D. Wolff in Schwerin, feierte am 4. Mai sein 50 jähriges Amtsjubiläum. Wir wünschen dem ehrwürdigen Herrn einen gesegneten Lebensabend.

Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Der niederdeutsche Bund. Am 17. März d. J. ist in Berlin der niederdeutsche Bund begründet worden. Sein Wirken und Streben soll der Erhaltung und Stärkung der niederdeutschen Sprache und Kultur gelten. Seit dem Niedergange unseres herrlichen Vaterlandes im dreißigjährigen Kriege ging es auch mit unserer lieben plattdeutschen Sprache bergab. Vor dem Kriege wurde noch plattdeutsch gepredigt, gedruckt und gelesen. Nach dem Kriege hörte das allmählig auf. Der Aufschwung unserer hochdeutschen Literatur im 18. Jahrhundert machte vollends jeden Gedanken an ein Wiederaufleben der plattdeutschen Sprache zuschanden. Erst als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Klaus Groth und dann Fritz Reuter ihre herrlichen Werke in plattdeutscher Sprache veröffentlichten, begann unser Volk der alten Sassenprache wieder Aufmerksamkeit zu schenken. Ueberall entstanden plattdeutsche Vereine.

Die Gebildeten in Niederdeutschland sollten es sich zur Ehre anrechnen, das Niederdeutsche wieder kennen zu lernen und zu gebrauchen; bei uns in Mecklenburg ist es noch der Fall. In den Schulen sollten für die Kinder niederdeutsche Lesestücke in Gebrauch kommen. Mit besonderer Freude begrüßen wir es, daß die Kirche die Bestrebungen des niederdeutschen Bundes wohlwollend unterstützt. Pastor Hansen in Kropp bei Schleswig hat in diesem Jahre zum ersten Male plattdeutschen Gottesdienst in seiner Kirche gehalten und kürzlich eine plattdeutsche Predigt erscheinen lassen. Diese Predigt öwer Ev. Joh. 8, 12 ist vun Friß Priester d. J. to Blomberg in Lippe verleggd und kostet 10 Pf., 50 Stück kosten postgeldfrei 3.60 M., 100 Stück 6.50 M.

Der Gedanke, die plattdeutsche Sprache in den Gottesdienst einzuführen, ist ein Ziel, dem man in Kreisen der Sprachfreunde anlässlich des 400 jährigen Jubiläums der Reformation mit besonderem Eifer zustrebt.

Bei einer Tagung, die im Herbst vorigen Jahres in Stendal stattfand, trat der Germanist der Universität Halle, Professor Dr. Otto Braun, für die Anwendung des Ortsplatts ein, da man auf diese Weise dem Verfall der plattdeutschen Sprache vorbeugen könne. Generalsuperintendent D. theol. Stolte-Magdeburg erklärte, daß die preußische Kirchenverwaltung vorsichtigen, ernstesten Versuchen zur Einführung des Plattdeutschen in die Kirche wohlwollend gegenüberstehe.

In sehr geschickter Weise hat Pastor Hansen-Kropp (Schleswig) in seiner Gemeinde die plattdeutsche Sprache zur Anwendung gebracht. Wie das „Hamburger Fremdenblatt“ über solch einen Gottesdienst berichtet, „bereitete den Anwesenden die Darbietung des Wortes Gottes in der Landessprache große und freudige Bewunderung. Zum erstenmal seit mehr als zwei Jahrhunderten ist die Landessprache zu einem vollständigen Gottesdienst gebraucht worden.“ — Ferner werden in der Kirche zu Kropp auch Liturgie und Gesang an der Hand eines von Pastor Hansen verfaßten „Psalm books“ (Uebersetzung unserer beliebtesten Kirchenlieder ins Plattdeutsche) — kostet 1.— M. plus 10 Pf. Postgeld bei demselben Verlage — gehalten.

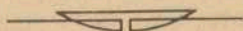
Die Eigenart dieser Arbeit, die schon ohnehin den Geistlichen in ein näheres Verhältnis zur Gemeinde gebracht hat, ist auch in anderer Hinsicht nicht ohne Erfolg geblieben. So schildert Pastor Hansen in begeisterten Worten, wie es ihm gelungen ist, die Teilnahme seiner Gemeinde am kirchlichen Leben wesentlich zu fördern.

Angeichts dieser Tatsache darf sicherlich vorliegende Erstveröffentlichung einer plattdeutschen Predigt als ernster Versuch anzusehen sein und wegen ihrer schlichten und einfachen Gestaltung weittragende Bedeutung beanspruchen.

Wir glauben im Sinne Reuters zu reden, wenn wir der niederdeutschen Sprache eine reiche Entwicklung und geistige Befruchtung in den kommenden Friedensjahren wünschen. Von ihr sagt Johann Wilhelm Laubenberg, der am 26. Februar 1590 zu Rostock geboren wurde und von 1618—1623 Professor der Dichtkunst in seiner Vaterstadt war:

Unse Sprake blyfft alltyd bestendig un fest.
Als se ersten was, ebenso is se of lest.
De Sprake in Neder-Saxenland
Blyfft unverrückt und heff Bestand.
Da ward geredt van alltomalen
In Medlenborg, Pommern un Westfalen.

(Aufgezeichnet auf Grund eines Artikels von Prof. Eichhoff-Hamm in dem
Unterhaltungsblatt des Reichsboten vom 2. 5. 18.)



Mazedonischer Vorfrühling.

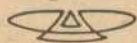
Der Tag erwacht im jungen Lichtgewand
Und übermütig wirft er seine ersten Strahlen
Auf all die schwermutvollen, nackten, fahlen
Berggipfel, drob sich blauer Himmel spannt.

Ein totes Schweigen überm weiten Land —
Der Boden dürr, mit halbverwelkten Halmen. —
Mir ist, als klängen bittre Reuepsalmen
Von einer Schar im schwarzen Bußgewand.

Zu diesem Tag, zu diesem Himmelsblau
Gehört ein Land in lichten Blüenträumen,
Gehört das Frühlingslaub von hohen stolzen Bäumen,
Nicht diese Felsen, dieses stumpfe Grau.

Lenztag daheim, so wonnefroh und hold,
Hier kann das Herz dein Sehnsuchtsglück nicht fassen! —
Nur Bergeswand und plumpe Felsenmassen,
— Und dennoch lacht der Sonne schönstes Gold.

Hans Ehrte.



Mecklenburg in der Literatur.

Luthers Charakter. Von Geh. R. Prof. D. Walther: 1917. VI, 214 S.
M. 4.50, geb. M. 6.50. (A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner
Scholl, Leipzig.)

Luthers Kirche. Von Geh. Rat Prof. D. Walther, Rostock. (Das Erbe
der Reformation 4. Heft). 1917. VI, 170 S. M. 4.50. — (A.
Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig.)

Geh. R. Walther in Rostock ist Autorität auf dem Gebiet der Luther-
forschung. Zum Jubiläum der Reformation hat er die beiden oben genannten
Bücher veröffentlicht, die allen kirchlich interessierten Evangelischen nur auf das

Wärmste empfohlen werden können. „Luthers Charakter“ — bereits in 8. Auflage erschienen — ist eine Studie von großer psychologischer Feinheit und bewundernswerter Beherrschung des wissenschaftlichen Materials. Dabei wird dieses Material nicht dargeboten in der schwerfälligen Sprache gelehrter Forschung, sondern in gutem, klarem, durchsichtigen Deutsch, das jeder Gebildete ohne Weiteres verstehen kann.

Und ebenso bedeutsam ist der Band „Luthers Kirche“. Formell weist er dieselben Vorzüge auf, wie das Charakterbild. Sachlich angesehen giebt er von Luthers Ansichten über die Kirche eine umfassende Darlegung, die augenscheinlich mit vielen Irrtümern und Mißverständnissen aufräumt, und zwar nicht nur den katholischen, sondern auch mit manchen bei uns Evangelischen eingewurzelten Vorurteilen. Wir haben eben manches für „lutherisch“ gehalten, das diese Kennzeichnung schlechterdings gar nicht verdiente. Der Schlüssel zu Luthers Auffassung von der Kirche besteht darin, daß er als die wirkliche und eigentliche Kirche nur die unsichtbare Gemeinde der Gläubigen ansieht. Dagegen ist ihm die sichtbare Gemeinde der Getauften die „gemachte“ Kirche. Wohl sieht Luther einen großen Unterschied zwischen einem Heiden und einem ungläubigen Getauften. Aber tot sind beide in seinen Augen. Der Gedanke, daß „die lutherische Kirche“ nunmehr „die“ Kirche sei, ist Luther völlig fremd.

Sehr lehrreich sind auch die Darlegungen Walthers über Luthers Stellung zum landesherrlichen Summepiskopat, den er grundsätzlich niemals gefordert hat. Nur eine Pflicht hat er den Fürsten zugeschoben, die Kirche zu fördern. Diese Pflicht wird aber nicht mit einem Recht begründet, sondern als Pflicht der Liebe bestimmt; ihre Ausübung soll Dienst sein.

Das Buch ist doppelt interessant weil es nicht nur historische Studien giebt, sondern außerordentlich viele praktische Winke für die Gegenwart. Luther hat die meisten Fragen, die uns jetzt bewegen, schon durchdacht und bearbeitet, und uns damit ein Erbe hinterlassen, dessen Wert nicht hoch genug zu schätzen ist. Der wahre Luther ist freilich etwas anderes, als was seine Anhänger oft aus ihm gemacht haben.

D. D. v. D.

Mitteilungen.

1. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages von Egon Fleischel in Berlin sind die „Erinnerungen an die Erbgroßherzogin Auguste“, die in Nr. 3/4 veröffentlicht wurden, dem Buche „Erinnerungen an einen Urgroßmutter“ von Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil entnommen. Das Buch, 1903 erschienen, ist seines hohen kulturgeschichtlichen Wertes wegen außerordentlich lesenswert.

2. Folgende Druckfehler sind zu berichtigen: Auf Seite 33 der letzten Nr. muß es auf Zeile 14 von unten statt „Monate“ — „14 Jahre“; auf S. 37 der letzten Nr. Zeile 2 des Gedichtes „Ein Fürstengrab“ muß es statt „Lenzeswaben“ — „Lenzesweben“ heißen.

Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatschrift

für heimatliche Kultur und für Aufklärung

Herausgegeben von Ernst Büschel.

11. Jahrgang.

Juli/August 1918.

Nr. 7/8.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

Zur 700-Jahr-Feier der Stadt Rostock. *)

Von Carl Benjes.

Am 24. Juni 1918 konnte Rostock einen wichtigen Gedenktag begehen. 700 Jahre waren verflossen seit dem Johannistage des Jahres 1218, da Fürst Heinrich Borwin der Erste von Mecklenburg die aufstrebende deutsche Ansiedlung am linken Warnowufer mit dem Lübischen Stadtrecht bewidmete und in weiterer Folge mit Zollfreiheit und anderen Rechten und Freiheiten ausstattete. Rostock hieß ursprünglich die alte wendische Niederlassung am rechten Warnowufer, dort, wo sich die Oberwarnow seenartig zur Unterwarnow verbreitert. Dieses wendische Fischerdorf Rostock wurde 1160 von dem dänischen König Waldemar erobert und die Burg des Fürsten Niklot zerstört. Deutsche Ansiedler erbauten jetzt am linken Flußufer auf der Höhe des Alten Marktes eine neue Burg, die sich bald zu einer stattlichen Kolonie auswuchs und bereits 1189 urkundlich erwähnt wird. Der Johannistag 1218 darf aber als der eigentliche Geburtstag der Stadt Rostock betrachtet werden. Mit dem Lübischen Recht bewidmet, begann Rostock seinen glänzenden Aufstieg zu dem kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum im machtumspannenden Rahmen der Wendischen und Deutschen Hansa.

Mit unglaublicher Schnelligkeit stieg die neue Stadt zur Höhe ihres mittelalterlichen Ruhmes. In kaum 50 Jahren fügte sich an die Altstadt bei der Petrikirche, die wahrscheinlich schon 1218 vorhanden war, die Mittelfstadt und an diese die Neustadt. Der so gewonnene Umfang des Stadtbildes wird uns durch den Lauf der durchweg noch heute erhaltenen Stadtmauern bezeugt. 1262 wurden die drei Stadtgemeinden unter einem Rat und Gericht vereinigt. Das Rathaus auf dem Mittelmarkt wurde 1265 Sitz der Stadtverwaltung. 1231 wird zuerst die Marienkirche, 1252 die Jakobikirche und 1257 die Nikolaikirche erwähnt. Die inselförmige Altstadt war durch einen trägen Wasserlauf,

*) Ich bitte zu entschuldigen, daß infolge Papiermangels der Festartikel aus der Feder des gründlichsten Kenners von Rostocks Geschichte erst post festum erscheinen kann. Das Interesse für unsere größte Handelsmonopole wird unter den Lesern stets ein stetes sein.

D. H.

die Grube, von der Mittelstadt geschieden. Den Uebergang vermittelten sechs Brücken, die Biergelinden-, Pelzer-, Mollen-, Fisch-, Krämer- und Heringsbrücke. Mittel- und Altstadt waren ebenfalls durch einen Graben getrennt, der in der Richtung der Buchbinderstraße, Faulegrube, Lagerstraße zur Warnow rieselte.

Heinrich Borwin der Erste starb 1227. Seine vier Enkelkinder teilten sich das Land, und es entstanden die vier Herrschaften Mecklenburg, Parchim-Richenberg, Güstrow (Werle) und Rostock. Heinrich Borwin der Dritte erhielt die Herrschaft Rostock. Sie umfaßte den Nordosten des Landes mit den Städten: Rostock, Sülze, Kalen, Gnoien, Ribniß, Marlow, Tessin, Laage, Kröpelin. Das Wappen der Herren von Rostock zeigte einen aufgerichteten, rechtsgewendeten goldenen Greif in blauem Felde, wie ihn heute noch die Herzöge zu Mecklenburg als Standarte führen. Die Städte wappen waren anfänglich Siegel. Das älteste Rostocker Stadtsiegel aus dem Jahre 1237 zeigt aber nicht den Greifen, sondern den gekrönten Stier. Dieses Siegel bildete das sogenannte Majestätsiegel der Stadt. Neben diesem gab es noch ein kleines Siegel, das Sekretum, für welches der Greif als Wappenbild der Herren von Rostock gewählt wurde. Das älteste Siegel dieser Art führen zwei Urkunden von 1307 und 1312. Fortan wurde dieses Siegel als großes Siegel der Stadt mit dem Greifen geführt.

Die Herrschaft Rostock bestand von 1227 bis 1314 und fiel dann an die Hauptlinie Mecklenburg zurück. Die drei Fürsten des Rostocker Herrscherhauses waren Heinrich Borwin der Dritte, Waldemar und Niklot, nach denen drei vorstädtische Straßenzüge ihren Namen tragen. Eine Verwandte Heinrich Borwins des Dritten war wahrscheinlich die Königin Margarete von Dänemark, die 1270 das Kloster zum Heiligen Kreuz stiftete. Rostock verdankt besonders seinem ersten Fürsten, Heinrich Borwin dem Dritten, viele Freiheiten und wichtige Privilegien, u. a. den Erwerb der Rostocker Heide und freie Fischerei und Schifffahrt von der Petribücke bis zur See. Aber die Wurzeln seiner Kraft zog die aufblühende Stadt wesentlich aus der Tatkraft, dem Vagemut und dem Opfersinn seiner Bürger. Der breite Stromlauf wies den Weg zum Meere. Schon um 1250 blühte Rostocks Seehandel mit den wichtigsten Stapelplätzen der Ost- und Nordsee. 1257 finden wir die Vertreter Rostocks bei den Verhandlungen der Hanse in Lübeck. Seit 1281 gehörte Rostock mit den Städten Lübeck, Wismar, Stralsund und Greifswald zum Wendischen Viertel des seebeherrschenden Städtebundes. Unter den Wendischen Städten behauptete Lübeck den ersten, Rostock den zweiten Platz. Den Gipfel ihrer Macht erreichte die Stadt in den Jahren 1350—1430. In diesen Zeitraum fällt auch die Stiftung der Universität und der Umbau der Marienkirche. Auf Schonen hatten die Rostocker Kaufleute und Schiffer ihre Niederlassungen (Fitten) neben der deutschen Kirche und dem Rostocker Kirchhof, und für die dort zu füllenden Heringstonnen war Rostocker Band das Normalmaß. Neben den Schonenfahrern bestanden die Gilden der Riga-, Drina-, Bergen-, Wiek-, Gotlandsfahrer u. a. Die Wiekfahrer handelten nach der Wiek, dem Christiania-Fjord.

Sie besaßen eine dem hl. Olav geweihte Kapelle in St. Marien. Jede Gilde hatte ihren Versammlungsort, das Gelag. Die Ausfuhr umfaßte Bier, Korn, Obst, Salz, Hopfen, gesalzene Fische, Leinen, Tuch, Leder, Wachs, Felle, Honig, Teer. Rostock soll damals 250 Brauhäuser gehabt haben, von denen jedes über 1000 Tonnen Bier nach dem Norden verschicken konnte. Der Landhandel bereicherte ebenfalls die Bewohner der Stadt. In der Landfahrer-Krämer-Kompagnievereinigten sich hiesige wie auswärtige Krämer, die mit ihren Waren alle Jahrmärkte bezogen. Sie versammelten sich alljährlich um die Zeit des 1390 entstandenen Rostocker Pfingstmarktes. Das Wieker Gelag und die Landfahrer-Krämer-Kompagnie bildeten zugleich *Schüken-gesellschaften*, die bis zum dreißigjährigen Krieg bestanden und in der Pfingstwoche mit der Armbrust nach dem „Papagenen“ schossen.

Die am 12. November 1419 errichtete Universität fügte zu Rostocks Wirtschaftsimperium den Ruhm einer Kulturmetropole, die den ganzen europäischen Noeden bestrahlte. Aus Island, Kurland, Livland, Estland strömten lernbegierige Scholaren zur Rostocker Hochschule. Von ihrer, dem hl. Olav geweihten Burse hieß es: „Wo Du hier schaust Sankt Olav's hehres, geheiligt's Bildnis, werden mit Weisheit erfüllt Schweden und Dänen zumal. Wen nach Rostock entsandte das ferne und kalte Norwegen, fand ein gastliches Heim in dem Hause allhier.“ Riga und Reval unterstützten die Rostocker Hochschule wiederholt durch Jahresgelder. Neben der Universität förderten die *Fraterherren* von St. Michaelis Kunst und Wissenschaft. Als 1462 die Fraterherren zum Springborn in Münster sich entschlossen, ein neues Heim an der Ostsee zu gründen, fiel ihre Wahl auf Rostock, die niedersächsische Musenstadt. Sie gründeten hier ein dem heiligen Michael geweihtes Kloster und entfalteten eine bedeutungsvolle pädagogische und literarische Tätigkeit. Die Buchdruckerei der Rostocker Fraterherren war nicht nur die älteste in Rostock, sondern wahrscheinlich des ganzen Ostseegebietes. Die erste aus ihrer Druckerei hervorgegangene Schrift trägt die Jahreszahl 1476. Ihr folgten zahlreiche Veröffentlichungen kirchlichen und volkstümlichen Inhalts. Die Brüder vertrieben die von ihnen gedruckten Bücher selbst und verbanden nach der Sitte der Zeit mit ihrer Druckerei einen umfänglichen Buchhandel. Auch eine Buchbinderei befand sich im Fraterhause.

Innere Streitigkeiten und äußere Kämpfe erschütterten allmählich die Macht und den Wohlstand der Stadt. Die *Handwerker* waren wegen Bevorzugung der Ratsgeschlechter mit dem Stadtreghment unzufrieden und erstrebten die Ratsfähigkeit. Die Anfänge der Verfassungskämpfe zeigten sich bereits 1286 und steigern sich zu dem blutigen Bürgerkrieg 1312, dem Aufstand der Sechziger 1408 und dem großen Aufruhr des Jahres 1427, der die Flucht des Rats, den Bannstrahl des Basler Konzils und den Auszug der Universität nach Greifswald im Gefolge hatte. Die Zwistigkeiten zwischen der Stadt und der *Landesherrschaft* wurden ebenfalls wiederholt mit den Waffen ausgefochten. Rostock wollte seine Sonderstellung behaupten, seine Vorrechte erweitern, während die mecklenburgischen Herzöge sorgsam ihre Macht-

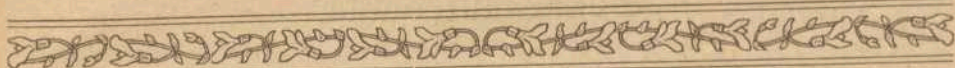
befugnis zu stärken suchten. In diesem Zwiespalt zwischen städtischer Selbstständigkeit und landesherrlicher Gewalt wurzelt das Drama der Rostocker Domfehde (1487—1491). Ihr folgten bald die Stürme der Reformationszeit und die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. 1628 erschien Wallenstein vor der Stadt, 1630 die Schweden. Im Westfälischen Frieden blieb Schweden im Besitz von Warnemünde und behauptete bis 1748 trotz dem Widerspruch der Stadt die Zolleinnahme, die Rostocks Handel und Schifffahrt empfindlich schädigte. In die Zeit des Nordischen Krieges (1700—1721) fielen die Kämpfe der Stadt mit dem gewalttätigen Herzog Karl Leopold. Der Siebenjährige Krieg (1756—1763) führte Mecklenburg durch die preußenfeindliche Politik des Herzogs Friedrich des Frommen in neue Kriegsnöte. 1758 mußte Rostock die erste preußische Einquartierung aufnehmen und wurde im folgenden Jahre abermals stark von den Preußen belegt. Diese entführten die Kanonen von den Wällen und forderten schwere Abgaben. So hatte das kleine Amt der „Riemer und Beutler“ (Sattler und Weißgerber) binnen vierzehn Tagen tausend Taler abzuliefern. Vor den rücksichtslosen Werbern entfloß das junge Volk aus der Stadt oder verbarg sich auf den Schiffen am Strande. Der Sohn des Rüstlers an St. Marien versteckte sich mit seinen Genossen auf dem Kirchturm, den die Feinde ohne Erfolg absuchten. Die Drangsale der Franzosenzeit (1806—1812) werden uns von John Brinckman in seinem unsterblichen „Kasper Ohm“ lebensvoll geschildert.

Erst nach den Napoleonischen Kriegen erhob sich die in ihren wirtschaftlichen Grundfesten erschütterte, in tiefen Verfall geratene Stadt zu neuem, durch eine lange Friedenszeit geförderten **Aufschwung**. In langsamer Folge erwuchsen aus den vor den Toren zerstreuten Ackergehöften ansehnliche Vorstädte, die mit den Neubauten der Innenstadt das alte Stadtbild wesentlich veränderten. 1831 verschwand der hohe Wall zwischen Mühltor und Steintor. Seit 1840 entstanden allmählich die Wallanlagen, und 1866 wurde mit der Zu schüttung des Wallgrabens zwischen Steintor und Schwaanischem Tor begonnen. **Handel und Wandel** gewannen mit Beginn der Dampfschifffahrt und dem Bau der Eisenbahn neue Formen. Am 24. Juni 1834 durchfurchte das erste Dampfschiff die Wellen der Warnow. Es war der Dampfer „Stadt Rostock“, der, in Newkastle auf Rostocker Rechnung erbaut, von Warnemünde heraufkam, um fortan eine regelmäßige Verbindung zwischen Rostock und seinem Vorhafen aufrechtzuerhalten. Mit der Bahnstrecke Rostock-Bülow vollzog sich 1850 der Anschluß der Stadt an das mecklenburgische Eisenbahnnetz.

Die **Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs** brachte auch für Rostock eine neue Blütezeit. Gewerbliche Unternehmungen aller Art wurden in größerem Umfange gegründet. Die Rostocker Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau (C. Abendroth) und die Schiffswerft „Hansa“ (A. Tischbein) basierten die Rostocker Großindustrie. Am 13. Januar 1872 wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, die eine Dampfschiffverbindung zwischen Rostock und Nykjöbing auf Falster unterhalten wollte. Am 19. Mai 1873 begann der

Dampfer „Rostock“, Kapitän E. Zeisig, seine regelmäßigen Fahrten und vollendete bis zum Jahre 1886 insgesamt 1292 Doppelfahrten. 1885 verbesserte die Stadt diese Verbindung durch den Bau einer Eisenbahn von Warnemünde nach Neustrelitz und Erweiterung des Warnemünder Hafens durch ein Hafengebassin für die Aufnahme von Postdampfern. Die Eisenbahn- und Schifffahrtsgesellschaft „Deutsch-Nordischer Lloyd“ kürzte vom 1. Juli 1886 mit der Eisenbahn Warnemünde-Rostock-Laage-Zalendorf-Waren-Neustrelitz und mit dem Seeweg Warnemünde-Gjædser die Entfernung zwischen Kopenhagen und Berlin auf 12 Stunden. Um die Wende des Jahrhunderts wurde das Unternehmen des Deutsch-Nordischen Lloyd verstaatlicht und durch den Umbau des Warnemünder Hafens und den Bau von Trajektschiffen erweitert. Am 30. September 1903 wurde die neue Fährverbindung eröffnet. Rostock rückte in die Linie des internationalen Verkehrs, und die Entwicklung zur Großstadt bekundete sich in dem schnellen Wachstum der Einwohnerzahl.

Vor Ausbruch des Weltkrieges näherten sich zwei öffentliche Arbeiten ihrer Vollendung, die Schweißkanalisation und die Hafenerweiterung. Neue Verkehrsanlagen wurden geplant. Als künftiges Industriegebiet ist die Bramower Feldmark in Aussicht genommen. Der Abschluß der Hafenerweiterung und die Verbindung des Hafengebiets mit dem Industriegebiet sind Aufgaben, deren Ausführungen einer friedlichen Zukunft vorbehalten sind. Mögen diese Unternehmungen als Werke des Friedens baldig und ungehemmt vor sich gehen und der guten, alten See- und Handelsstadt am Warnowstrande im neuen Deutschland zu einem neuen Aufschwung verhelfen! Der alte Wahrspruch am Steintore: „Sit intra te concordia et publica felicitas“ möge verheißungsvoll der Stadt und ihren Bewohnern als Segenswunsch zur Säkularfeier erklingen und auch im Werdegang einer neuen Zeit erfüllen!



Frühlingsabend.

Wenn der Frühlingsstag sich legt zum schlafen,
Auf der Wange das schimmernde Rot der Jugend,
Auf der Lippe still lächelnden Traum,
Daß froh sich morgen wieder erneue
Das Glück von heut', —

Wenn über des Dorfes Lindenwipfeln
Den silbernen Pfad der Vollmond emporsteigt
Und Halt dann macht überm Dorf, —
Versunken in Schauen, in staunende Freude
Um all das Blüh'n, —

Wenn das Froschlied klingt von fernen Teichen,
Wenn leis mit still verschwiegenem Riefeln
Seinen süßen, goldigen Abendtraum
Der Quell mir vertraut, — ein wundersam Ahnen
Noch kommenden Glückes, —

Dann geht durch das Herz mir ein frohes Entzücken, —
Dann hoffe auch ich, daß ein sonniges Morgen
Mir folge dem sonnigen Heut', —
Dann stehe auch ich, — ob all der Wunder
Versunken in Schau'n! —

Und du rieselnder Quell — und du Frühlingsabend
Mit deiner stillen, wartenden Seele,
Mit deinem Dunkel, darin doch
Ein Schimmern des Lichts, als wie ein Träumen
Zukunft'gen Lichts, —

Mein Herz fühlt eins sich mit Euch, Ihr Beiden. —
In Tiefen auch ihm solch'wundersam Ahnen,
Doch wißt — noch höheren Glückes,
Als je Euch zu Sinn kommt, — und kommen wird es
Ewig und hehr.

W. Schulz.



Sonnenuntergang.

Kriegsstizze von Anna Korff.

Meine Freundin Gerda und ich saßen auf der Landungsbrücke eines kleinen Ostseebades und schauten in die untergehende Sonne. Es war ein wundervoller Vorherbstabend, einer von denen, die den Blick klar machen und das Herz still. Eine Weile saßen wir schweigend beieinander, dann wandte sie sich zu mir und sagte: „Du möchtest es wissen, was mich immer wieder in dies einsame Fischerdorf zieht; heute will ich es Dir sagen, denn an einem Tage wie heute ist mir hier das Glück begegnet“ und sie begann: „Nach Jahren voller Unrast, die mich aufgerieben und zermürbt hatten, suchte ich dies menschenleere Fleckchen Erde auf, um hier vom Weltgetriebe auszuruhen. Ich glaubte der einzige Gast zu bleiben, als eines Tages im kleinen Wirtshaus 3 Gedecke lagen. Ich war unangenehm überrascht, daß meine Einsamkeit gestört wurde und ahnte nicht, daß das Glück sich zu mir an die Tafel setzen wollte. Frau Hauptmann Ferber und Kapitanleutnant Horst Walter waren die Neuankömmlinge. Horst war eine herrliche Erscheinung, ein Mensch, der einem nicht unbeachtet vorübergehen konnte. Seine feinfühlende, ritterliche Art, seine klugen Erzählungen und seine

frische Natürlichkeit zogen mich wunderbar an. Herrliche Tage verlebten wir miteinander; immer mehr erkannte ich es, wie tief sein Wesen in meinem wurzelte, und als er mich eines Tages bat, sein Eigen zu werden, habe ich ihm jubelnd „ja“ gesagt. Ich wußte, daß ich es niemals bereuen würde. Dann kam eine unruhvolle Zeit; Kriegsgewitterwolken hingen schwer am Himmel, ich aber wollte nicht glauben, daß sie sich entladen würden, — und träumte ihn weiter — den Traum von Glück und Liebe. Dann wurde Horst plötzlich abberufen, und nun wurde auch mir der Ernst der Lage klar. Noch einmal gingen wir an den Strand, die Sonne fiel in märchenhaftem Glanz über unsern Weg, wir sahen es als gute Vorbedeutung an und nahmen hoffnungsvoll von einander Abschied. Horst schrieb mir dann mutig und siegesbewußt, und ich war stolz auf seine Tapferkeit, die sich äußerlich in Orden und Beförderung zeigte. Dann teilte er mir eines Tages mit, daß er für kurze Zeit abkömmlich sei, und wir beschloßen, uns kriegstrauen zu lassen. Derselbe Sturm aber, der mich am Abend vor seiner Ankunft in solche Zukunftsträume wiegte, fuhr denn über die Nordsee, brauste und tobte, warf das kleine Minenboot, auf dem Horst Kommandant war, wie einen Spielball in die Höhe, um es dann mit jähem Ruck in die Tiefe zu reißen — die keinen wiedergibt.“ Gerda schwieg eine Weile, wie ein tiefes Erschauern ging es durch ihren Körper, dann sagte sie: „Wenn ich das Glück auch nicht halten konnte, ich habe ihm doch einmal in die Augen geschaut, das ist wie die Sonne, die golden über dem Wasser liegt, wer ihren Glanz einmal getrunken, dem leuchtet sie immer wieder — ein ganzes Leben lang.“ Sie schwieg; ich war feines Wortes fähig und drückte ihr nur still die Hand; dann erhoben wir uns. Der letzte Abendschein war erloschen, es war dunkel ringsum. Ihr Haus lag am Rande des Waldes, meins in der hellerleuchteten Dorfstraße. Mir waren die Glieder wie gelähmt und ich ging langsam dem Licht entgegen. Sie aber ging mit festen Schritten in die Dunkelheit hinein.

Frage.

Werd' ich am Ende gerüstet sein,
 Einst, wenn des Todes Nacht bricht herein?
 Werde ich stark wie ein Mann dastehen,
 Wenn mich die Schauer des Todes umwehen?
 Werd' ich einst zittern in bangen Schrecken,
 Wenn mich des Todes Schatten bedecken,
 Wenn sich erheben die Rätsel und Fragen,
 Wenn mich mein eigenes Herz will verklagen,
 Wenn dann stehen vor meiner Seele
 Irrtum und Schwachheit und Schuld und Fehle,
 Wenn dann, ja wenn dann . . . ? So fragt es in mir
 Herz und Atem sie. stoßen schier. —
 Doch schon glänzet von ferne ein Licht,

Wie ein Stern es durch Dunkel bricht:
 Und das Licht ruft leuchtend mir zu:
 „Wirke und schaff' etwas Gutes du,
 Kämpfe tapfer den Kampf der Guten,
 Mag wie ein Meer dich das Böse umfluten.
 Werde zum Lichte am dunklen Ort,
 Ritter des Lichts sei fort und fort,
 Blicke zum Lichte mit frohem Vertrauen,
 Hoffe getrost, dann schwindet das Grauen.
 Einst, wenn du dringst durch des Todes Thor,
 Schwebst du verklärt zum Lichte empor.
 Gnade die Hand dir entgegenstreckt,
 All deine Schwachheit und Schuld zudeckt.
 Was da verkehrt ist und unvollkommen,
 Wird dann von dir hinweg genommen.
 Anfang'nes ist dann vollendet,
 Jegliches Stückwerk wird sein gewendet.
 Strahlend umfängt dich Vollkommenheit,
 Tränen sind nicht mehr noch Leid und Streit.
 Schleier und Hüllen sind dann gesunken,
 Schauest die Klarheit dann wonnetrunken.
 Hinter dir liegen dann Zeit und Raum,
 Wie ein schwerer, beängstender Traum.
 Und der Ewigkeit Morgenrot
 Leuchtet dann hell über Not und Tod. —
 Darum getrost, und fürchte dich nicht,
 Schaue dem Tode ins Angesicht,
 Wisse, der Tod ist die Thür zum Leben,
 Schließst du auf Erden die Augen hier,
 Wirst du befreit durch des Todes Thür
 Licht zur ewigen Heimat entschweben.“

Raimund Eberhard.

Sittliche Reinheit.

Kürzlich las ich einmal wieder Goethes „Hermann und Dorothea“ und hatte meine rechte Freude daran. Das Gedicht mit seinem ernststen kriegerischen Hintergrunde paßt so recht in unsere jetzige Kriegszeit hinein, sodaß sich mir beim Lesen unwillkürlich Vergleiche aufdrängten. Was mir aber vor allem das Herz bewegte, war der Geist sittlicher Reinheit, edelsten Menschentums, der über dem Ganzen liegt, der das Herz mit unnennbarem Zauber erfüllt und es zu allem Guten stärkt.

Sittliche Reinheit! Ja, ich hatte ein rechtes Verlangen danach, mein Herz an sittlicher Reinheit zu erfrischen. Da führt mir mein Richterberuf täglich Bilder sittlichen Schmutzes, sittlicher Fäulnis vor die Seele, und ein mir befreundeter älterer Richter hatte wahrlich Recht, als er bei der Feier seines 50jährigen Richterjubiläums in einer Festrede bekannte: „Wir Richter atmen geradezu in einer moralisch vergifteten Luft.“ Dies Wort fiel zwar in der Zeit vor dem Kriege, aber es gilt jezt auch für die Kriegszeit. Der Kriege hat uns wohl aus mancher Dumpfheit und Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit herausgerissen, aber er hat auch sehr, sehr viel Schlimmes gebracht. Moralische Abgründe tiefster Art haben sich aufgetan, und Schatten schwärzester Farbe verbreiten sich überall. So auch auf sittlichem Gebiet. So ein Terminstag mit den vielen Ehescheidungen, oder Unterhaltsklagen, oder Strassachen wegen Kupnelei, Abtreibung und Kindsmord führt uns Bilder der Zuchtlosigkeit und der sittlichen Verwilderung vor die Seele, die geradezu grauerregend sind. Alle Bande der Zucht sind gelockert, und Leichtsinns und Viederlichkeit ergreifen die weitesten Schichten der Bevölkerung.

Ja, da ist man als Richter oft in Versuchung, an Gott und den Menschen zu verzagen und sehnt sich danach, das Herz am Anblick des Guten zu stärken. Darum erquickte mich auch so sehr die Schilderung schlichter Frömmigkeit und edler Sittenreinheit in dem Goetheschen Gedichte „Hermann und Dorothea“. Da steht vor allem die herrliche Gestalt der Dorothea in sittlicher Reinheit und Größe da. Da ist auch der prächtige, von innigster Liebe erfüllte und doch mannhaft sich selbst bezwingende Hermann. Wahrhaft erquickend zu lesen ist es, wie es da heißt:

„Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der edle Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte, sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, von ernstem Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens.
Und der Balsam des Atems an seine Lippen verhauchet.
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch sie verhehlte den Schmerz.“

Als ich dies las, mußte ich unwillkürlich an den edlen Joseph der Bibel denken, wie er sich mir in meiner Jugend nach der frommen Erzählung des alten Testaments gar tief eingeprägt hatte. Und da fiel mir dann ein, daß ich vor Jahren einmal als Student in Leipzig im Theater, wo auch so ein keuscher Joseph auf der Bühne dargestellt wurde, in meiner Nachbarschaft das freche Wort hatte fallen hören: „So ein keuscher Joseph! So was gibt's ja gar nicht!“

Ja, so was gibt's ja gar nicht. Daran mußte ich denken, als ich die ebige Schilderung in Hermann und Dorothea las. So was gibt's ja gar nicht. Das raunten mir die trüben Erfahrungen des Berufs zu. Das hörte ich von manchen

Seiten mir entgegenschallen. „Die Zeit der Romantik ist vorbei,“ oder „Schwärmerische Jünglinge sind gottlob ausgestorben“, „Keuschheit sich zu wahren, ist unmöglich, und wer sagte, er sei sittlich rein, der lügt.“ So und ähnlich hörte ich es von den verschiedensten Seiten.

So sollte denn alle Tugend Lug und Trug sein, und alle edle Schilderung der Dichter und der Bibel leere Schwärmerei? Nein, nein, nicht also! Nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Tugend „ist doch kein leerer Wahn!“ Sie ist Leben und Wirklichkeit.

„Wisse, was schlecht und gemein ist, das drängt sich dir auf schon von selber. Oeffne die Augen und sieh, daß du das Gute erkennst.“

Einzig der Gute vermag bei andern das Gute zu sehen.

Bist du selber nicht gut, bist für das Gute du blind.“

„Jammerst du über die Schlechtigkeit der Menschen auf Erden, Bist du ein unnützer Tor, so du nicht besserst die Welt!“

„Willst du verbessern die Welt, so fange nur an bei dir selber.“

Nur wenn du besserst dich selbst, kannst du verbessern die Welt.“

„Hingestellt hat uns ein Gott den Schweiß vor die Tugend.“

Darum so kämpfe und ring, daß du die Tugend erringst.“

Durch Jammer und Klagen wird die Welt nicht besser, nein, die Hände regen, selbst anfangen, bei sich selber anfangen, einen guten Kampf kämpfen. der Vollkommenheit nachjagen, darauf kommt's an. Das hat auch Goethe gewußt, der da als junger Mann in sein Tagebuch geschrieben hat: „Niemand wird gekrönt, der nicht vorher gekämpft hat“, und der als alter Mann von sich bekannt hat: „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“ Das haben alle Weisen, alle gottbegnadeten Seher und Propheten erkannt und bekannt und waren eben darum weise, daß sie dies er- und bekannten. Sie, die da sahen über allen Schein der Oberfläche in die Herzen der Menschen, und da spürten ein heimliches Sehnen nach einem Besseren, Reineren, Klareren, Lichteren, ein Verlangen, frei zu werden vom Dienst des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Und aus diesem Sehnen und Verlangen heraus erschauten Gott-begnadete und Gottes-volle Künstler, Dichter und Sänger, von denen es bei Schiller heißt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie“, Idealgestalten, die sie uns in leuchtender Klarheit vor die Seele stellten, auf daß wir auf sie blicken, uns an ihnen aufrichten und uns im Kampfe zum Guten stärken. Diese uns vom Dichter vor die Seele gestellten Idealgestalten sind nicht Lug und Trug, Blendwerk und leere Schwärmerei, sondern sie sind wir selber, ja, wir selber und nicht, wie wir sind, sondern wie wir sein möchten, wie zu werden es das tiefste Sehnen unseres Herzens ist.

Darum ist denn auch sittliche Reinheit kein leerer Wahn, kein Ding, was es auf Erden nicht gibt, sondern sie ist ein uns vor die Seele gestelltes Ziel, um das wir kämpfen und ringen sollen, ja kämpfen und ringen müssen, soll unser herrliches deutsches Volk nicht an sittlicher Fäulnis zugrunde gehen, soll es die ihm von Gott gesetzte Aufgabe, der Kern, das Herz der Menschheit zu sein, erfüllen,

soll am deutschen Wesen die Welt genesen, wie dies deutsche Dichter und Seher von Alters her verkündet und geweissagt haben.

Darum denn nun Kampf um sittliche Reinheit. Das gilt für jeden Jüngling, für jede Jungfrau, für jeden Mann, für jede Frau. Es gilt da das Wort: „Wer da stehe, sehe wohl, daß er nicht falle“, und das andere Wort: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen.“ — „Herrschet über die Erde“, heißt es auf dem ersten Blatte der Bibel; erdig ist aber auch das, was in uns ist, was uns hinunterziehen will, das Fleisch samt seinen Lüsten und Begierden. Auch darüber gilt es zu herrschen, ja zu allererst zu herrschen. Denn: „Wer da Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“ Ist es nicht also, wie Fichte, ein herrlicher deutscher Mann, ein wahrhaft frommer Weiser, bekannte: „Sowie wir geboren wurden, forderte uns die Sinnlichkeit zu einem langen, fürchterlichen Zweikampf um Freiheit und Sklaverei auf. Ueberwinde du, sagte sie zu uns, so will ich dein Sklave sein. Ich werde dir ein sehr brauchbarer Diener sein können, aber ich bleibe immer ein unwilliger Diener, und sobald du mein Joch erleichterst, empöre ich mich gegen meinen Herrn und Ueberwinder. Ueberwinde ich dich aber, so werde ich dich beschimpfen und entehren und unter die Füße treten; da du mir zu nichts nütze sein kannst, so werde ich nach dem Rechte eines Eroberers dich ganz zu vertilgen suchen.“

Darum denn nun Kampf gegen unsere Sinnlichkeit, gegen unser eigen Fleisch und Blut, gegen unsere eigene Schwachheit, unsere eigenen Lüste und Begierden, unsere eigene Sünde. Kampf um sittliche Reinheit des Leibes und der Seele. Das ist auch ein Kampf fürs Vaterland, ein Kampf um das bessere Deutschland, auf das wir alle hoffen, ein Kampf, den jeder kämpfen kann, ja kämpfen muß, nicht nur als Deutscher, sondern auch als Christ, da Gott uns geboten hat: „Wandle vor mir und sei fromm“, und an anderer Stelle: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ So uns aber in diesem Kampf der Mut will entsinken, so seien wir dessen eingedenk, daß wir es nicht allein sind, die diesen Kampf kämpfen, daß auch den höchsten und edelsten Menschen dieser Kampf nicht erspart geblieben ist, wie denn der Apostel Paulus von sich bekennt: „Das Fleisch geküßet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch“, und wie auch Goethe von sich klagt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Dann aber wollen wir uns auch innerlich aufrichten an den edlen Vorbildern, die uns in der Bibel und von frommen Dichtern vor Auge und Seele gestellt sind, und wollen uns des Wortes getrösten: „Dem Redlichen läßt es Gott gelingen!“ und des anderen Wortes: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf.“

Landgerichtsrat Raimund Eberhard, Schwerin i. Meckl.



Gereift.

Von der Schulbank lief ich und wurde Soldat,
In Sorge, den Krieg zu versäumen.
Von Kriegeshandwerk und Heldentat
War schon immer mein liebstes Träumen.

Und ich zog ins Feld und kam in die Schlacht,
Umflattert von Tod und Gefahren.
Doch der feindlichen Kugeln hab ich gelacht
Mit meinen siebenzehn Jahren.

Die helle Begeisterung ist nun verloht.
In mir lebt nur eherner Wille,
Die Heimat zu schirmen, und ist auch der Tod
Mir beschieden, ich halte ihm stille.

Mein Deutschland, ich wurde vom Knaben zum
Mann

In deinem herrlichsten Ringen.
Geduld, nur Geduld! Wir werden dann
Dir den heiligen Frieden erzwingen.

Hans Ehrte.

Die Thronfolge in Mecklenburg-Strelitz.

Von W. Warnke-Neustrelitz.

Das große Ereignis unseres Landes, durch welches selbst das sonst Alles beherrschende Interesse an dem Weltkriege etwas zurückgedrängt wird, ist der unerwartete Tod unseres Großherzogs Adolf Friedrich d. Sechsten und die damit eröffnete Frage der Thronfolge. Wir wundern uns heute wohl darüber, daß man keine Fürsorge getroffen habe für solchen Fall, da ja der Großherzog, der letzte Sproß unseres Fürstenhauses, noch immer unvermählt und ohne Erben war. Wenn ihm nun etwas zustieß an der Front, wo er sich des öftern Gefahren aussetzte, oder sonst wie, was sollte dann werden? So war man denn, als das Unerwartete geschah, ganz unvorbereitet und fassungslos. Es zeigte sich auch hier wieder, wie so oft im Leben, daß man für gewisse Möglichkeiten ganz blind war. Was Wunder, daß man sich an Schwerin wandte um Rat und Beistand; und der jugendliche Großherzog Friedrich Franz hätte nicht der beste Freund des Verstorbenen sein müssen und das Oberhaupt des Br u d e r l a n d e s, wenn er nicht alsbald mit seinen erprobten Räten hier erschienen wäre, um die Regentschaft des Landes in die Hand zu nehmen. Man stützte sich dabei auf den Hamburger Erbvergleich, der 1702 zwischen zwei Linien des Mecklenburger Fürsten-

hauses vereinbart war, nach welchem in einem solchen Falle das verweiste Land an die andere Hälfte fallen sollte, um mit diesem fortan wieder eine Einheit zu bilden. Da nun Mecklenburg-Strelitz infolge der Sparsamkeit des Großherzogs Friedrich Wilhelm, der trotz seiner Blindheit ein großes Finanzgenie gewesen war und sein eigner Finanzminister, eine gegenüber der Schweriner geradezu glänzende Finanzlage aufwies, so begreift es sich, daß die Schweriner Herren am liebsten das Strelitzer Land sofort für ihr Eigentum erklärt hätten, wozu sie sogar durch ein Glied unserer Ritterschaft aufgemuntert wurden. Doch war der gewissenhafte Friedrich Franz dafür zunächst nicht zu haben. Denn noch lebte, wenigstens wahrscheinlich, wenn man auch infolge des Krieges und der Revolution in Rußland nichts von ihm wußte, ein Glied unseres Fürstenhauses, der Herzog Karl Michael, Sohn des herrlichen Herzogs Georg, des Bruders von Friedrich Wilhelm und Neffe der edlen Herzogin Caroline. Zwar hatte dieser vor Ausbruch des Krieges wegen seiner ungeheuren Besitzungen in Rußland unsern Großherzog um Entlassung sowohl aus dem Untertanen- als auch dem Familienverband gebeten, war aber mit letzter Bitte noch auf später vertröstet worden. Auch wollte Friedrich Franz sich erst entscheiden, nachdem die Rechtslage völlig geklärt sein würde. Diese Zwischenzeit benutzte man hier, um sich zu besinnen auf eine Schweriner Verordnung von 1820, die auch von unserm Großherzog Georg mitunterzeichnet und dadurch, wenn auch nicht ausdrücklich, für Mecklenburg-Strelitz verbindlich gemacht war, nach welcher in solchem Falle, wie er jetzt vorlag, das betreffende Ministerium befugt sein sollte, selbständig die Regierung des Landes weiter zu führen bis zur Erledigung der Thronfolgefrage. Denn man hatte hier den Eindruck, Schwerin brenne darauf, uns samt unsern guten Finanzen zu umarmen und an sein Herz zu drücken. Auch hatte man bemerkt, daß im allgemeinen Kirchengebet wohl des Großherzogs Friedrich Franz und selbstverständlich der Großherzogin Elisabeth gedacht wurde, nicht aber des Herzogs Karl Michael, der doch rechtlich, nachdem er im Kaukasus aufgefunden worden, der Großherzog war, sicherlich aber ein Glied des Fürstenhauses. Da lag der Gedanke doch sehr nahe, es wäre wohl besser gewesen, den Prinzen Julius Ernst zur Lippe, den Schwager des verstorbenen Großherzogs, mit der Regentschaft zu betrauen. Denn konnte nicht der Großherzog Friedrich Franz, etwa dem Drängen seiner Räte nachgebend, sich eines Tages entschließen, uns übernacht für seine getreuen Untertanen zu erklären und der Selbständigkeit unseres Landes ein Ende zu machen? Hatte nicht auch ein Berliner Staatsrechtslehrer, vielleicht sogar im Schweriner Auftrage, erklärt, daß das Reich keinen Schaden nehme, wenn ein kleiner Staat wie Mecklenburg-Strelitz verschwinde, daß dies sogar im mecklenburger wie im deutschen Interesse liege, es auch nicht fehlen lassen an einer gehässigen Bemerkung über Karl Michael und an einem Hinweis, daß der angeblich allgemeine Wunsch nach Erhaltung der Selbständigkeit des Landes einen sehr materiellen Hintergrund habe an dem Interesse der Hoflieferanten. Daß diese Dinge allgemein mißfielen, zeigte sich an der fast allseitigen Zustimmung zu dem öffentlichen Widerspruch, den sie hervorriefen. Man sagte sich aber auch: Sollte ein Vertrag, den vor mehr als 200

Zahren 2 Fürsten im Interesse ihrer Familien geschlossen, maßgebend für uns sein müssen, die wir heute als Glieder des Deutschen Reichs nicht rechtlos sind, wie damals die Untertanen jener Fürsten, sondern durch unser Stimmrecht sogar mitbestimmend sind für die Regierung des großen Vaterlandes Deutschland? Sollten wir in unserm kleinen Lande kein Recht haben, mitzubestimmen über unser Wohl und Wehe? Und, mußte in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Interesse des Herzogs von Augustenburg zurücktreten hinter dem Interesse Deutschlands, sollte da nicht das Interesse einer fürstlichen Familie zurücktreten müssen hinter dem Interesse von etwa 20 000 Familien des Landes Mecklenburg-Strelitz? Man besinne sich zudem auf den Segen, der von unserm kleinen Lande in verschiedenen Fällen ausgegangen sogar auf große Länder, und nicht bloß von unserm Lande, sondern auch von andern kleinen Staaten Deutschlands, um zu dem Schlusse zu kommen: Wir tun recht, auch im Interesse Deutschlands, wenn wir uns unserer Haut wehren und uns nicht behandeln lassen, wie eine Ware oder ein kleines Gut, das man ohne es zu fragen, einfach ohne weiteres mit einem größern zusammenlegt. Hat man doch auch tausendfach den Segen der Selbständigkeit eines kleinen Landes erfahren in dem persönlichen Eingreifen unserer Fürsten bei den verschiedensten Anlässen zugunsten ihrer Untertanen. Ein bescheidener Ausdruck solcher Stimmung sollte eine mit vielen tausend Namen unterschriebene Bitte an den Großherzog Friedrich Franz sein, unsere Selbständigkeit nicht anzutasten.

Da zuguterlezt stellten sich auch unsere Stände auf diesen Standpunkt, indem sie fast einstimmig, gestützt auf ein Gutachten des Oberlandesgerichtsrats Kretschmann, dem Großherzog Friedrich Franz die juristische Möglichkeit nachwiesen, trotz des Hamburger Erbvergleichs dem Strelitzer Lande die Selbständigkeit zu erhalten.

Aber wie seltsam: dieselben Herren, die den Herzog Karl Michael rechtlich ausdrücklich als den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz anerkennen, glaubten diesem, der (offenbar auf die Kunde von dem was hier geschehen) plötzlich über Moskau nach Petersburg geeilt war, um der Heimat wenigstens näher zu sein, an die Hand geben zu sollen, weil seiner Regierungsübernahme vielleicht Schwierigkeiten vonseiten des Reichs gemacht werden könnten, mit dem Großherzog Friedrich Franz einen Vertrag zu schließen des Inhalts, daß er seine Rechte auf den Thron von Mecklenburg-Strelitz auf Christian Ludwig, den zweiten Sohn desselben, übertrage. Es liegt doch auf der Hand, daß dieser Schritt unserer Stände diktiert war von einem Uebelwollen gegen ihren Herrn, den Großherzog Karl Michael, weil er in Rußland gegen Deutschland vielleicht am Kriege tätigen Anteil genommen, als ob in diesem Augenblick, wo unser Volk um Sein und Nichtsein zu kämpfen hat, nicht Jedermann willkommen sein mußte, der mit uns kämpfen und siegen will, wie denn ja auch Offiziere wieder ins Heer eingetreten, die sich vorher unmöglich gemacht hatten, und als ob das Reich jetzt Zeit und Lust habe, subtile dynastische Rechtsfragen zu entscheiden und nicht vielmehr jeden rechtlich zur Regierungsübernahme berufenen Fürsten, der sich ehrlich auf ihre Seite stelle, mit Freuden in den Deutschen

Fürstenbund aufnehmen werde, zumal wir jetzt Frieden mit Rußland haben und selbst den russischen Fürsten, der soviel Blutschuld auf sich geladen und so unfähig viel Elend verschuldet, wo er jetzt in unsere Hand gefallen, ruhig sein Asyl genießen lassen, ja noch für ihn sorgen, daß es ihm auch ja an nichts gebreche. Unter diesen Umständen dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß der Großherzog Karl Michael es unter seiner fürstlichen Würde halten werde, auf den Vorschlag der Stände einzugehen und auf die Thronfolge zugunsten des Herzogs Christian Ludwig zu verzichten, weil er wohl dem Strelizer Volke hoch willkommen sei, nicht aber seinen veralteten Ständen. Denn dieses würde ihn zweifellos einholen mit einem Jubel, wie noch kein Großherzog hier eingeholt worden. Denn der verloren geglaubte, der Fleisch ist von unserm Fleisch und Blut von unserm Blute, ist wiedergefunden. Und wenn die Treue des deutschen Volkes schönste Zier ist, so wird auch unsere, der Mecklenburg-Strelizer schönste Zierde die Treue sein, die wir unserem angestammten Fürsten entgegenbringen. Das soll ihm zum Ausdruck bringen ein Brief, der von hier kürzlich an den „Großherzog Karl Michael von Mecklenburg-Strelitz“ durch Vermittlung des auswärtigen Amts nach Petersburg abgesandt ist.

Die Antwort steht natürlich noch aus, dürfte auch sobald nicht zu erwarten sein, da der hohe Herr kaum große Eile haben wird, sich, so lange der Krieg tobt, für die eine oder andere Partei zu entscheiden. Unterdeß sitzen wir im Wartesaal erster Klasse mit gefalteten Händen. Denn es handelt sich um die Zukunft unsers geliebten Landes Mecklenburg-Strelitz, die aber, wenn auch die Entscheidung noch länger sich hinziehen sollte, so verankert ist in unserer gemeinsamen mecklenburgischen Gesinnung, daß wir, obwohl staatlich getrennt, doch in allen staatlichen Lebensfragen Hand in Hand mit dem Brudervolk unsern Pfad gehen, nicht etwa einer dem andern finster grollend wie einst Athen und Sparta, sondern wissend: Schwerin und Strelitz sind nur schwellende mecklenburgische Geistesfrüchte in getrennten Trauben, um gepreßt als köstlicher Traubensaft unsern deutschen Brüdern zur Stärkung und Erquickung zu dienen.



Feldgraue.

Mit ihren Augen haben sie den Tod geseh'n,
 Drum wurden sie so staunend ernst, so groß;
 Sie sahen sich am Rand des Grabes steh'n,
 Drum wurden sie der Erden Lasten los.
 Drum wuchsen Flügel ihrer Seele;
 Licht ward ihr Geist, befreit vom Weltentrug.

Der Erde Weh zwang ihre Seele nicht,
 Da sie ihr Geist durchs Leid zum Lichte trug.
 Sie sind wie Kinder und sind Weise doch,
 Das kündet ihrer Blicke lichter Schein;
 Sie hält nicht Furcht, nicht mehr der Selbstsucht Joch,
 Denn sie sind frei — sie werden's ewig sein.

Urban.



Dröm!

Dei Deinst is ut un dei gauden Kameraden hollen ehren Middagslap. Ich aewer kann nich slapen. Ich wäul up mine Decken ümher un denk na Hus.

Min Pip is mi ut gan; ich aewer war dat nich gewohr, denn ich bünn wied weg. Nich in Rußland, sonnern in Mäckelborg bünn ich. Ich lig wedder, wie so oft, an unsern Dannenbarg un lat mi von dei Sünn beschinen. Lising spält dei Wind mit dei gräunen Grashalm un dei bunten Bläumings. Dei Grillen spälen so lustig up ehr Fidel, as wullen sei dei Lerchen un dei annern Baegel mit ehr Leid aewertrumpfen. Un dei Dannen ruschen so lies, so geheimnisvull, as wenn sei wat seggen wullen, so recht wat geheimnisvulles, un siä doch nich trugten. Up dei lütt Bät, dei siä ni Rauh günnt, spälen dei Sünnenstrahlen, un dei Hott-pier flattern doraewer ümher. Alles is Sünndag. „Murjan“, uns Hund, kloppt mit denn Swanz up dei Ird, un legt sacht sin Pot in min Hand. Ich richt mi so halwägs in dei Hög un min Og ward all dei Schönheiten gewohr.

Dor links von mi ligt uns lütt Burhoff ganz ünner Flederheeden, dei grad an tau bläugen fangen. Dor in denn Grund dei jungen Barken in ehr gräunes Kleet.

Un dor för mi dat lütte Gaud mit dat hübsche Herrnhus un dei grauen Schüns. Süß allerwegs Dannen. Un ich leg denn Kopp wedder dal un fik taum Säwen un dröm. — „Aufstehn! Die Uhr ist schon einhalb zwei Uhr!“ En Hamburger Kamrad ist, dei so röpt un mi ut minen Drom stürt. Ich stieg von min Lager in min Kommißstäwel un maä mi taum Deinst prat. Buten aewer driwt dei Wind mit dei witten Sneiwullen un hult üm Hus un Böm.

J. Dahnke.



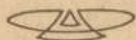
Und alle kamen.

Die See von Sommer Sonne blank,
An ihren Ufern hoch und schlanf
Der Buchen Zier.
Es raunt das Blatt,
Es rauscht das Watt:
„Was machst du hier?“

Die Lerche fragt's, die jonnwäirts fliegt,
Das Korn auch, das im Winde wiegt,
Der Wiese Grün.
Es mahnt, was blüht,
Des Bogels Lied:
„Wo hörst du hin?“

Das Land, das also uns zur Pflicht
Ermahnt und drängt und fragt und spricht,
Ist Kämpfe wert.
Und jeder Mann
Versteht's, drängt an
Und hebt das Schwert.

Germann Renner.



Aus alten Zeiten.

Aus einem alten Mecklenburgischen Rätselbüchlein.

Vor mir liegt ein dünnes schmales Büchlein. Mit kindlichen Schriftzügen steht auf dessen erster Seite: „Sammlung von Rätseln für mich. Joh. Joach. Eberhard in Klostok, d. 24. May 1787“. Es sind Rätsel, die mein seliger Urogroßvater, nachmals Pastor in Penzlin, als Knabe gesammelt und für sich aufgezeichnet hat. Das Büchlein ist in meinem Besiß und erfreut mich immer wieder in Erinnerung an meinen trefflichen Vorfahren, dessen leibliche Gestalt uns ein prächtiges Delgemälde im Besiß unserer Familie aufbewahrt hat, ein Gemälde, aus dem der Dargestellte mit klugem, entschlossenem und würdigem Antlitz auf uns Nachgeborene niederschaut. Die „Mecklenburgische Heimat“ hat nun schon wiederholt Rätsel aus diesem Büchlein gebracht, es sind aber noch eine Reihe weiterer darin, die darum besonders interessant sind, weil sie sich auf Gegenstände, Verhältnisse oder Anschauungen beziehen, die jener Zeit wohl vertraut waren, uns aber ganz oder doch fast ganz aus unserem Vorstellungskreise verschwunden sind. Ich denke, sie sind von besonderem kulturgeschichtlichen Interesse, weil sie uns die in manchen Dingen so ganz anderen Lebensverhältnisse und Anschauungen unserer Vorfahren schildern. Bei dem Rätsel nach der Zeitung dürfte allerdings die Frage berechtigt sein, ob der im zweiten Verse

ausgesprochene Zweifel an der Wahrheit nicht auch vielfältig für unsere Zeit begründet ist. Bei dem Rätsel nach der Schamröthe tritt uns das ganze gefühlsfelige Wesen jener Zeit lebendig vor die Seele. Gewisse hausbackene Verbheiten laufen mit unter, aber sie sind harmloser Art, entfernt von aller Zote. Jene Zeit hatte eben Gefallen wie an Rührseligkeit so an hausbackener Verbheit. Die kleinbürgerlichen Kupferstiche Chodowieckis, die aus derselben Zeit stammen, ergeben dasselbe Bild. Interessant sind auch die mancherlei Rätsel, die auf die Bibel anspielen. Sie war eben damals weit mehr ein Volksbuch wie heute; und ihre schlichten Erzählungen beherrschten weit mehr das Vorstellungsleben, wie sie es zu unserer Zeit tun. Ich lasse nun einige der Rätsel folgen und setze die Auflösung gleich unter jedes einzelne Rätsel.

Welches Licht brennt länger, ein gezogenes oder ein gegossenes?

A n t w o r t : Sie brennen beide kürzer.

Warum hängt der Dieb?

A n t w o r t : Weil der Strick zu kurz ist, sonst könnte er spazieren gehen.

Was für eine Aehnlichkeit ist zwischen einem Priester und einer Pomeranze?

A n t w o r t : Man kann aus beiden Bischof machen.

Ein Advokat und ein Wagenrad, worin sind sie ähnlich?

A n t w o r t : Sie müssen beide geschmiert werden.

Was war eher, der Bart oder der Mensch?

A n t w o r t : Der Bart; denn die Ziege, die einen Bart hat, ist eher erschaffen worden als der Mensch.

Am Tage hab' ich nichts zu tun, man läßt mich in dem Winkel ruhn;

Jedoch kaum bricht die Nacht herein, so schluck' ich in Feuer und Flamme ein.

A n t w o r t : Die Lichtpuke.

Klein bin ich und brünett; ich habe die vollkommenste Gestalt. Oft kleidet mich mein Vater in Gold und Silber und allemal schiebt er mich in die weite Welt. Da fliege ich in dunkle tiefe Schlünde, wo ich in der dicksten Finsternis herrsche und durch Schmerzen wohlthue.

A n t w o r t : Pillen.

Mit vollem Bauch nur dien' ich dir, und dann kehrt du den Rücken mir?

A n t w o r t : Der Tragkorb.

Man kocht es nicht, man faut es nicht, man schlingt es nicht, und schmeckt doch vielen gut!

A n t w o r t : „Der Rauchtoback!“

Ich wachse aus der Erde und kleide jedermann,

Vom Kaiser und vom König bis auf den Bettelmann.

A n t w o r t : Die Leinwand.

Ich bin das, was ich scheine; aber nicht dessen, der mich trägt. Mich trägt aber der Fürst, der Edelmann und der Bürger, nur nicht der Bauer: Doch nur in Europa; in den übrigen Welttheilen weiß man nichts von mir.

A n t w o r t : „Die Perüque.“

Er ist voll so schwer, als ob erledig wär',
Und ledig so schwer, als ob er voll wär'.

A n t w o r t : Der Blasebalg.

Mit meinem Schlangenkopf mach' ich zu seiner Klausel
Dem Bruder Spitzkopf Raum; denn tu ich's nicht, so drängt
Er sich so wild hinein, daß er vom Hause
Umher die Wände gleich zersprengt.

A n t w o r t : Der Nagelbohrer.

Ich bin dein ähnlichst Bild, dies gibst du selber zu,
Und doch sieht mir ein Mohr weit ähnlicher als du.

A n t w o r t : Die Silhouette.

Sieh! ich vergieße meinen Strom aus dreißig und wohl mehr Kanälen
Du meinst, ein vertrocknet Land, dem dichte Regengüsse fehlen,
Zu wässern. Aber nein!

Ein Feuchtes soll durch mich schnell aufgetrocknet sein.

A n t w o r t : Die Sandbüchse.

Ich bin ein immer zu vermietend Haus,
Zwo Türen hab' ich und zwo Fenster enden heraus:
Zwoen Keller, einen Boden für das Heu,
Und der Gemächlichkeiten mancherlei:

Für vier bis fünf ist Platz; mißfällt die Lage dir,
So bringt der Herr von mir, mich gleich aus dem Quartier,
Durch seinen Zauberstab und sein gebietend Wort,
Die Hausgenossen mit der ganzen Wirtschaft fort.

A n t w o r t : Die Mietskutsche.

Viel neues sag' ich dir, denn dies ist meine Pflicht!
Viel wahres? Ja, das weiß ich öfters selber nicht.

A n t w o r t : Die Zeitung.

Die Farb' im Osten, wenn der Tag erwacht
Gleicht mir allein an sanfter Pracht.

Die Unschuld fleid' ich gern; doch straft die Schuld auch sich
Mit Widerwillen oft durch mich.

A n t w o r t : Die Schamröte.

Gestrickt ohne Nadel, frei von Menschentadel,
Brauchbar jedem Mann; wohl dem, der viel schaffen kann.

A n t w o r t : „Gestrickter Kobald (sehr reichhaltiges Silbererz)“.

Er hat mir, nebst seinem Schöpfer das Leben zu verdanken. Ich habe ihn
von Jugend auf mit meinem Schweiß und Blut ernährt und ihm alle Bequem-
lichkeiten des Lebens verschafft. Und dennoch läßt er mir weder Tag noch Nacht
Ruhe. Seine Feindschaft gegen mich höret nicht eher auf als mit seinem und
meinem Tode. Wer ist dieser Undankbare?

A n t w o r t : Der Floh.

Wieviel sind Aposteln gewesen?

A n t w o r t : Einer, Judas; denn die andern sind Aposteln geblieben.

Wer ist der berühmteste Römer?

A n t w o r t : Pontius Pilatus.

Ich, der Sohn meines Vaters, bin ohne Mutter geboren. Ich heiratete meine leibliche Schwester, die zugleich meine Tochter war, und zeugete Söhne und Töchter mit ihr. Mein Vater vertraute mich der Pflegemutter an, die mich mit allem, was ich gebrauchte, reichlich versah, mich wenn ich vom Alter entkräftet in ihrem Schoß einwiegen und nach einem langen erquickenden Schlaf meinem Vater verjüngt darstellen wird.

A n t w o r t : Adam, der erste Mensch. Gott ist der Vater, die Erde die Pflegemutter.

Welche Leute fangen alle Sachen umgekehrt an, und sie geraten doch?

A n t w o r t : Die Kupferstecher.

Ber ist zur Zeit des neuen Testaments geboren und nicht gestorben?

A n t w o r t : Wir alle, die wir noch leben.

Es brennt für den Staat, für die Handlung und für das gesellschaftliche Leben?

A n t w o r t : Der Siegellack.

Auf freier Straße triffst du Tag und Nacht mich an,

Bald vor, bald hinter dir zeig ich dir gern die Bahn,

Und gleichwohl komm' ich nie in meiner Heimat an.

A n t w o r t : Der Meilenzeiger.

Ich bin nur Kopf und Leib, ohn' Auge, Nas' und Ohren,

Mein leicht Gehirn verzehrt sich oft in seiner Glut.

Heil mir! So oft mein Leib in einem Winkel ruht!

Denn durch den kleinsten Stoß geht Kopf und Leib verloren.

A n t w o r t : Der Pfeifenkopf. (d. h. aus Thon!)

Zerstoßen werd' ich immerdar,

Dazu bin ich bestimmt: allein zu meinem Glück

Bringt keine Wunde mir Gefahr,

So tief sie geht, und läßt auch keine Spur zurück.

A n t w o r t : „Das Radelküssen.“

Eine rauhe hab' ich,

Vor dem Bauche trag ich.

Junges Mädchen, fürcht' dich nicht.

Meine rauhe beißt dich nicht.

A n t w o r t : Die Muffe.

Raimund Eberhard.



Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Kleinstadtmusik.

Der bekannte Kapellmeister Dr. Georg Göhler-Lübeck schreibt im 1. Juniheft des „Türmers“, Jhrg. 1918: Das Musikleben einer Kleinstadt soll sein der öffentliche Ausdruck des Zeiterlebens, die Weihe ernster und froher Feiertage, der Ausdruck der Teilnahme einer Stadt am geistigen Leben des Volkes, ein Spiegelbild ihres Wesens, Erholung von Wochen und Monaten der Arbeit, ein Ansporn, auch im Hause und Alltag die geistigen Güter des Deutschtums zu pflegen.

Dieses Musikleben muß auf eigenem Boden erwachsen sein, muß unter der Obhut von Männern stehen, die ihre Heimat lieben, die ihrer Heimatstadt ihr bescheidenes und doch reges und tiefes geistiges Leben erhalten wollen, muß freigehalten werden von allem Geschäftsgeist.

Es kommt nicht darauf an, daß es prunkend sei und auswärts Ansehen genieße. Darauf kommt es an, daß es den Bewohnern das gibt, was sie brauchen, daß es ihnen den Zugang zu allen den tiefen und reichen Brunnen deutscher Musik offen hält, daß es die Liebe zur Musik immer von neuem entfacht in den Herzen von jung und alt!

Dann ist dieses Musikleben in seiner Schlichtheit und Echtheit reicher und segensreicher als die Ueberfülle von Konzerten in den Großstädten, als der große Musikjahrmarkt mit seinem Jahrmarkts- und Meßbetrieb in Berlin.

Vor mir liegt ein Büchlein: „25 Jahre Chorverein 1883—1908“, erschienen zu S a g e n o w i n M e c k l e n b u r g in der Schröder'schen Buchhandlung, geschrieben von Adolf Steinmann. Es erzählt von den Aufführungen eines Chorvereins, den ein Bahnhofsinspektor gegründet hat und den nun schon seit langen Jahren ein Justizrat, der Verfasser dieser Denkschrift, leitet.

In welchem Sinne dieser Mann seine Tätigkeit auffaßt, zeigt der Umstand, daß er an die schlichte Folge der Programme einen Anhang von über 70 Druckseiten als Festgabe fügt: „Ueber Musikpflege bei unseren klassischen Dichtern“. 70 Seiten Auszüge aus Briefwechseln und Tagebücher der Klassiker!

Schon um dieser prächtigen Auslese willen wünschte ich das im Buchhandel zu beziehende Heft in die Hände rechtvieler Musikfreunde zur geistigen Anregung für ihre Mußestunden.

In den deutschen Kleinstädten aber sollte man sich die Programme zum Muster nehmen und tapfer wie dieser mecklenburgische Justizrat der Kunst dienen, stets dem besten zugewandt!

Wir denken jetzt so oft, an die Berliner Anzeigen mit den 1000—2000 Mitwirkenden uns haltend, die Masse müsse es bringen. Nein! Man kann auch mit einem guten kleinen Chor von 50—80 Leuten Taten tun und seiner Kleinstadt die Bekanntschaft mit besten Kunstwerken vermitteln. Wieviel Sänger hat denn Bach gehabt, als er seine Matthäus-Passion aufführte? Ob die Monster-

aufführungen mit 1500 Menschen, wie man sie in Frankfurt sich geleistet hat, ihm nicht sein Werk verefelt hätten?

In Hagenow hat man mutig zu dem kleinen Chor ein ganz kleines Orchester mit einem Generalbasspieler hinzugenommen und hat so in seiner Art mit echter Kunstbegeisterung und ohne zu fragen, ob die Großstadt die Ohren rümpfe, Mendelssohns „Elias“ und „Paulus“, Haydns „Schöpfung“, Schütz'sche Passion, Bach'sche Kantaten, Händels „Samson“ aufgeführt und so auch einer kleinen Stadt ermöglicht, teilzuhaben an dem Besten unserer Musik.

Und ich glaube, die Komponisten würden gesagt haben: „Wir halten's mit Gott und sehen das Herz an!“

Daneben ist der deutsche Choral, das deutsche Volkslied und das Chorlied unserer Romantiker, ist Kammermusik gepflegt, ist durch Programme wie: „Ein Singekoncert bei Goethe“ die alte Zeit lebendig gemacht, sind die großen Festtage unseres Volkes im Frieden wie jetzt im Krieg durch musikalische Feiern verschönt worden.

Und wie es in Hagenow ist, so ist's in andern Städten gewesen oder ist, Gott sei Dank, noch so. Ist's dort ein Justizrat, ist's wo anders der Kantor des Orts oder ein Geistlicher oder ein studierter oder nicht studierter Lehrer oder ein Mann der Technik.

Das sind die richtigen „Laienbrüder“ im Heiligtum der Musik, die Helfer und Bewahrer unserer alten deutschen Kunst, die mit dem Volk verwachsen war und verwachsen bleiben soll in Stunden der Noth und der Freude, in furchtbaren Zeiten wie der des Dreißigjährigen Krieges, wo sie fast die einzige Quelle seiner seelischen Kraft war, wie in sonnigen Jahren des Friedens.

Erhaltet euch eure eigene, bodenständige, echt deutsche Kunstpflege, ihr deutschen Klein- und Mittelstädter! Laßt euch nicht anstecken von dem Geschäftsbetrieb und der Neußerlichkeit, in die drei Viertel unserer Großstadtmusik sich verloren haben! Seid ihr nicht viel besser denn sie?!

Die drei Zeiten.

Willst du die Neuzeit recht verstehn,
Mußt du in ferne V o r z e i t sehn.
Drum denke sinnend doch zurück
An das, was war, an altes Glück!

Du seufzt: Die grause G e g e n w a r t,
Sie ist sehr schwer, sie ist gar hart! —
O, kämpfe! Laß das Klagen sein!
Nach Sturmesbraus folgt Sonnenschein.

Verzage nicht! Mit starkem Sinn
Schau hoffnungsfroh in Z u k u n f t hin!
Kennst du des Himmels Helferhand?
Sie hilft dir, hilft dem Vaterland!

Friedrich Warnde.



Zum Gedächtnis!

Zwei liebe Mitarbeiter der „Mecklenburgischen Heimat“ starben den Heldentod:

Ernst Krüger und Johannes Klaehn.

In Ernst Krüger haben wir den Vöns Mecklenburgs verloren. Seine von soviel Kenntnis zeugenden, mit soviel Liebe und Sorgfalt ausgeführten Naturbetrachtungen und Dyllen gehörten zu den kostbarsten Gaben unserer Zeitschrift. Sein bescheidenes Wesen, sein idealgerichtetes Streben, sein gerechter Sinn, sein goldklarer Charakter haben ihn uns lieb und wert gemacht. Er war mit Leib und Seele Naturwissenschaftlicher, gläubiger Naturwissenschaftlicher und seit langem arbeitete er an einem Werk über die heimatische Flora. Ein solches Werk wäre ein dringendes Bedürfnis gewesen. Der Tod hat alle Pläne vernichtet.

Während Krüger bereits vor meiner Zeit Mitarbeiter der „M. H.“ war, als sie noch ausschließlich Verbandsorgan der Wohlfahrt- und Heimatpflege war, trat Johannes Klaehn in den Kreis meiner Mitarbeiter, als schon die Welt in hellen Kriegsflammen stand. Er schrieb kleine ansprechende Stimmungsbilder, für die ich ihm sehr dankbar gewesen bin, gaben sie uns doch Kunde vom Leben und Treiben unserer mecklenburgischen Truppen. Persönlich näher getreten wie Krüger bin ich Klaehn nie; ich hoffte aber, auch ihn zum ständigen Mitarbeiter zu gewinnen. Die Todesanzeige im „Rostocker Anzeiger“ meldete mir, daß Klaehn nach langer schwerer Krankheit, die er sich im Felde zugezogen, in der Rostocker Universitätsklinik heimgegangen ist. Über drei Jahre hat er als Soldat an dem Kampf für unser Vaterland und für unser Volk teilgenommen.

Krüger und Klaehn, zwei kraftvolle deutsche Helden, von denen wir viel erhofften, die selbst viel vom Leben erhofften. Nach menschlichem Ermessen sind sie zu früh heimgerufen, aber das Vaterland bedurfte dieser Opfer, und darum ist für beide der Heldentod die rechte Krönung ihres jungen Lebens.

Ernst Büschel.

Deutsche Fahnen.

Laß rauschen deine Fahnen
Mein deutsches Vaterland,
Wie du auf Siegesbahnen
Sie trugst in starker Hand;
Aus allen deinen Gauen
Laß flattern sie empor,
Gar herrlich anzuschauen:
Ein reicher Blumenflor.

In stillen Friedensjahren,
In grimmem Schlachtentod
Laß sie getreu sich scharen
Um eine, schwarz-weiß-rot,
Daß jedermann es schaue
Und wisse alsogleich:
Viel Fürsten, viele Gaue,
Ein Kaiser und ein Reich.

Laß deine Fahnen wehen,
Sie sind des Reiches Bild,
Wie wir zusammenstehen
Ein Arm, ein Schwert, ein Schild.
Und ob von allen Seiten
Bedrängt uns Noth und Tod,
Ihr Brüder, laßt uns streiten
Für eins: für Schwarz-weiß-rot.

Der Gott, der unsre Ahnen
Beschirmt' im heiligen Krieg,
Er segnet unsre Fahnen,
Er führet sie zum Sieg.
Drum wenn vom Turm erschallen
Die Glocken voll und hehr,
Laßt hoch die Fahnen wallen:
Gott in der Höh' sei Ehr!

Laß rauschen deine Fahnen,
Mein deutsches Vaterland,
Wie du auf Siegesbahnen
Sie trugst in starker Hand.
Aus allen deinen Gauen
Laß flattern sie empor,
Gar herrlich anzuschauen:
Ein reicher Blumenflor.

Br. Winkel.

Aus der Heimat:

Bürgermeister Dr. Becker in Rostock vollendete am Dienstag, d. 30. Juli, sein siebenzigstes Lebensjahr. Fast vierzig Jahre lang hat er der Stadt Rostock in vorbildlicher Treue und mit bestem Erfolge gedient; nicht allein für seine Vaterstadt, sondern auch für die weitere Heimat war seine Tätigkeit mit Segen gekrönt, und darum werde ich in der nächsten Doppel-Nummer aus berufener Feder eine Würdigung der Tätigkeit des hochverehrten Jubilars, dem wir die besten Glückwünsche für einen lichten Lebensabend aussprechen, bringen.

Thronfolge in Mecklenburg-Strelitz: Die Frage über die Thronfolge in unserem Bruderland wird so bald nicht ruhen, sie erhitzt noch immer in alter Kraft die Gemüter. Die vorige Doppelnummer brachte die Äußerungen eines Befürworters der Vereinigung beider Großherzogtümer, vorliegende Doppelnummer enthält den Artikel eines Anhängers der Selbstständigkeit von Mecklenburg-Strelitz. Beide Parteien sollen in gleich gerechter Weise zu Worte kommen. Wer sich noch irgendwie zu dieser Frage äußern möchte, wird gebeten, möglichst bald seine Meinung einzusenden.



Nachklang.

Traf einst ein junges Menschenkind
An ernster Arbeitsstätte,
Sie führt' die Feder pfeilgeschwind
Mit allen um die Wette
Und stahl sich uns ins Herz hinein
Mit ihrem goldnen Frohsinn
Und bracht' gar hellen Sonnenschein
Ganz wahllos Dir und mir hin.

* * *

Und seh' ich heut' lichtblondes Haar,
Schwarzseid'ge Wimpern und Brauen,
Dazu ein leuchtend Augenpaar,
In dem die Himmel blauen,
Durchzieht mein Herz ein leiser Klang
Aus blüh'nder, goldner Jugendzeit,
Ich höre süßen, frohen Sang
Und bin voll stiller Freudigkeit.

Margarete Mulsow-Schwerin.

Abend.

Tief und tiefer die Sonne sinkt,
Gierig das Meer ihre Strahlen trinkt,
Zieht sie alle zu sich hinein,
Flimmert und schimmert in hellem Schein.

Rot und röter färbt sich die Glut,
Glüh'nder glänzt noch die weite Flut.
Silbernes Band am Firmament,
Drunter die Sonne wie Feuer brennt.

Weithin dehnt sich der breite Strand
Längs der leuchtenden Küstenwand,
Segel blinken fern auf der Höh',
Leis' und leiser atmet die See.

Und ich schaue dem schwindenden Tag,
Auch mein Herz schlägt ruhigern Schlag,
Als ob alle Unrast der Zeit
Fern' und ferner und meilenweit. —

E. Wilt.



Aussprache.

Ueber politische und religiöse Erörterungen.

I.

Die Abendmahlsfrage.

Wenn ein Leser der „Mecklenburgischen Heimat“ sich bei der Redaktion beschwert hat, daß in den Spalten des Blattes auch Politik und Religion auftreten, so wäre er mit seiner Beschwerde im Recht, wenn das Blatt die Absicht hätte und daran arbeitete, durch seine ganze Haltung eine bestimmte politische oder religiöse Parteilehre durchzusetzen, sei es die konservative, die liberale, oder die sozialistische, sei es die Vaterlandspartei oder die alldeutsche Richtung, sei es auf religiösem Gebiet irgend ein „liberales“ oder „positives“ Ziel. Vergleichen Gedanken liegen aber der Schriftleitung, wenn ich sie recht verstanden habe, sehr fern. Die „Meckl. Heimat“ will ein Sprechsaal sein, in welchem jeder, der etwas Geschehendes zu sagen weiß, zu Wort kommen soll. Und aus dem Gebiet

solcher Erörterungen soll gar nichts ausgeschlossen sein, was für die Bewohner unserer Heimat Interesse haben kann. Also auch Religion und Politik müssen in Betracht kommen. Fordern und verlangen darf der Leser nur das, daß er niemals durch absprechendes leidenschaftliches Urteil, durch scharfe und beleidigende Artikel in seinen Ueberzeugungen gekränkt wird. Ruhige und sachliche Behandlung schwebender Fragen muß dagegen der Leser ertragen können und kein verständiger Mensch kann sich dadurch verletzt fühlen, daß ein anderer in diesem und jenem Punkt abweichende Ansichten vorträgt. Es gehört zur allgemeinen Bildung, daß man auch den Gegner anhören kann, ohne sofort leidenschaftlich zu werden. Bringt die Zeitschrift, die man hält, einen Artikel, den man mißbilligt, so soll man nicht gleich „abbestellen“. Sondern viel richtiger ist es, man greift zur Feder, und setzt der vermeintlich falschen Ansicht die eigene bessere entgegen. Je lebhafter der Gedankenaustausch der Leser in einer Zeitschrift ist, um so frischer und unmittelbarer wird ihr Eindruck sein.

Friedrich Rückert hat einen Sinnspruch geprägt, der ungefähr so lautet:

Der übt die beste Kritik der Welt,
der neben das, was ihm nicht gefällt,
gleich etwas Schön'res und Besseres stellt.

Eine Zeitschrift, wie die „*Westl. Heimat*“, muß berechtigt sein, zu jeder Frage, die in der Öffentlichkeit erörtert wird, Stellung zu nehmen, und, wie sich versteht, zu ergründen suchen, was sie uns und unserer Heimat zu sagen hat.

In diesem Sinne möchte ein Mitarbeiter Stellung nehmen zu einer kirchlich-religiösen Frage, die jetzt nicht nur in der kirchlichen Presse, sondern auch in politischen Blättern vielfach erörtert worden ist, zur sog. Abendmahlsfrage. Es handelt sich darum, ob es zulässig oder gar wünschenswert ist, daß Laien sich von der kirchlichen Feier des h. Abendmahls zurückziehen und im Hause, ohne Zuziehung eines Pfarrers unter sich im brüderlichen Kreise die heilige Feier begehen. Die Freunde einer solchen Neuerung weisen darauf hin, daß es vor 50 Jahren noch Aufsehen erregte, wenn ein Laie in kirchlichen Fragen öffentlich das Wort nahm, daß es aber jetzt nicht ein Mal mehr als unerhört angesehen wird, wenn Laien die Kanzel besteigen, um zur Gemeinde zu reden. Ebenso werde es — prophezeien sie — mit der nichtkirchlichen Abendmahlsfeier gehen, sobald sich erst das Volk daran gewöhnt habe. Und wie schon bisher jedem christlichen Familienvater im Notfall das Recht zugestanden habe, sein Kind zu taufen, so gebe auch der Notfall jedem Christen die Vollmacht, das andere Sakrament zu verwalten.

Wie hat man sich nun im Allgemeinen, und speziell in unserer Heimat zu dieser Frage zu stellen?

Der Wunsch nach privaten Feiern hat ohne Zweifel sehr verschiedene Gründe. Bisweilen geht er von gewissen Gemeinschaftskreisen aus, die Anstoß daran nehmen, daß sie zusammen mit Abendmahls Gästen an den Altar treten sollen, die sie für nicht hinreichend gefördert in religiöser Erkenntnis halten, oder wie

das Urteil meistens lautet für „unbefehrt“. Diese Stellungnahme kam seit vielen Jahren vereinzelt vor: in Berlin gab es ein bekanntes Haus in der Hohenstaufenstraße, wo private Abendmahlsfeiern stattfanden, bei denen der Türwart des Priesteramtes waltete.

Immerhin blieben die Feiern aus dem genannten Grunde in sehr engen Grenzen und kamen verhältnismäßig selten vor. Es braucht auch nicht gesagt zu werden, daß diese Begründung eine ganz unberechtigte ist. Kein Abendmahls-gast hat das Recht, sich über seine Mitgäste zu Gericht zu setzen, und sie nach ihrer Würdigkeit einzuschätzen. Schon der Versuch dazu ist sträfliche Ueberhebung.

Allgemeine Bedeutung und relatives Recht hat die Bewegung aber auch erst in denjenigen Landeskirchen gewonnen, wo entweder das Kirchenregiment sich in den Dienst einer Partei stellte, oder die Gemeinden verfassungsmäßig an der Besetzung der Pfarrstellen beteiligt wurden, und dann ihr Wahlrecht so rücksichtslos einseitig ausübten, daß es zu einer vollen Unterdrückung der „Positiven“ kam. Umgekehrt gelangten Geistliche zu Amt und Würden, bei denen man zweifelhaft sein konnte, ob die Religion, die sie vortrugen, überhaupt noch als Christentum anzusprechen sei. Hier trat wirklich eine Notlage für die „Positiven“ ein, berechtigte Gewissensbedenken, ob nicht die Verschiedenheit der Auffassungen über Kirche und Sakrament eine zu große sei, um noch eine Feier, die der Wahrheit und Würde nicht entbehrte, möglich zu machen. Es waren die Positiven, die sich die Frage vorlegten, ob die Feier des h. Abendmahls nicht ernster und weihvoller sich gestalten werde, wenn man sie im Kreise von Gesinnungsgenossen beginge und von den Rechten des Priestertums aller Gläubigen entscheidenden Gebrauch mache.

Natürlich bleibt nun zunächst die Frage zu beantworten, ob ein solches Vorgehen grundsätzlich zu billigen ist, oder ob die Kirche Recht und Pflicht hat, solcher Eigenmächtigkeit der Laien entgegenzuwirken.

Rein grundsätzlich angesehen wird das Recht der Laien kaum angefochten werden können. Denn der Heiland hat bei der Einsetzung des heiligen Mahles gewiß nicht an eine Austeilung durch kirchliche Beamte gedacht. Andererseits ist es aber auch ebenso gewiß unrichtig, wenn jeder Laie rein subjektivistisch die Kirchengeschichte von vorn anfängt. Wir stehen als Glieder einer Kette in geschichtlichem Zusammenhang mit der Vergangenheit, und wir sollen geschichtlich denken lernen, d. h. Achtung haben vor den Einrichtungen, die unsere Vorfahren oft mit großer Erbweisheit geschaffen haben. „Denn“ — sagt treffend Justus Möser — „unsere Vorfahren waren auch keine Narren!“

Ohne die allerdringendsten Gründe sollte also Niemand die bewährte Ordnung der Väter verlassen, so lange sie dem ernstesten Christen die Gewähr einer würdigen und gesegneten Feier bietet. Und auch der Bedenkliche soll sich gegenwärtig halten, daß der Segen der Feier nicht von den daran beteiligten Persönlichkeiten abhängig ist.

Es kommt auch noch eins hinzu. Zugegeben, daß die freie Feier des heiligen Mahles als solche erträglich sei, wenn heilsbegierige Kreise sich dazu vereinigen und ein geheiligter Laie die Leitung in der Hand hält, so schließt sich doch an das Zugeständnis die Frage: was wird aus der Beichte, wenn die Autorität der organisierten Kirche hinfällt? Wer erteilt die Absolution?

Auch hier kann die rein grundsätzliche Betrachtung der Frage wohl nur zu dem Schluß führen, daß die Beichte eine kirchlich-menschliche Einrichtung ist, und daß die Absolution ursprünglich nicht als das gedacht war, was sie jetzt ist, ein deklaratorischer Akt, der an Bedingungen geknüpft wird. Vielmehr sollte das Recht, zu behalten und zu vergeben, als eine innere von Gott verliehene Vollmacht von jedem Christen geübt werden. Aber es ist auch hier zu wiederholen, was schon oben gesagt wurde, daß die Kirche in ihrem geschichtlichen Erleben die Einrichtungen geschaffen hat, die wir kennen, und daß man nicht leicht hin umstoßen soll, was die Jahrhunderte gebaut haben.

Dazu kommt, daß in der Kirche unserer mecklenburgischen Heimat auf dem hier in Rede stehenden Gebiet gar kein Notstand vorhanden ist, also auch kein Grund vorliegt, sich von der Kirche und der in ihr üblichen Feier zurückzuziehen. Im Gegenteil kann und soll der in weiten kirchlichen Gebieten entstandene Konflikt uns Anlaß sein, daß wir uns eines Vorzugs bewußt und mit Dank darüber klar werden, was wir an unserer Sitte besitzen.

Freilich darf das nicht in pharisäischem Geist geschehen. Denn daran, daß ein so großer Riß durch die evangelische Christenheit hindurchgeht, sind wir bis zu einem gewissen Grade alle mitschuldig, die Einen dadurch, daß sie allzusehr am Alten hängen, und auch der berechtigten Kritik das Gehör verweigern, sich keine Mühe geben, den wirklichen oder vermeintlichen Gegner zu verstehen. Die anderen wiederum haben gesündigt, indem sie blind dem Neuen zufliehen, und der Kritik auch das auslieferten, was jenseits aller Kritik liegen sollte.

Soll denn nun aber die Kirche sich nicht wehren gegen Neuerungen, die alte bewährte Einrichtungen in Frage stellen und Fragwürdiges, das sich erst bewähren soll, an die Stelle setzen?

Die Antwort ist schwer, so lange der Notstand dauert, der die Neuerungen hervorruft. Und die Bekämpfung des Notstandes wird wichtiger sein, als die Beschäftigung mit seinen Folgen. Verkehrt wäre jedenfalls alle Anwendung äußerer Mittel, oder auch der Versuch, nach dem weltlichen Arm des Staates zu rufen. Damit kann nichts gebessert, das Uebel nicht von innen heraus geheilt werden. Ueberdies soll man nichts verbieten, wenn man nicht die Macht hat, das Verbot durchzusetzen. Private und geheime Religionsübung kann aber durch kein Verbot getroffen werden, am allerwenigsten dann, wenn die davon Betroffenen zum Martyrium bereit sind.

Der Anfang der Besserung wird der sein, daß man sich bemüht, den großen Riß zu schließen, der durch die evangelische Christenheit hindurchgeht, daß man versucht, wieder zu einer einheitlichen Anschauung über das Wesen der heiligen Schrift zu gelangen. Das ist dann freilich eine ganz andere Frage, als die

Abendmahlsfrage, und so weittragend, daß es nicht möglich scheint, sie beiläufig zu beantworten. Hoffen wir, daß die Zeit nach dem Kriege, die so viele Hoffnungen erfüllen soll, auch hier eine Wunde schließen wird, die einstweilen sich leider noch nicht zur Heilung anschickt.

D. Dietrich von Derken.

Antworten!

Erscheinungsweise: Es ist noch nicht möglich, unser Blatt in monatlichen Heften erscheinen zu lassen. Gründe? Die alte Geschichte: Leutenot, Papiernot! Auch die ganz großen und alten Verlage lassen teilweise ihre Zeitschriften in Doppelnummern erscheinen, wie z. B. der weltberühmte Verlag von Belhagen und Klasing — vom D a h e i m erschienen die Nummern 34 und 35 in einem Heft. — Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die großen und alten Verlage mehr Papier bewilligt bekommen als wir kleinen Verleger, auch wenn vielleicht unsere Arbeit wichtiger und wertvoller ist. Warum soviel Papier für die Uebersetzungen zweifelhafter französischer und englischer Romane bewilligt wird, weiß und verstehe ich nicht.

Autorenwünsche: Bei dem überaus geringen Platz, über den ich verfügen kann, ist es mir nicht möglich, jedes Gedicht, das ich erhalte, zu veröffentlichen; es ist auch für mich schwierig, besondere Wünsche der Autoren, den Zeitpunkt der Veröffentlichung ihrer Arbeiten betreffend, zu erfüllen.

Kasper Ohm un id: Im Herbst erscheint in meinem Verlage die Neuauflage der großen illustrierten Prachtausgabe des unsterblichen humorvollen „Kasper Ohm un id“ von John Brinkman. Ladenpreis M 6,80 ohne Sortimentsaufschlag.

Kriegsnöte daheim: Ueber gewisse Kriegsnöte daheim standen einmal treffliche Worte in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“. Hier folgen sie:

Es geht ein Zug tiefer Verbitterung und Verärgerung durch unser Volk, weil die praktischen Erfolge der hundert und mehr Kriegswirtschaft-Gesellschaften im umgekehrten Verhältnis stehen zu der von ihnen meist nur im Tone der Ueberheblichkeit und Besserwisserei vorgetragenen Weisheit. Zum vierten Male sehen wir nach einem anderen System Obst und Frühgemüse mit der Festsetzung von Höchstpreisen vom Markte verschwinden oder zu unerhörten Preisen mit behördlicher Genehmigung ausbieten, zu Preisen, die das durch die regierungsseitig gezahlten und normierten Löhne erst geschaffene Einkommen von Rüstungsarbeitern zur Voraussetzung haben. Und wir werden voraussichtlich — wenn der Friede dieser Regierungskunst nicht inzwischen ein Ende macht — im nächsten Jahre ein fünftes System an uns erprobt sehen. Der absolute Mangel an jeder Voraussicht kennzeichnete von Anfang an die Bewirtschaftung unserer Kohle und ihrer Nebenprodukte. Dieselbe Behörde, die uns im Winter 1914-15 durch Plakate belehrte: „Wer Gas verbraucht, nützt dem Vaterlande“, dreht heute dem Bürger, der damals zur Gasfeuerung übergegangen ist, unter der Devise „Wer unnötig Gas verbraucht, schädigt das Vaterland“, den Gas-hahn zu und stellt alle Ueberstunden unter hohe Strafgebühren. Anstatt auf die

durch das jahrelange Trommelfeuer von Verordnungen herunter gewirtschafteten Nerven unseres Volkes Rücksicht zu nehmen, hat man bei der Metallbeschlagnahme zunächst die blanken Schätze unserer Küchen für ein klägliches Entgelt ausgeräumt und streckt jetzt die Hand nach unseren Türdrückern aus, anstatt erst restlos alles in öffentlichen Gebäuden und Verkehrsanstalten enthaltene Metall mobil zu machen. Erst die einmütige Stellungnahme der Presse hat es erreicht, daß endlich auch das blanke Metall aus den Amtsgebäuden schneller zu verschwinden beginnt. Im Grunde genommen aber ist es dasselbe System, dieselbe Weltanschauung von einem Regieren-Können im luftleeren Raum, das 1913 die Aera Bethmann den wohldurchdachten Plan des Lübecker Senators Posschl, schon im Frieden einen wirtschaftlichen Generalstab und ein Vorratslager von Lebensmitteln und Rohstoffen zu schaffen, in einer Kommission begraben und behördliche Schulweisheit die Warung „Hungersnot nach der Mobilmachung“ mit überlegenem Lächeln zu den Akten legen ließ.

Bücher.

Ein Mann. Ein Roman aus der Gegenwart von E. von Malchahn.
(Berlin, Warnack.) 198 S. Pr. M 5,40.

Die Verfasserin ist Mecklenburgerin. Ihre ersten Bücher spielten auch in Mecklenburg. Neuerlich hat sie sich auf den Problem-Roman geworfen, was ja an sich nicht zu beanstanden ist. Aber leider hat sie sich dabei an Themata herangewagt, die „über die Kraft“ gingen. Ein philosophischer Roman konnte nur dilettantisch wirken. Auch der vorliegende Band befriedigt nicht. Anfänglich scheint es, als solle die Sittlichkeitsfrage im Hinblick auf das Theater behandelt werden. Dann aber tritt die Duellfrage in den Vordergrund. Und die Verfasserin erweist sich auch hier dem schwierigen Problem nicht gewachsen. Das Duell hat gewiß unter Christen keinen Platz. Aber Niemand kann leugnen, daß es auch eine wertvolle ideale Wirkung übt — es legt rohen und zügellosen Elementen einen Zaum an in einer Gesellschaft, die eben nicht nur aus Christen besteht. Ueberdies hat es auch sehr ernste Christen gegeben, die das Duell wie den Krieg mit dem Christenglauben vereinbar hielten. Wer die Frage im Roman behandeln will, darf nicht nur den Raufbold, sondern muß auch den idealen Vertreter zu Wort kommen lassen. In dem vorliegenden Roman ist der idealisierte Gegner des Duells ein Offizier, der sich dazu noch ganz verkehrt benimmt. Wer aus religiösen Gründen das Duell ablehnt, muß es sich in erster Linie zum Grundsatz machen, daß er Niemanden beleidigen darf. Herr von Grambow wirft aber mit Beleidigungen um sich, und verweigert nachher die Satisfaktion. Solches Betragen sollte man nicht als Musterbeispiel hinstellen.

Die Verfasserin hat ohne Zweifel die Gabe, zu fabulieren, und eine angenehme Schreibweise. Aber ihr Stil, und namentlich ihre Naturschilderungen würden durch größere Einfachheit gewinnen. Es läuft da manches auf Stelzen.

D. von Dergen.

Die Arbeit der Universität Rostock im Weltkriege. Ansprache beim Antritt des Rektorats der Universität Rostock am 1. Juli 1917 von Geh. Med.-Nat Prof. Dr. Dietrich Barfurth. (Rostock, Warfentien) 20 S. Pr. M 0,60.

Ein sehr unterrichtender Vortrag, der die vielseitige Tätigkeit der Dozenten und Studenten unserer Landesuniversität während des Krieges eingehend würdigt. „Mit Eintritt der Mobilmachung trat das höchste demokratische Prinzip des Reiches, die allgemeine Wehrpflicht, seine Herrschaft an. Professoren und Studenten wurden einberufen oder traten freiwillig ein. Alle Fakultäten gaben Mitglieder an das Heer ab, und von den 820 immatrikulierten Studenten des Wintersemesters 1914-15 waren in Rostock nur 283 anwesend.“ Trotzdem ging es nach dem Prinzip des Durchhaltens. Die Daheimgebliebenen suchten jeder auf seinem Gebiet zu dienen: die Theologen durch Predigten und Vorträge, Mediziner und Chemiker behandelten die physiologischen Grundlagen der Ernährung und verwandte Fragen, Andere dienten dem Heer durch Herstellung von Lazarettbedarf und Behandlung der Verwundeten. „Wenn von sämtlichen Verwundeten und Kranken 90 Prozent wieder dienstfähig wurden, während nur 1,4 Prozent starben und nur 8,4 Prozent dienstunfähig wurden, so haben auch die Anstalten unserer Universität ihren Anteil an diesem glänzenden Ergebnis.“ Dem am Schluß ausgesprochenen Wunsch, daß ein glückliches Kriegsende die Hochschule in den Stand setzen möge, ihre Wirksamkeit im Dienst der Wissenschaft bald in vollem Umfang wieder aufzunehmen, wird sich jeder gute Mecklenburger von Herzen anschließen.

D. von Dergen.



Büchereingang.

Philipp Krämer, Ernst Ludwig Zwingenburg. Die Episoden seiner Kindheit. Duroche-Verlag in Berlin. Br. M 2,80, geb. M 4,00.

Gesetzesentwurf der ungarischen Wahlrechtsvorlage.

Von deutscher Volkskraft. Zweite Veröffentlichung des Volksbundes für Freiheit und Vaterland. Verlag Friedrich Perthes A.-G., Gotha. M 1,—, 50 St. M 45,—, 100 St. M 80,—, 200 St. M 150,—, 500 St. M 300,—.

Das Land. Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung. 26. Jhrg. Nr. 10-11. Verlag von Trowitsch u. Sohn in Berlin SW. 48. Vierteljährlich M 1,60.

Felix Stillefried, Fritz Stoppsack un anner Geschichten. Quickborn-Verlag in Hamburg, 75 S.

Dr. Gwinner, Krieg den Fliegen! Verlag von L. B. Enders in Neutitschein. 25 S und Kriegszuschlag.

Quickborn. Mitteilungen aus dem „Quickborn“, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg.

Plattdütsch Land un Waterkant. Ein Blatt von un for plattdütsch Lüd.

Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatschrift

für heimatliche Kultur und für Aufklärung

Herausgegeben von Ernst Büschel.

11. Jahrgang.

September/Oktober 1918.

Nr. 9/10.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

Eine notwendige Erklärung zum Anfang.

Es ist zwar nicht üblich, die 2. Nummer einer Zeitschrift vor der 1. erscheinen zu lassen, und ich bin gewiß nicht so verfahren wie jener Schusterlehrling, der während der Abwesenheit des Meisters zwei Paar Stiefeln reparieren sollte und dem zurückkehrenden Meister auf dessen Frage: „Wie weit die Arbeit gediehen sei, harmlos erklärte: „Ich bin beim zweiten Paar“, und dann, als der Meister das fertige erste Paar sehen wollte, unverfroren sagte: „Das mache ich nachher!“

Also wie gesagt, so wie der Schusterlehrling habe ich nicht gehandelt. — Ich war gezwungen, die Weihnachts-Nummer vor der September-Oktober-Nummer erscheinen zu lassen. Das Rote Kreuz in Schwerin — vom Roten Kreuz in Rostock werde ich so erfreuliches nicht melden können, da dieser Zweigverein in den viereinviertel Jahren Kriegszeit auch nicht für 10 Pfennig irgend eine Schrift meines Verlages erstanden hat*) — ergo das Rote Kreuz in Schwerin hatte in recht erfreulicher Weise eine große Anzahl der Weihnachts-Nummer bestellt, mußte die Exemplare aber bis spätestens 15. Oktober in Händen haben, damit sie den Weihnachtspaketen fürs Feld beigelegt werden konnten.

Um der Weihnachtsfreude unserer Brüder an der Front willen mußte ich verkehrte Welt machen. Ein solcher Grund entschuldigt — alles.

Mancher von den Lesern möchte gewiß sehr gern dem einen oder anderen Bekannten im Felde einen Weihnachtsgruß senden. Die üblichen Gaben für Gaumen und Magen sind kaum erhältlich und unerschwinglich teuer, bleibt die

*) Mein guter Freund X. meinte, die Neunziger brauchten jedenfalls nicht soviel geistige Nahrung wie die Neunundachtziger. Nun, daran liegt es wohl nicht! — Auch der Magistrat von Rostock hat nie auch nur ein Buch meines Verlages bezogen, dafür hat aber die Bürgervertretung der Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg (!) zweimal je 150 Mark für den Versand von Schriften ins Feld bewilligt. Weiter — mit der Herausgabe der Festschrift zur Feier des 700jährigen Bestehens Rostocks wurde kein Rostocker Buchhändler sondern ein auswärtiger Verlag betraut. — Also, woran liegt es wohl?

geistige Kost. Aus vielen Zuschriften aus dem Felde habe ich mit Dank und Freude ersehen dürfen, wie willkommen die „Mecklenburgische Heimat“ ist.

Ihr lieben Leser, wenn Ihr diese Zeilen liest, ist Euch die Weihnachtsnummer unseres Blattes bereits bekannt. Hat sie Euch gefallen und habt Ihr den Wunsch, dem einen oder anderen Bekannten im Felde die Nummer zu schicken, will ich sie Euch gern für einen Vorzugspreis abgeben. Ich bitte darum, die Bestellungen an mich nach Doberan zu richten. Ihr erweist nicht nur Euren Freunden im Felde, sondern auch dem Blatte selbst, dem an Verbreitung und Unterstützung viel liegt, eine Wohlthat — und dann natürlich Euch selbst — die größte Wohlthat, denn was bereitet mehr Freude und Genugthuung, als anderen Gutes zu thun?!

Ernst Büschel.



Nachts.

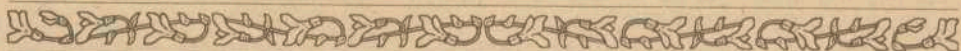
Die Nacht blüht wie ein Traum,
Durchsummt von tausend Geisterstimmen,
Die allgemach verschwinmen,
Vernehmbar kaum.

Aus tiefsten Tiefen quillt
Ein Glanz von Dingen, niegeschauten . . .
Des Tages Lärm, des lauten,
Ist längst verschrillt.

Urtiefe deckt nun sacht
Des heißen Herzens menschlich Irren . . .
Nur deine Sinne schwirren
Noch durch die Nacht.

Ward je das Glück erjagt?
Es ließen sich viel Tausend blenden . . .
Und jäh entglitt es ihren Händen,
Wenn es getagt.

Hans Ehrke.



Adolf Laffon, ein berühmter Mecklenburger.

Von Fr. Winkel.

„Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Dies Wort ist heute noch so wahr wie einst, da es Jesus zu seinen Jüngern sagte. Und doch ehrt ein Volk sich selbst, wenn es gern seiner großen Söhne gedenkt und Kränze der Erinnerung niederlegt auf die Gräber seiner Helden, mögen sie nun Helden im Schwerterkampf oder im Geisterstreite gewesen sein. Da darf die „Mecklenburgische Heimat“ auch wohl eines solchen Geisteshelden gedenken, der erst vor kurzer Zeit aus einem arbeitsvollen Leben einging zur ewigen Ruhe: des Geheimen Regierungsrates Professor D. Dr. Adolf Laffon in Berlin.

Adolf Laffon wurde am 12. März 1832 als Sohn jüdischer Eltern geboren. Zunächst besuchte der kleine Ahron Lazarusson — das war sein jüdischer Name — die Schule der jüdischen Gemeinde in seiner Vaterstadt, an der damals besonders tüchtige Lehrer wirkten, wie z. B. der nachmals so berühmt gewordene Legifograph Daniel Sanders. Dann kam er auf das Gymnasium Carolinum in Neustrelitz, das er Ostern 1848 als Sechzehnjähriger mit dem Zeugnis der Reife verließ. Bis an sein Lebensende hat er dieser Anstalt treue Anhänglichkeit bewahrt, und als sie am 10. Oktober 1906 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, da erschien auch der damals schon vierundsiebzigjährige Adolf Laffon, um an der Feier teilzunehmen, und wer ihn sah und hörte, dem fiel wohl das Dichterwort ein: „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein!“ In Dankbarkeit hat er stets des Neustrelitzer Gymnasiums gedacht. In seiner Schrift „Sint ut sunt. Für das alte Gymnasium wider die Neuerer“ heißt es: „Auf meiner Schule habe ich die wesentlichsten Antriebe für mein inneres Leben erhalten. Ich war fertig angelegt, als ich sie verließ, und das spätere Leben hat nur das dort Angelegte entwickeln können.“

Von 1848 bis 1852 studierte Laffon in Berlin die Rechte und klassische Philologie, besonders aber fühlte der junge Student, der von allem politischen Treiben der damaligen aufgeregten Zeit sich fern hielt, sich hingezogen zu dem Studium der Philosophie. 1853 trat er zum Christentum über, das er tief innerlich erfaßte, wofür sein ganzes Leben und seine Wirksamkeit als Gelehrter Zeugnis ablegt.

Infolge dieses Glaubenswechsels nannte er sich, Anfang und Ende seines bisherigen Familiennamens beibehaltend, Laffon, und den Vornamen veränderte er in Adolf.

Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer tätig gewesen war, legte er 1858 die Lehramtsprüfung ab und wurde ein Jahr später Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium in Berlin. 1861 gründete er einen eigenen Hausstand und vermählte sich mit Luise Stiehl, in welcher Ehe ihm zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, geboren wurden. Sein Lehramt ließ ihm noch Muße zu einer reichen schriftstellerischen Tätigkeit, die sich über alle Gebiete des philosophischen Wissens erstreckte. Auf Grund seiner Schriften über Fichte (1863) und „Meister Eckhart“ (1868) wurde er für die erledigte Philosophieprofessur in Würzburg

auserselben; aber König Ludwig II., dem inzwischen von gegnerischer Seite eine andere Schrift Lassons: „Das Kulturideal und der Krieg“ übermittelt worden war, versagte die Bestätigung. Die in jener Schrift freimütig ausgesprochenen Ansichten über den Partikularismus hatten den König, der ja auch Emanuel Geibel seine alldeutschen Wünsche nicht verzeihen konnte, verlezt. So blieb der schon damals allgemein geschätzte Gelehrte in seiner Stellung als Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium und erhielt 1873 den Professortitel.

1878 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die „Endursachen“ als Privatdozent für Philosophie an der Berliner Universität; auch hielt er von 1873 bis 1880 Vorlesungen über Literaturgeschichte am Viktoria-Theater. Obwohl wiederholt an ihn von auswärtigen Universitäten ein Ruf erging, blieb er in seinen ihm lieb gewordenen Berliner Verhältnissen. Erst als er 1877 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt wurde, legte er sein Lehramt an der Schule nieder.

Ueber seine Lehrtätigkeit an der Universität urteilt Dr. F. Porth: „Wer ihn jemals reden hörte, wird seiner Eigenart sich erinnern: der Wärme, mit der er jeden Gegenstand ergreift, der Klarheit, die er auch über die schwierigsten Probleme zu verbreiten weiß, seiner erstaunlichen Beweglichkeit und Gewandtheit und endlich seines erfrischenden Humors. In seiner Vorlesung über Glauben und Wissen, die zu den besuchtesten der Universität gehört, treten diese Vorzüge und die geschilderte Verschmelzung philosophischer und theologischer Interessen am deutlichsten hervor.“

Schon diese Vorlesungen deuten darauf hin, daß ein tiefreligiöser Zug Lassons Denken beherrschte; und auf dem Gebiete der Religionsphilosophie hat er Hervorragendes geleistet. Es mag hier nur hingewiesen werden auf seine Bücher: „Gegenstand und Behandlungsart der Religionsphilosophie“ und „Entwicklung des religiösen Bewußtseins.“

Andere Schriften Lassons befaßten sich wieder mit der Rechtsphilosophie, z. B. „Prinzip und Zukunft des Völkerrechts“ (1871) und „System der Rechtsphilosophie.“ Ja auch dem wirtschaftlichen Gebiete haben sich seine Studien zugewandt; über Armenwesen und Armenrecht, Lotterie und Volkswirtschaft, Handelsinteressen und Grundbesitzinteressen ließ er sich vernehmen.

Außer seinen größeren Werken erschienen von ihm in vielen Zeitschriften noch eine große Anzahl von Aufsätzen verschiedensten Inhalts und ausführliche Abhandlungen über theologische Werke.

Doch nicht bloß als Gelehrter zeigt Lasson seine religiöse Ueberzeugung, sondern auch in seinem Leben kommt seine Beziehung zur Theologie und zur Kirche zur Erscheinung. Ueberall, wo es sich um praktisches Christentum handelte, war er mit Leib und Seele dabei. So war er Vorstandsmitglied des „Evangelischen Vereins“ und des „Christlichen Zeitschriftenvereins“, und in beiden hat er durch sein reiches Wissen, durch die Macht seiner Persönlichkeit und sein in sich gefestigtes Glaubensleben eine segensreiche Tätigkeit entfaltet.

An äußeren Ehren hat es dem gefeierten Gelehrten nicht gefehlt. Die theologische Fakultät der Berliner Universität ließ ihm zu seinem achtund-

siebzigsten Geburtstage das Diplom als Ehrendoktor überreichen, und an seinem achtzigsten Geburtstage wurde ihm die Königliche Krone zum Roten Adlerorden dritter Klasse verliehen; die Geheimräte Dr. von Gierke und Dr. von Liszt überbrachten ihm im Namen der juristischen Fakultät die Ernennung zum juristischen Ehrendoktor, und Geh. Rat D. Seeberg überreichte ihm im Auftrage des evangelischen Vereins einen prächtigen silbernen Tafelaufsatz.

Erstaunlich war die Geistesfrische, die sich Adolf Læsson bis in sein hohes Alter bewahrt hatte, um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, welche Ansprüche Amt und Leben an ihn stellten. Er selbst äußerte sich einmal in einem Gedichte: „Lebens Lauf und Last“ über sein rastloses Wirken. Nachdem er hingewiesen auf mancherlei Hemmnisse: das Leben der Großstadt, seine Tätigkeit in den Sitzungen, wo „gehn über sein Haupt die Weisheit triefenden Reden“, oder wo er, „was selbst er erdacht, in kühnlichen Worten verkündet im lichtglänzenden Saal vor dem erleuchteten Kreis“, seine Amts-, Vereins- und Schriftstellertätigkeit, seine gesellschaftlichen Pflichten, die alle, ob es sich um Hochzeit, Taufe, Geburtstag, Trauerfeier oder Jubelfest handelt, „fordern mitschwingendes Herz“, und endlich auf das Briesschreiben bis spät in die Nacht hinein, heißt es weiter:

Das ist des Lebens Lauf und das nie sich erschöpfende Tagwerk.

Rastlos stürzt der Strom, wälzt sich das ätzende Rad.

Glückliche Danaustöchter, die stets ein Werk nur verrichtet!

Füllet ins Sieb nur das Raß, das sich doch wieder zerstreut!

Glücklicher Sisyphus auch, du brauchst nicht auf Neues zu sinnen,

Immer nur wälzend den Block, der dir beständig entrollt.

Ich, dem Tantalus gleich, ich schmachte nach Ruh und Erquickung:

Aber es senkt sich der Strom, aber es hebt sich der Zweig.

Diese Verse schon zeigen, daß neben dem Gelehrten Adolf Læsson nicht der Dichter vergessen werden darf. Schon 1868 erschien von ihm unter dem Namen L. Adolf eine Sammlung Gedichte: „Herzensstille.“ Es sind religiöse Gedichte, die nach Form und Inhalt einen überaus wohlthuenden Eindruck machen. „Eigenartig in der Auffassung sind die Meistersprüche: Betrachtungen über wichtige Fragen des christlichen Lebens, einem alten Lehrer in den Mund gelegt und in Terzinen behandelt.“ (Leimbach.) Von den Gedichten möge hier wenigstens eins als Probe folgen:

Abendstille.

Wie rauscht es in den Zweigen

Vom leisen Abendhauch!

Wie sie sich flüsternd neigen,

Neig' ich mich betend auch.

Die Flur in stiller Wehmut,

Und jede Form zerfließt,

Und andachtsvolle Demut

Sich in mein Herz ergießt.

Nun möcht' ich die Seele lösen
Von aller Fesseln Zwang,
Von aller Macht des Bösen,
Von der Begierden Drang.

Nun möcht' ich knien und singen
Hier unterm Sternenchor
Und meine Seele schwingen
Zur Ewigkeit empor.

Mir ist's, als wär ich wieder
Ein gläub'ges, frommes Kind;
O Vater, sende nieder
Mir deinen Frieden lind.

Doch auch noch in späteren Jahren war Adolf Laffon poetisch tätig. So brachte 1908 „Die Lyrik“ eine Anzahl Gedichte von ihm, die teilweise vielleicht schon früher, aber teilweise erst damals entstanden waren. Er selbst schrieb darüber in seiner humoristischen Art an den Herausgeber des Blattes: „Es blühe „Die Lyrik“ in frohem Gedeihen! Daß ich auch dabei bin, mag man verzeihen. Unter Jungen ein Alter, gewiß wird man stutzen; doch bin ich zufrieden, ist's irgend von Nutzen, und zeigt sich danach ein heißes Begehren, das Gelieferte läßt sich beliebig vermehren.“ Ein anderes Schreiben von ihm, an dieselbe Adresse gerichtet, ist ein Beweis von der Schaffenskraft und der Schaffensfreudigkeit des damals Sechundsiebzigjährigen. „In der Zeit (Mai bis September 1907)“ schreibt er, „sind eine große Anzahl von verwandten Schöpfungen entstanden, und das geht bis heute so weiter. Die vergangenen Jahre sind auch nicht ganz unfruchtbar gewesen. Ich lege mich aber mit besonderem Nachdruck darauf, zu widerlegen, was in den geläufigen Handbüchern der Psychologie steht. Da heißt es, daß mit dem 60. Lebensjahr ungefähr die Phantasie und die Gestaltungskraft abnimmt. Das trifft bei mir nicht zu. Ich werde demnächst 76 Jahre erreicht haben, 120 akademische Semester, Ostern 1848 habe ich die Universität bezogen; ich empfinde noch immer keine Abnahme, auch nicht an Intensität der Empfindung. Viel habe ich ja nie besessen, aber dies mittlere Maß ist mir bis heute treu geblieben oder hat sich noch vermehrt. Offenbar bilde ich keine Ausnahme vom menschlichen Geschlecht; also irren die Psychologen in diesem wie in so vielen anderen Punkten.“

Und wer jene Gedichte in der „Lyrik“ liest, wird dem Dichter zustimmen. Nur in den Worten hat er nicht recht: „Offenbar bilde ich keine Ausnahme vom menschlichen Geschlecht.“ Er war eine Ausnahme, ein ungewöhnlicher Mensch.

Ende Dezember des Jahres 1917 ist er eingegangen in die ewige Heimat. Aber lange noch wird sein Name fortleben im Gedächtnis seines Volkes, und auch in seiner mecklenburgischen Heimat wird nicht vergessen werden der unermüdlich forschende Gelehrte, der tatgläubige Christ und der gemütvolle Dichter Adolf Laffon.

Erinnerung.

Was in schönsten Lebensstunden
Rein und wahr dein Herz empfunden,
Bringt Erinnerung dir zurück.
Immer wieder, laut und leise,
Singt sie dir die süße Weise
Und erzählt die Mär vom Glück.

Und der Weise mußt du lauschen,
Die wie fernes Wogenrauschen
Singt, was einst das Leben bot. —
Wenn die Sonne schon gesunken,
Schaut das Auge wonnetrunken
Noch das goldne Abendrot.

Fr. Wintel.

Die Ernährung in Mecklenburg.

Von der Regierungsform des vormaligen russischen Reiches pflegte man die scherzhafte Definition zu geben, daß sie eine Autokratie sei, aber gemäßigt durch den Meuchelmord. In ähnlicher Weise könnte man von unserer Kriegsernährung sagen, daß sie erst erträglich werde durch den Schleichhandel, den sie hervorgerufen. Leider will aber von dieser Milderung des starren Zwanges der Herr Staatsanwalt noch nichts wissen. Er ist soeben in den vielbesuchten Ostseebädern Brunshaupten und Arendsee gegen eine Anzahl Hotels und Pensionen, die sich über legitimen Erwerb ihrer Schinken und Eier nicht ausweisen konnten, eingeschritten, hat die Betriebe geschlossen, die Wirte zur Bestrafung gezogen, und ihnen die Vorräte beschlagnahmt.

Erklärlicher Weise wirft man nun die Frage auf, ob dies Vorgehen etwas helfen wird. Besteht die Aussicht, daß es dem „Hamstern“ Einhalt tun werde?

Als ich ein Mal einem Sittlichkeitskongreß in Hannover anwohnte, sagte mir beim Verlassen der Kirche ein einfacher Mann: „Was sie wollen, ist gut. Aber das Uebel ist zu weit fortgeschritten. Sie kommen zu spät.“ Nicht viel Anderes wird man von dem Einschreiten des Strafrichters gegen Hamster und Schleichhändler urteilen dürfen. Das Uebel, wenn es denn eins wäre, ist so weit vorgeschritten, daß die Wirkung keine andere sein kann, als die, daß Wirte und Pensionshalter in Zukunft etwas vorsichtiger werden. Aufhören wird das un-

gesekliche Treiben ganz bestimmt nicht, weil es erstens in der Natur der Dinge begründet ist, und zweitens denen, die sich damit abgeben, außerordentliche Gewinne in den Schooß wirft. Die Notwendigkeit liegt aber darin, daß Badegäste sich in einem Erholungsort nur dann einfinden, wenn sie Aussicht haben, sich satt zu essen. Wollte ein Wirt seinen Gästen nur das vorsetzen, was die Gemeinwirtschaft ihm liefert, so würden die Sommerfrischler bis auf den letzten die Flucht ergreifen, denn hungern können sie zu Hause auch. Läßt der Staat Bäder und Badegäste überhaupt zu, so mag er auch ein Auge oder zwei zudrücken, wenn die Wirte bemüht sind, ihren Gästen den Aufenthalt so freundlich zu gestalten, daß der Zweck der Erholung auch wirklich erreicht wird.

Natürlich wäre die volle Schließung der Bäder eine Maßregel von großer Härte für alle, die von der Sommerfrischlerei leben. Dagegen würde sie von den sonstigen Bewohnern und Nachbarn von Badeorten als Wohltat empfunden werden. Denn es liegt auf der Hand, daß unleidliche Zustände etwa in Doberan und Umgegend entstehen, wenn plötzlich Zehntausende von Berlinern und Leipzigern in den umliegenden Ostseebädern einen Anteil an den ohnehin knappen Borräten verlangen, und auch den unsinnigsten Preis zu zahlen bereit sind.

Im übrigen haben auch diese ganzen Vorgänge für jeden, der offene Augen hat, wieder ein Mal deutlich gezeigt, wie verfehlt das System unserer Kriegsernährung ist, und wie es uns immer tiefer in unleidliche Zustände hineinführt. Jede legitime Betriebsamkeit wird unterbunden und gehindert durch bürokratische Schlagbäume, und damit werden die, die nun einmal nicht hungern wollen, in die illegitime Betriebsamkeit, d. h. in Schleichhandel und Diebstahl hineingetrieben. Die Geschichte der Grenzzölle lehrt aber, daß bisher noch keine Regierung der Welt imstande gewesen ist, das Schmuggelwesen zu unterdrücken.

Zu der Frage aber, was die Regierung bisher hätte tun sollen, und auch heute noch tun sollte, lese man etwa den trefflichen Artikel des Landrats von Bonin-Bahrenbusch in Nr. 216 des „Tag“, der die auf landwirtschaftlichem Gebiet begangenen Mißgriffe überzeugend darlegt.

Wie ganz anders würde der freie Verkehr verfahren und für die bestmögliche Ausnutzung des Vorhandenen sorgen! Nachdem der deutsche Schweinebestand in sinnlosester Weise verwüstet ist, der Rindviehbestand nahe daran ist, dessen Schicksal zu teilen, scheinen die Viehhandelsverbände jetzt auf die Schäfereien losgelassen zu sein. Jetzt geht es den Mutterschafen und den Lämmern zu Leibe, so daß wir in wenigen Jahren weder Fleisch, noch Fett, noch auch Wolle haben werden.

Diese Kritik gilt aber nicht etwa nur für Preußen. Die mecklenburgische Landwirtschaftskammer urteilt ganz ebenso; in ihrem soeben abgegebenen Bericht heißt es:

Die fortgesetzte Verringerung des Rindviehbestandes infolge der andauernd auferlegten hohen Zwangslieferungen beobachtete die Kammer mit größter Besorgnis. In zahlreichen Eingaben wies sie die maßgebenden Stellen auf die hierdurch unserer Viehzucht

und späteren Versorgung mit Fleisch und Milch drohenden Gefahren hin und forderte zu einer Einschränkung der Viehabnahme und zu einer Herabsetzung der Fleischration im Sommer und Herbst auf, wobei sie darauf hinwies, daß der dadurch entstehende Ausfall an Nährwerten durch frisches Gemüse ersetzt werden könne. Auch ersuchte die Kammer, bei Feststellung des für die Viehumlage in Betracht kommenden Viehbestandes die Ein- und Zweituhalter auszuschneiden und in Fällen, wo es zur Enteignung von Herdbuchvieh komme, in der Weise vorzugehen, daß zunächst die Tiere ohne Abstammung, dann diejenigen mit einer Generation und zuletzt erst diejenigen mit mehreren Generationen enteignet würden, wobei sie darauf hinwies, daß es unbedingt erforderlich sei, die Tiere, die in ihrem Zuchtwert das Ergebnis langjähriger, planmäßiger züchterischer Arbeit darstellten, nach Möglichkeit zu schonen.

So urteilt eine Behörde, deren amtlicher Charakter ihr Zurückhaltung auflegt. In der That ist die Verwüstung des Milchviehs beängstigend. Es gibt Güter, die statt 1000 Liter nur noch 300 täglich liefern.

Dabei hat sich die Hoffnung, aus dem Osten nach dem nunmehr erfolgten Friedensschluß Waren und Vorräte aller Art zu bekommen, bisher als trügerisch erwiesen, weil man sich scheut, den Handel frei zu geben und die Grenzen weit aufzumachen. Die Bureaucratie, die jetzt die Funktionen des Handels übernommen hat, schafft nichts heran. Der freie Handel würde uns längst in ausgiebigster Weise grade mit den Produkten versorgt haben, die in Rußland noch reichlich vorhanden sind, uns aber fehlen, als da sind: Wolle, Leder, Flachs, Petroleum, Tee, u. s. w. Abgesehen von dieser Stärkung unserer Volkswirtschaft vom Ausland her hält es aber die mecklenburgische Landwirtschaftskammer für die dringendste Aufgabe, durch Steigerung der Produktion die Ernährung zu heben.

Diese Aufgabe zu erfüllen, sind die jetzt bestehenden Maßnahmen nicht geeignet. Dieselben sind vielmehr durch solche zu ersetzen, welche den Landwirten zwar die Ablieferung einer Mindestmenge auferlegen, ihnen aber das Mehrerzeugte zum eigenen Verbräuche oder zur freien Veräußerung ohne Höchstpreisgrenze freiläßt. Dadurch würden alle Landwirte angespornt, ihre Erzeugung an Lebensmitteln und Futtermitteln soweit zu steigern, als dies bei den Kriegsverhältnissen möglich ist. Auch würde der zurzeit bestehende und viele Erzeugnisse der Landwirtschaft zu unerhört hohen Preisen in Anspruch nehmende Schleichhandel aufhören. Die freie Konkurrenz beim Absatz der Mehrerzeugung würde preisausgleichend und mindernd wirken.

Die Landwirtschaftskammer hat darum an das Großh. Ministerium des Innern die Bitte gerichtet, in Berlin an den maßgebenden Stellen im Sinn des Antrags Roesicke (Aufhebung der Kriegswirtschaft) vorstellig zu werden — ein Schritt, der unablässig wiederholt werden sollte, bis die letzte Kriegsgesellschaft sich von ihren Klubsesseln erhoben hat.

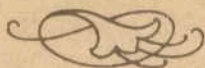
Denn ähnliche Mißstände, wie auf dem Gebiet der Ernährung, sind auch hinsichtlich der Versorgung des Volkes mit Feuerung zu beklagen. Hier liegt die merkwürdige Tatsache vor, daß Kohle, Koks, ja sogar Steinkohlen- und Braunkohlen-Briketts gar nicht knapp sind. Rostocker Kohlenhändler haben erneut festgestellt, daß Ware reichlich am Markt ist, daß aber die Tätigkeit der Behörden wesentlich darauf hinausläuft, durch Verweigerung der Bezugsscheine die Versorgung der Konsumenten zu verhindern. Wieviel richtiger wäre es, wenn die Kommunen zur Belieferung der kleinen Leute, die Vorräte nicht kaufen können, ein Vorzugsquantum bekämen, der Rest aber dem freien Handel überlassen bliebe. Der Staat sollte sich darauf beschränken, Wucher und Vergatterung zu hindern und zu strafen. Im Berliner „Lokal-Anzeiger“ brachte vor wenigen Tagen ein anscheinend offiziöser Artikel, der die Kohlenwirtschaft zu verteidigen bestimmt war, das Argument vor, die Lieferung sei im Vorjahr in Kiel so reichlich gewesen, daß ein Ueberschuß geblieben sei! Als ob dieser Ueberschuß nicht eine vernichtende Kritik bedeutete. Warum wird er nicht verwendet, um an anderen Orten den Mangel auszugleichen?

Landrat von Bonin schließt seinen Artikel mit einigen ironischen Worten über das Sammeln der Obstkerne.

Vor einiger Zeit wurde in den „Mitteilungen aus dem Kriegsernährungsamt“ mit unverkennbarer Genugtuung mitgeteilt, daß aus den gesammelten Obstkernen 200 000 Kilogramm Öl geschlagen wären. Gewiß, wenn einer diese Menge Öl hätte, wäre es eine feine Sache — aber 200 000 Kilogramm sind 200 Millionen Gramm, oder auf den Kopf der Bevölkerung rund 3 Gramm. Ich weiß nicht, ob das ein ganzer oder nur ein halber Teelöffel voll ist, aber das glaube ich schätzungsweise als sicher annehmen zu dürfen, daß für die auf die Reklame verwendete Druckerschwärze mehr Fett verbraucht ist, als die Obstkerne ergeben haben. Wenn man glaubt, mit Obstkernen, Bucheln und dergl. der Volksernährung aufhelfen zu können, so zeigt das einen solchen Mangel an Augenmaß und praktischem Blick, daß man sich über keinen Mißgriff mehr zu wundern braucht.

Ceterum censeo: der Abbau unserer Kriegswirtschaft hat nicht Zeit bis nach dem Kriege, er ist vielmehr die dringendste Forderung der Gegenwart. Es muß sofort damit begonnen werden. Möge die Regierung nur den Versuch wagen, so wird sie die segensreichen Wirkungen bald verspüren.

Dietrich von Dergen.



Was ich empfand?

Was ich empfand
Im Wutgebrüll der Schlacht?
Ich weiß es nicht. Ich hab' nicht viel gedacht.
Ich weiß' nur, daß ich wie in Flammen stand,
war alles wie ein greller Fackelbrand,
Der blutig loht.
Jegliches Denken schwand.
Das Hirn war tot.

Nur eines, was die glühnde Lavaflut
Durch die gepeitschten Glieder rann,
Das eine: „Drauf und dran!“

Ich weiß nicht, war es Mut? . . .
Wir standen Mann an Mann,
Nicht einer hat gemuckt.
Uns alle hat's durchzuckt:
„Drauf und dran!“


Hans Ehrle.

Neue Erscheinungsweise!

Leider konnte in diesem Jahre die „Mecklenburgische Heimat“ nur als Zweimonatschrift erscheinen. Unüberwindliche Schwierigkeiten haben eine günstigere Erscheinungsweise nicht möglich gemacht. Recht bedauerlich ist es, daß viele Heimatleser ungeduldig, dann unzufrieden wurden und das Blatt kurzerhand abbestellten. Denen aber, die treu geblieben sind, danke ich aufrichtig. Ueber Zweck und Ziel einer derartigen Zeitschrift ist der Leser hinreichend unterrichtet worden. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß die politischen Verhältnisse der letzten Zeit die Wichtigkeit einer christlich-nationalen, monarchisch-gefinnten Presse in erwünschter Klarheit erwiesen haben. Diese Presse muß tatkräftig unterstützt, ihre Verbreitung im Volke unermüdlich gefördert werden.

Im neuen Jahre soll die „Mecklenburgische Heimat“ vierzehntägig erscheinen. Der Bezugspreis wird nicht erhöht. Fürsorge ist getroffen, daß das Blatt regelmäßig und rechtzeitig erscheint. — Bitte, helft das Blatt verbreiten!

E. W. Büschel.



Requiem.

„Schreitet, schreitet ins Leben zurück,
Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus.
Denn der Ernst der heilige
Macht allein das Leben zur Ewigkeit.
(Goethe, Lehrjahre VIII.)

I.

Er war so jung noch in der Jahre Blüte,
Wo tausend Freuden in den Lüften schweben.
Er aber warf von sich sein junges Leben,
Umdüstert war sein heiteres Gemüte.

Da will im Busen uns das Herz erbeben,
Und bangend schaun wir auf nach Gottes Güte:
Ach Herr, vor der Verdammnis ihn behüte,
Wir flehn zu dir, du wollest ihm vergeben.

So stehn wir nun am Grabe tränenschwer,
Und finden Licht und Klarheit nimmermehr.
Er aber steht vor deinem Angesicht.

Da ist, was hier so dunkel, klar und licht.
Und ob auch Menschen richten um uns her,
Du weißt wohl Rat, daß du verdammeest nicht.

II.

Er konnt' das Leben länger nicht ertragen.
Es war zu schwer für ihn, er ist entflohn.
Des Lebens rauhe Hände hatten schon
Zu viele tiefe Wunden ihm geschlagen.

Wohl durft' vom Kampfplatz er nicht fliehn davon.
Er mußte weiter leben ohne Zagen,
Bis daß in frühen oder späten Tagen
Am Ende rief ihn Gott vor seinen Thron.

Wer aber wagt es, Richter nun zu sein?
Wer kann ermessen es, wie er gelitten?
Wer weiß es, wie er mit sich selbst gestritten!

Wenn wir nur schauen in uns selbst hinein,
So können wir nur tief in Demut bitten:
Gott wolle gnädig ihm und uns verzeihn.

III.

Vom Grab' wir nun zurück ins Leben schreiten
Mit heil'gem Ernst, das Herz gar tief bewegt.
Und doch, ein Lichtstrahl sich im Herzen regt,
Vor dem entflieht die Nacht nach allen Seiten.

Wohl muß auf Erden Licht mit Dunkel streiten
Und doch, nicht siegt die Nacht! Den Glauben hegt
Das Herz, und froh es hoffend schlägt:
Es siegt das Licht in alle Ewigkeiten!

So muß auch Dunkel sich zum Lichte wenden!
Und breitet Dunkel um dies Grab sich her.
So kann es dennoch Licht und Segen spenden.

Es mahnet dich: Greif' selber du zur Wehr.
Kämpf' wacker für das Licht mit Herz und Händen.
Dann weicht gewiß die Nacht je mehr und mehr!

Raimund Eberhard.



Wenn

Wenn mir Freund Hein das Lebenslichtlein lisch,
Dann schlagen dumpf die letzten Tore zu.
Dann schweigen weit und tiefe, tiefe Ruh',
Und leise wird die letzte Spur verwischt.


Verwehter Klang war ich von einem Heldenlied,
War einer Sehnsucht wilder Flügelschlag,
Ein sturmdurchwühlter erster Frühlingstag,
Erstickter Seufzer zwischen Rohr und Ried.

Tatfroher Quell, in Sonnenglut versiegt,
Und heißer Hoffnung unerfüllter Drang,
Ein sturmbeschwingter Himmelstürmersang,
Der vor dem Ziel zerflattert und versiegt.

Mir steht der Sinn nach hohem Sternensflug;
Doch ungesehen geht ein Näher mit
Nur eine Kugel einer Sense Schnitt
Und wunschlos schreit' ich mit im Schattenzug

Hans Ehrte.





Von der Seele der Dinge.

Bei Gott, die Dinge haben eine Seele, die Dinge um uns her, die mit uns verwachsen sind. Wir schenken ihnen unsere Seele und damit Leben von unserem Leben. Wir können gar nicht anders, als alles, was an toten Dingen in unser Leben hineintritt, zu befeelen und ihnen damit eine vernehmliche Stimme zu verleihen. So reden denn nun all diese Dinge um uns her unausgesetzt mit uns in stummer Zwiesprache. Vielleicht wissen wir nicht immer darum, und achten nicht allzeit darauf. Aber doch, sie lassen's sich nicht verdrießen und werden nimmer müde. Mögen wir auch im Lärm des Tages und der Umrast der Arbeit, der täglichen Sorge kein Ohr für ihre lieben feinen Stimmen haben, diese Stimmen sind dennoch da. Sie umschweben uns wie leise sanfte Harfenklänge, uns unbewußt, aber doch heimlich unser Gemüt erquickend, besänftigend, erhebend und tröstend. In stillen Stunden werden wir uns dessen auch wohl bewußt, und dann lauschen wir willig ihrer traulichen Rede und danken ihnen von ganzem Herzen. Ach wie viel haben sie uns zu erzählen, wie unendlich viel Liebes, wohl auch Leides; aber doch, alles Schmerzhche und Traurige verklären sie, sodaß es nicht schmerzt, sondern wie ein unendlich süßes wehes Erinnern erklingt. Ach, es sind gar liebe Stunden, wo sie also zu uns reden und wir ihnen lauschen. — Hast du noch nie solche stillen Stunden gehabt, noch nie auf die Stimme der Dinge um dich her geachtet? Du Armer, wie oft hat dann dein Gemüt gedarbt, welche reichen Schätze hast du dann achtlos am Wege liegen lassen, wie hast du dich selbst entseelt! Denn wenn wir unsere Seele liebend verschenken, werden wir nicht ärmer, sondern reicher, und nur dadurch, daß wir also unsere Seele mit freiwilligem Willen verschenken, daß wir Lebendes und Totes mit innigem Gemüt umfassen, und mit der Wärme unseres Herzens durchdringen, nur also — sage ich — gewinnen wir uns selbst, unsere ureigenste Seele.

So will ich denn nun einmal von den Dingen um mich her erzählen, ihrer Seele, ihrer Zwiesprache mit mir, ihrer Liebe zu mir und meiner Liebe zu ihnen. Ach, es sind gar viele solcher Dinge in Haus und Hof und Garten, und nicht nur da, sondern auch in den Straßen der Stadt und draußen vor dem Thor in Feld und Flur und Hain. Ueberall sind Dinge, die Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele geworden sind, und die zu mir reden und mit denen ich rede, herzlich liebe Dinge mancherlei Art. O, ich könnte gar viel von ihnen erzählen, von Dingen bei mir im Hause und von Dingen außer dem Hause, ach ja, auch von so manchen lieben Dingen außer dem Hause: von dem alten Schulhause mit der grünen Kastanie davor, von der Kirche, durch deren bunte Fenster die Sonne immer so goldig fiel, von mancher Straße, manchem Haus, manchem Baum,

manchem lieben stillen Tal und manchem blumigen Hügel, von der Priemelsee am Fluß und vom lauschigen Blauöfchen-Abhang am Pulverturm, vom Walderdbeeren-Flug im Rundholz und vom Möschberg in den Heidbergen, vom wilden Rosenbusch auf der Glieneweide und vom Maiglöckchengrund unten in den Buchen im Priemaz. Sie alle, alle reden zu meiner Seele, und singen und sagen von Jugend und Heimat, von Elternliebe und namenlosem Glück. Doch das sind nur seltene Sonntags- oder Festtagsfreuden, wenn meine Schritte mich so weit tragen, daß ich mit Busch und Baum und Feld und Wald Zwiesprache halten kann. Indessen auch in den stillen vier Wänden meines Hauses haben die Dinge eine Seele und reden zu mir. Davon will ich ein wenig erzählen, so mir's gerade kommt. —

Ich lag einmal wieder danieder am Hergenschuß. 's ist recht schmerzhaft und unangenehm, und die fatale Hege schießt mir leider Gott's ab und an einmal ganz unversehens in den Rücken. Ich kenne es schon und weiß Bescheid. So lag ich denn nun warm eingepackt im Bett und konnte mich nur mit Mühe und mit großen Schmerzen rühren. Doch in der Wärme wurden die Schmerzen allmählich gelinder, und so lag ich denn regungslos still in mich versunken da, dachte an dies und das, an Altes und Neues, bis auf einmal mein Blick auf meinen alten braungestrichenen Kleiderschrank fiel, der da quer vor mir an der Wand stand, groß und breit, so recht ein behaglicher alter Familienschrank, der noch aus meinem Elternhause stammte. Mit einem Mal hörte ich, wie der Schrank mit leiser Stimme mir zurief: Weißt du noch? Denkst du wohl noch daran, an das Haus deiner Kindheit, deinen Vater, deine Mutter, deine Geschwister. Denkst du noch an die heimliche liebe Ecke da hinter der Treppenebiegung, wo ich stand. Ach, da hing dein und Alles Sonntagszeug neben Vaters Sachen in mir, in meinen weiten Räumen. War das eine Herrlichkeit, wenn am Sonnabend Abend ich meine Tür öffnete und die schönen neuen Sonntagsanzüge hervorkamen und an den Riegel der Schlafstube gehängt wurden, ahnungsvoll hindeutend auf den schönen herrlichen Sonntag. Denkst du noch an die ersten langen Hosen. Es war ein wunderschöner Anzug, dunkelgrün mit feinen farbigen Mustern drin. Hattest du nicht den Stoff dir selbst aussuchen dürfen unter Vaters Leitung, und hatte ihn nicht Meister Rönkendorf in der Schlafstube zurecht geschneidert. Ach, von dem auf dem Tisch mit gekreuzten Beinen sitzenden und emsig nähenden Meister Rönkendorf könnte ich die Bände von Geschichten erzählen, er war nicht nur ein Schneider, sondern auch — gleich Meister Jakob Boehme — ein Philosoph, der manches Mal mit Vater philosophierte und — euch Kindern zum Entsetzen — sogar am Dasein Gottes zu zweifeln wagte. Doch — Gott hab' ihn selig — er war so lieb und gut zu euch Kindern und er war so fleißig und nähte so emsig, und all das für 1,25 M den Tag und Essen und Trinken; so sauer ließ er sich werden mit seinen vielen Kindern daheim; da wird ihm der liebe Gott seine Zweifel nicht so schwer angerechnet, sondern ihn in Gnaden angenommen haben, den treuen redlichen Mann, der nun schon lange von seinem mühseligen und geplagten Leben ausruht. Doch vom Leben heißt's ja: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit

gewesen.“ Ich denke, es heißt auch hier: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“, an den Früchten ihres Herzens, nicht an den Meinungen ihres Kopfes.

Doch ich wollte dir ja von den ersten langen Hosen erzählen. Wie warst du stolz darauf! Wie sah Bruder Ullé voll Reid zu dir empor, er! der ein Paar Jahre jünger, auch gerne schon lange Hosen gehabt hätte. Und nun hattest du kaum den Kaffee getrunken, so liefst du spornstreichs hinüber zu deinen Freunden Teten und Mütthe und zeigtest dich in deinen neuen langen Hosen. Männerstolz erfüllte deinen Busen, Stolz, wie du ihn nur einmal noch wiederempfunden hast, damals, als du nach Prima versetzt wurdest, und die leuchtend weiße Primanermütze aufsetzen durftest, wo du sogleich am Nachmittage nach Schulschluß deiner heimlich angebeteten Dora mit der neuen Mütze eine Fensterpromenade machtest. — Jedessen in langen Hosen zu stolzieren will auch gelernt sein, und da mußttest du gleich Lehrgeld bezahlen. Du klettertest mit deinen Freunden bei Benjers Garten aufs Geländer, um einige Kirschen mausen zu können — es war gerade Herzkirschenzeit — und siehe da, die Strafe folgt der bösen That auf den Fuß — du versingst dich mit der ungewohnten langen Hose an einem Pfahl des Geländers und purzeltest — hast mich nicht gesehen — an die Erde. Nun, dir hat's nicht geschadet, wohl aber der neuen Hose; sie bekam einen tüchtigen Riß am rechten Beinling, wo du hintergehackt. Starr standst du da. All dein Männerstolz war dahin und mit recht schlechtem Gewissen schlichst du nach Hause und stecktest dich hinter Bertha, das gute treuherzige Hausmädchen, die nachher den Maurer im nahen Dorf heiratete und einen so schönen Obstgarten hatte, wo ihr Kinder sie später oft genug besucht und unzählige Stachelbeeren und Himbeeren und Äpfel, Birnen und Pflaumen bei ihr schmauseten. Aber Bertha, die sonst manchen Riß heimlich zunähte, wagte sich doch an die neuen langen Hosen nicht heran, und so mußttest du denn bekennen, wenn du auch von dem Mausen der Kirschen wohlweislich nichts sagtest. Ja, da gab's trotz der durch die langen Hosen bezeugten Männerwürde einige Stripse auf den Hosenboden, und was das schlimmste war, du mußttest die langen Hosen wieder ausziehen, und als du am Nachmittage mit den Eltern spazieren gehen mußttest, schämtest du dich gewaltig und gingst, als deine Freunde Mütthe und Teten dir begegneten, an Mutters Seite, damit ihr Rock deine Schande verberge und deine Freunde deine kurzen Hosen nicht sähen. Ja, da hast du Höllepein ausgestanden; aber nachher als ihr im Walde wart und Blumen suchtet und mit Vater Vieder sangt, und Mutter die grünen Botanisiertrommeln öffnete, die du und Ullé tragt, und 's nun schönes Würstbutterbrod und Himbeerwasser gab, da war aller Kummer vergessen und alle Scham verslogen. Nachher auf dem Nachhausewege hieltst du dich indessen immer noch nahe an Mutters Seite, um nötigenfalls vor deinen Freunden deine kurzen Hosen zu verbergen. Am nächsten Sonntag aber lagen die langen Hosen wieder auf dem Stuhl vor deinem Bett. Meister Rönkendorf hatte den Schaden zu Hause kuriert. Wie geschickt er doch war. Man konnte den Riß kaum mehr erkennen! Und nun hast du die langen Hosen fein säuberlich in Acht genommen und hast sie brav und in Ehren zu Ende getragen, nachdem du manchen Hosenboden von ihnen auf der Schulbank durch-

geschauert, Mutters fleißige Hand aber immer wieder einen neuen Boden eingeseht hatte.“ —

Also erzählte der alte braungestrichene Schrank. 's war wunderbar, was er alles wußte. Es war doch schon so lange her. Wer kann nur all solche alten und törichten Kindergeschichten behalten! Doch, ich merkte, er wußte noch mehr. Deutlich sah ich in der Dämmerung, wie er mir aus den Schnörkeln seiner Bekrönung vergnügt zublinzelte. Ach, er war ja schon so alt, so wurmstichig, er stammte noch von Großmutter aus Sukow her, und das Alter macht bekanntlich geschwägig. Na, mir war's bei meiner unfreiwilligen Hogenschußmuße nur angenehm, wenn er sich mit mir ein bischen von alten Zeiten unterhielt. So ging die Zeit hin, und ich vergaß meine Schmerzen.

Raimund Eberhard.



Noch nicht!

Noch soll der Arm uns nicht erlahmen,
Das Herz uns werden schwach und klein!
Noch schirmen wir den deutschen Namen,
Des Vaterlandes Recht und Sein.
Streckt schon der Feind die gierigen Hände
Nach dem, was heilig uns und wert —
Wir Deutsche sind noch nicht am Ende,
Stark ist noch unser scharfes Schwert!

Was uns getrennt, muß jetzt verschwinden,
Es soll des Vaterlandes Not
Zum letzten Kampfe uns verbinden:
Entweder Freiheit oder Tod!
Es darf der Feind nicht triumphieren,
Deutschland kämpft bis zum letzten Mann,
Deutschland darf sich nicht selbst verlieren —
Wer treu sich blieb, auch stets gewann.

Fort mit dem Bangen, mit dem Zagen!
Jetzt heißt es: Auf zum heiligen Krieg!
Wir wollen stolz die Waffen tragen,
Uns glänzt ein Stern und der heißt Sieg.
Wir wollen wert der Väter bleiben,
Die Enkel sollen uns nicht schmähn!
Wir wolln in unsere Herzen schreiben:
Deutschland darf niemals untergehn!

Ernst Büschel.

Der alte „3. D.“

Skizze von Ernst Büschel.

Die Wirtschafterin legte dem alten General die Zeitung auf den Frühstückstisch.

Der Alte zog die Stirn in Falten; die Augen unter den weißen buschigen Brauen musterten scharf und prüfend die Frau.

„Na, hat Sie mir nicht noch mehr zu bringen?“ forschte der Alte in barschem Soldtenton.

„Mehr?!“ Langsam schüttelte die Frau den Kopf. „Der Briefträger hat mir nur die Zeitung jegeben.“

„Kein Schreiben von der Militärbehörde?“ knurrte der Alte mißtrauisch.

Die Frau trat mit schnellem Schritt an den Tisch, stieß die geballte Rechte auf die Platte und sagte mit beherdeter Stimme: „Mit Respekt zu sagen, Herr General, jeden Tag machen Sie mir das Theater. — Ich bin 'ne ehrliche Frau! — Fragen Sie doch nachher den Briefträger, ob er mir noch 'n Brief jegeben hat!“

„Still! Ruhig!“ Der Alte fuhr mit der flachen Hand durch die Luft, als wollte er der Frau jedes weitere Wort abschneiden. Kerzengerade richtete er den Oberkörper auf — wenn er etwas Wichtiges sagen wollte, mußte er Haltung annehmen — und dann polterte er los — rauh, abgehackt: „Hab' Sie immer für eine ehrliche Frau gehalten! — Dummes Gerede das! — Verstanden?! — Bin sonst immer zufrieden gewesen, sehr zufrieden! — Haben Sie 's verstanden: Sehr zufrieden!!!“ setzte er mit gehobener Stimme zu, da ihm die Frau sich nicht genug zu freuen schien.

Anscheinend gleichgültig nickte die Frau und sagte trocken: „Ich bin nicht taub!“

„Aber nun will Sie mich verpimpeln,“ fuhr der General fort und „Still! Ruhig!“ kommandierte er wieder, als die Frau entrüstet den Kopf hob und den Mund zur Gegenrede öffnete.

„Sie will mich verpimpeln!“ wiederholte der General mit Nachdruck, die Frau zuckte nur mit den Achseln und sah zum Fenster hinaus. „Seine Majestät der Kaiser — mein allergnädigster oberster Kriegsherr — hat sein Volk zu den Waffen gerufen. — Ein Hundssohn wär ich, wollt' ich dem Rufe nicht Folge leisten!“ Er schlug die Faust mit aller Kraft auf den Tisch. Leise schrie die Wirtschafterin auf, räumte besorgt das Kaffeegeschirr zusammen und rettete es auf einen Stuhl am Fenster. Der General bemerkte es nicht, seine Gedanken hielten ihn völlig gefesselt. Immer erregter klang seine Stimme:

„Sofort habe ich mich zur Verfügung gestellt. — Mich beschäftigt Tag und Nacht nur der eine Gedanke. — Ich brenne auf den Bescheid. — Und Sie —!“
Zornig blickte er die Wirtschafterin an und schlug wieder dröhnend auf den Tisch, daß die Frau erschreckt zurückwich.

Die Augen des Generals schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, das Gesicht war stark gerötet. „Sie gönnt mir diese größte, diese letzte Freude, diese Krönung meines Lebens nicht!“

Als hätte ihm diese Anstrengung die letzte Kraft geraubt, sank er erschöpft in das Sofa zurück.

Abwehrend hatte die Frau die Hände aufgehoben. Die innere Entrüstung beraubte der ehrlichen Frau fast die Stimme; nur stoßweise kamen die ungelassenen Verteidigungsworte hervor:

„Aber Herr General! — Das is ja — das is ja — mit Respekt zu sagen — ganz unerhört! — Das is ja — das is ja — eine Beleidigung!“ — Der General hob den Kopf. — „Reden Se nich! — Ich mißgönne Ihnen jarnischt — ganz wahrhaftig nich! — Ich habe ganz gewiß nischt dagegen, wenn Se sich von de Engländer totschießen lassen wollen, das heißt, wenn Se gesund wären.“ Wieder fuhr der General auf. „Reden Se nich! — Im Krieg kann der Kaiser nur gesunde Leute gebrauchen. — Und Sie sind nich gesund. — Nun, ganz gewiß nich, Herr General! — Da können Se noch so'n wütiges Gesicht machen.“ — Die Frau hatte sich mehr und mehr beruhigt und fuhr nun im fürsorglich mütterlichen Tone fort: „Sie haben das Reißen, und das ist nischt für die kalte Witterung. Und dann bringt man Sie ins Lazarett, und im Lazarett machen Sie den ganzen Krieg mit. — Das is doch auch nischt, wo Sie's besser haben könnten. — Bleiben Sie zu Hause, Herr General! Das is für Sie das Beste. Zu Hause brauchen wir auch Männer, die sich nützlich machen können.“

Herausfordernd sah die Frau den alten Offizier an, der nervös an seinem Barte kaute und seine Wirtschafterin mit wütenden Blicken maß.

Und dann setzte die Frau vertraulich ergeben hinzu:

„Ich will mir weiter nischt zu sagen erlauben — aber der Stammtisch und der viele Wein — — —! — Jestern erst haben Herr General von wegen des neuen Sieges zwei Flaschen Rheinwein jetrunkn — ist es ein Wunder, wenn das Reißen — — —.“

„Papperlapapp!“ schnauzte der Alte los. „Lächerlich — das bischen Wein! — Ich bin gesund — kerngesund! — Verstanden? —“

Der General klopfte nervös mit der flachen Hand auf die Tischkante: „Hat Sie mich verstanden, frag' ich!“

Gelassen entgegnete die Frau:

„Wenn Sie so brüllen, kein Kunststück, zu verstehen! — Aber kerngesund sind Sie doch nicht!“

Sie warf eigensinnig den Kopf zurück.

Wie ein Sturmwetter fuhr da der General auf; kerzengerade stand er da mit kräftigem Ruck schob er den Tisch beiseite.

„Pass' Sie mal auf!“ rief er selbstsicher der Wirtschaftlerin zu. „Ich werd' Ihr einen tadellosen Parademarsch vormarschieren.“ —

Er lachte verächtlich:

„Das bischen Reissen — pah — das ist nicht der Rede wert! — Da beißt man eben die Zähne zusammen.“

In dem verwitterten Gesicht war eiserner Wille zu lesen; er mußte es zwingen, dem Weibe da zum Trost; ob er nicht noch fähig war, ein brauchbarer Feldsoldat zu werden!

Wie ein Rekrut legte er die Hände an die Hosennaht, und dann hob er den mit dickem Filzschuh bekleideten Fuß und schmettete ihn auf die Diele nieder, daß ein Zittern und Klirren durch die alten Möbel ging. Und so marschierte er einmal hin und einmal her, und sein Gesicht strahlte, und die Augen triumphierten zur Wirtschaftlerin hinüber: „Was?! Das hättest Du nicht erwartet, Du alter Angsthase?!“

Die Frau hielt sich die Ohren zu und warnte nervös:

„Denken Sie doch nur an das nervenranke Fräulein Pillemann unter uns, Herr General!“

Der General lachte dröhnend auf, indes er weitermarschierte; er fühlte sich so jugendfrisch und tatenfroh:

„Jetzt ist die rauhe Kriegszeit, da darf man keine Nerven und Schmerzen kennen! — Zähne zusammenbeißen! — Das muß Sie der alten Tante da unten sagen! — Verstanden! — He! Sieht Sie's nun?! — Ich nicht kerngesund?! — Altes Weibergewäsch! — Ich nehm's mit dem jüngsten Rekruten auf!“

Plötzlich blieb er stehen; sein Gesicht verzog sich, der energische Ausdruck war verschwunden, die Lippen preßten sich dicht aufeinander, die Augen röteten sich wie von übergroßer Anstrengung, der Alte stöhnte schmerzlich auf.

Noch einmal hob der General den Fuß, er wollte ihn fest niedersetzen — aber es ging nicht mehr, das Bein knickte kraftlos um, der alte Mann wankte unter Stöhnen und Aechzen.

„Verdammt, verdammt!“ knirschte er völlig verzweifelt.

Die Wirtschaftlerin hatte ihn rechtzeitig gestützt, stillschweigend geleitete sie ihn zum Sofa, stillschweigend und taktvoll ging sie dann schnell hinaus — dem alten Soldaten standen die Augen voller Tränen.

* * *

Der Sanitätsrat reichte dem Amtsrichter und dem Postmeister, einem eisgrauen Major a. D., die Hand, dann hing er Hut und Stock an den Kleiderriegel und setzte sich auf einen der bequemen Lehnstühle, die um den runden Stammtisch gestellt waren.

„Bom Forstmeister Nachricht?“ fragte er.

Der Postmeister nickte und gab ihm eine Karte.

„Allewetter!“ rief der Sanitätsrat vergnügt, als er gelesen hatte.

„Das Eiserne Kreuz erhalten! — Da müssen wir gratulieren!“

Warnend hob der Postmeister den Zeigefinger und verbesserte:

„Bitte, beglückwünschen!“

Der Arzt schlug ihm lachend auf die Schenkel:

„Also beglückwünschen, Herr Professor!“

„Aber unsere Glückwunschkarte muß auch der General unterschreiben!“
betonte der Amtsrichter.

Der Postmeister schnitt ein griesgrämiges Gesicht und gab die Versicherung ab, daß er dem General nicht nachlaufen würde.

Rat und Richter lächelten sich an, sie kannten des alten Brummbären Schwäche: er war eifersüchtig auf den General, weil der es weitergebracht hatte als er.

„Fernbleiben, geradezu beleidigend! — Hätte sich auch mal blicken lassen können!“ setzte der Postmeister knurrend seiner Versicherung hinzu

„Vielleicht bereitet er sich für seine Abreise ins Feld vor!“ äußerte der Richter.

Ein kurzes, scharfes Lachen war die Antwort des Postmeisters.

„Der Krieg hat uns vor tausend Fragen gestellt, deren Beantwortung jetzt noch unmöglich ist!“ rief er. „Aber eine Frage kann ich klipp und klar beantworten; und für die Richtigkeit meiner Antwort lege ich meine Hand ins Feuer: der da“ — er zeigte auf die Stelle, wo der General gewöhnlich zu sitzen pflegte — „kommt nicht ins Feld — mit solchem Reißen — ich bitte Sie, meine Herren! — Sie haben ja keine Ahnung, welche riesigen Anforderungen ein Feldzug an die physischen Kräfte des Einzelnen stellt! Nur kerngesunde Leute kann man draußen gebrauchen. — Ich hätte mich wahrhaftig leidenschaftlich gern gemeldet — aber das dumme Herz — Sie wissen ja Bescheid, Rat — das langt nicht mehr, das würde bald genug versagen.“ Der Postmeister klappte den Steinkrug auf und trank, dann setzte er ihn kräftig nieder. „Darum draußen nicht im Wege sein! Zu Hause braucht man auch Männer. — Na, und dafür langt's! — Was haben Siedenn, Amtsrichter?“

Der Angeredete starrte mit großen Augen zur Tür, der er gegenüber saß.

Neugierig wandten sich der Postmeister und der Sanitätsrat um, und letzterer tippte ein wenig schadenfroh dem Postmeister, auf dessen Gesicht man deutlich die Enttäuschung sehen konnte, mit dem Finger auf die Brust und drängte: „Jetzt legen Sie mal Ihre Hand ins Feuer, alter Freund!“ Dann aber rief er laut, daß es durch das ganze lange Gastzimmer hallte: „Willkommen, Herr General!“

In feldgrauer Uniform, mit militärischem Schritt, sporenklirrend trat der General an den Stammtisch.

„Meine Herren, es ist erreicht!“ sagte er glückstrahlend und selbstbewußt.

Der Amtsrichter war aufgestanden und reichte die Hand hinüber:

„Wir gratulieren!“

Statt des Generals ergriff der Sanitätsrat die Hand und schüttelte sie tüchtig hin und her, indes er scherzend auf den Postmeister wies:

„Es heißt doch ‚beglückwünschen‘!!“

Der Postmeister nahm von dem kleinen Zwischenfall keinerlei Notiz; geduckt wie ein Raubtier, das zum Sprunge bereit, sich auf seine Beute stürzen will, saß er da; lauernd fragte er den glücklicheren Kameraden:

„Sie kommen gleich an die Front?“

Unwillig zuckte der General mit dem Kopfe.

„Noch nicht!“ war die kurze Antwort.

„Dann finden Sie also einen Posten hinter der Front, im Etappengebiet?“ fuhr der rücksichtslose Frager fort.

Der General maß den Postmeister mit einem strafenden, verächtlichen Blick. Unter heftigem Räuspern gestand er:

„Vorläufig bleibe ich in der Garnison!“

Da hob der Postmeister den Kopf und atmete auf, als sei er von einer wer weiß wie schweren Last befreit worden; im Schwunge reichte er dem General die Hand.

„Na, viel Glück! Ich fürchtete schon wegen Ihres Reisens — — —!“

Unbeachtet mußte er die Hand wieder sinken lassen, der General hatte ihm den Rücken zugekehrt.

„Meine Herren, ich wollte Ihnen nur noch die Hand drücken, in wenigen Minuten geht mein Zug.“

Sanitätsrat und Amtsrichter waren aufgestanden, beiden schüttelte der General herzlich die Hand; auch der Postmeister hatte sich erhoben, aber ihm machte der General nur eine stumme, steife Verbeugung. —

Der General ärgerte sich. Er hatte schon im voraus den Eindruck ausgestoßt, den sein Erscheinen auf die Stammtischgenossen machen würde; und nun mußte ihm dieser Reidhammel, dieser Postmeister, dieser Major a. D., die Freude verderben! — Und dann ärgerte sich der General auch über sich selbst, weil er seiner Verstimmung nicht Herr geworden war. Er hätte sich von vornherein aussprechen müssen, daß sich der Postmeister nicht über seine, des Generals, Einderufung freuen würde — wie er den Mann kannte!! Ins Gesicht hätte er dem Mann lachen müssen! Seine Fragen hätte er nicht tragisch nehmen dürfen. — Trotzdem hatte er es aber doch erreicht, daß er Dienst tun durfte. Diese Tatsache söhnte ihn wieder aus.

* * *

Die Rathausuhr hatte elf geschlagen. Das Städtchen schlummerte; nur der schwerfällige eintönige Schritt des Nachwächters hallte durch die schmalen leeren Straßen.

Die Wirtschafterin saß, bereits ausgekleidet, in ihrem Stübchen und las den Abendsegen.

Da klingelte es.

Die Frau fuhr zusammen: jetzt — zur nachtschlafenen Zeit klingelte es?! Das war noch nie geschehen! — Ein eigenartiges Klingeln war es gewesen. Das hatte so zaghaft, fast widerwillig geklungen.

Die Frau fürchtete sich. Ja — wenn der General da wäre. Aber der war schon seit Wochen fort. — Sollte sie öffnen? — Trotz aller Bänglichkeit regte sich doch die Neugier. Sie sprach sich aus, daß es sich um keinen Einbrecher handeln könnte: erstens war man in dem Städtchen, so lange sie denken konnte, von Dieben so gut wie verschont geblieben; zweitens würde ein Einbrecher kaum durch Klingeln seine Opfer auf seine Anwesenheit aufmerksam machen. Vielleicht hatte das Mädchen von Fräulein Pillemann geklingelt, der alten Dame konnte unwohl geworden sein.

Da klingelte es noch einmal — dringlicher, jetzt wie hilfesuchend.

Die Wirtschafterin kleidete sich notdürftig an, las noch schnell die Losung der Brüdergemeinde als innere Stärkung, nahm dann die Lampe und ging auf den Vorflur. Sie trat dicht an die Wohnungstür und fragte laut, ihrer Stimme möglichst Festigkeit gebend: „Wer ist da?“

Eine Antwort erfolgte nicht; sie vernahm nur ein leises Stöhnen.

Noch einmal fragte sie möglichst laut: „Wer ist da?“ und setzte drohend hinzu: „Sonst mache ich nicht auf!“

Sie dachte aber nicht daran, ihre Drohung wahr zu machen, die Neugier war viel zu groß.

Sie stellte die Lampe auf die Diele, schob behutsam den Sicherheitsriegel zurück, dann öffnete sie fingerbreit die Tür.

„Barmherziger Himmel!“ stieß sie entsetzt aus und drückte die Hand auf das heftig klopfende Herz; so sehr hatte sie der Anblick, der sich ihr bot, erschreckt.

Auf der Treppe, die zum Boden führte, saß in sich versunken, völlig zusammengebrochen, der General.

„Herr General!“ rief die Wirtschafterin händeringend.

Matt hob der Alte den Kopf, glanzlos blickten seine Augen auf die Frau:

„Da! — Hilf Sie mir auf! — Der verfluchte Fuß!“

Mühsam richtete er sich mit Hilfe der Frau auf.

„Nun leuchte Sie mir! — Wenn der Riegel nicht vorgeschoben gewesen wäre, hätte ich Sie nicht zu stören brauchen!“

Langsam humpelte er ins Wohnzimmer, wo er sich ächzend ins Sofa fallen ließ.

Die Frau stellte die Lampe auf den Tisch und sah sprachlos verwundert ihren Herrn an.

„Warum lacht Sie denn nicht?!“ spottete der Alte, und fast feindselig musterte er die Frau. „Nun hat Sie doch recht behalten! — Es langt nicht mehr!“ verhöhnte er sich selbst. „Der Herr General ist schlapp geworden. — Verriickt, was?!“

Er brach in ein grelles, unnatürliches Lachen aus, das der Wirtschafterin ins Herz schnitt.

Sie fühlte aus den Worten des Generals den bitteren, wehen Schmerz größter Enttäuschung heraus, und die Tränen des Mitleids traten ihr in die Augen.

Sie trat näher und legte dem Alten die Hand auf die Schulter.

„Nehmen Sie's sich nicht so zu Herzen, Herr General!“ tröstete sie. „Wir müssen entsagen lernen bis zum Grab. — Der eine unverdient, der andere durch eigene Schuld.“

„Wie ich!“ stöhnte der Alte. Er stützte das Haupt in die Hand, und in den Augen glänzte es feucht.

„Siebzig hab' ich's nicht erreicht — das Eiserne! — Und jetzt?! — Jetzt wollt' ich's erzwingen!“

Der runzelige Handrücken fuhr mehreremale über die Augen.

„Wollten Sie wegen des „Eisernen“ in den Krieg?! — Ich habe Sie höher eingeschätzt!“

Wie eine Zurechtweisung klangen die Worte der Frau.

Fast verlegen war die Entschuldigung:

„Natürlich nicht! — Ich wollte mit! — Ganz gleich, ob — — — ! — Natürlich! — Meine Ehre — — — !“

Aufgeregt unterbrach ihn die Frau:

„Meine Ehre?! Als ob Ihre Ehre darunter leiden würde, wenn Sie den Krieg nicht mitmachten! — Den Postmeister seine Ehre leidet auch nicht darunter, daß er hiergeblieben ist!“

Der General hob den Kopf; wild sah er die Frau an.

„Den Postmeister lasse Sie aus dem Spiel!“ befahl er schroff. „Der Postmeister — der ist — — — !“

Er stieß die geballte Faust mehreremale in die Luft, um seiner Abneigung gegen diesen Mann den gehörigen Nachdruck zu geben. —

„In Berlin hab' ich mich rungetrieben — bloß, um den letzten Zug zu benutzen — um zur nachtschlafenen Zeit hier anzukommen — damit mich die Banausen, diese traurigen Spötter mit dem Obergauer an der Spitze nicht gleich sehen sollten. — Spotten werden sie schon genug.“ Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und schwer fiel die Faust auf den Tisch. „Könnt' ich's doch erzwingen — das Mitziehen!“

Die Wirtschafterin nickte, als bestätigten die Worte des Generals eine von ihr schon längst als richtig erkannte Ansicht.

„Also das Gerede der Leute! — Davor fürchten sich der Herr General! — Aber gegen die Franzosen und Russen und Engländer wollten der Herr General kämpfen!“ Sie schüttelte bedenklich den Kopf: „Ich habe den Herrn General immer für 'n Mann gehalten!“

Der General stieß klirrend den Säbel auf und rief zornig:

„Weib!! — Das ist unerhört! — Diesen Ton verbitt' ich mir! — Ein Mensch mit reinem Gewissen braucht den Klatsch nicht zu fürchten! — Verstanden?!“

Die Wirtschafterin nickte zustimmend.

„Und daß sich ein alter eingefleischter Kriegermann an die Front sehnt, das ist selbstverständlich — das ist ein gutes Recht. — Verstanden?!“

Wieder nickte die Frau.

„Jeder ordentliche Offizier will seine Kräfte in einem Kriege erproben. — Dafür ist er erzogen! — Der Krieg ist sein Handwerk, ist die Hauptsache! — Und daß man nun diese Pflicht nicht erfüllen kann — nicht als ein Held kämpfen, siegen oder sterben kann — das — das ist eben nicht zu verwinden.“

Die Frau holte tief Atem, faltete die Hände und sah den General treuherzig an:

„Herr General müssen entschuldigen, wenn ich so reden tue, wie ich's verstehe. — Ich meine, Verzichtleisten ist oft noch größeres Heldentum. Dadurch kann man anderen ein Vorbild sein. — Sich nützlich machen kann man immer, wenn man will. — Und das schönste und befriedigendste bleibt doch allemal: anderen Freude zu bereiten.“

Der Alte ächzte und knurrte; unsicher und mißtrauisch suchten seine Augen im Gesicht der Frau zu lesen; dann nickte er befriedigt und erhob sich schwerfällig.

Die Zeichen des Unmutes waren aus seiner Miene verschwunden, voll und klar sah er die Frau an:

„Geb' Sie mir die Hand! — So! —“ Fest griff er zu. „Ich glaube, Sie hat mir eine große Wohlthat erwiesen!“ — Die Frau schrie leise auf, so kräftig schüttelte er ihren Arm. — „Und nun wollen wir schlafen gehen!“ —

* * *

Der General hatte wiederholt unruhig auf den Regulator, dann auf die Tür, dann wieder in die Zeitung geblickt, bis er es nicht mehr aushalten konnte und heftig auf den Tisch zu trommeln begann.

Da endlich wurde die Tür geöffnet, und die Wirtschafterin schob sich mit einem großen Brett, das mit Kaffeegeschirr dicht bepackt war, ins Zimmer.

„Schon über drei Uhr und der Tisch noch nicht gedeckt!“ zankte der Alte. „Jeden Augenblick können meine Soldaten kommen.“

„Schad't nichts, wenn sie ein bischen warten!“ entgegnete die Frau mit großer Ruhe.

Sie hatte in ein Wespennest gestochen.

„Was?!“ fuhr er auf. „Warten?!“ — Unsere heldenhaften Krieger, die sich für Sie haben kaput schießen lassen, können warten?! — Unerhört!!! — Alles hat bei Ihr zu fliegen! — Verstanden?!“

Draußen klingelte es — kurz und kräftig.

„Da! — Da sind sie schon! — Und Sie ist noch immer nicht fertig! — Das darf ich nicht noch einmal erleben! — Fix, fix! — Aufmachen!“

Die Frau ging absichtlich langsam hinaus.

Der General erhob sich, humpelte zum Spiegel und musterte sich; dann wandte er sich um, richtete sich straff auf und blickte erwartungsvoll auf die Tür.

Sie kamen herein — ein halbes Duzend — möglichst militärisch — die von den Lazarettpfleglingen, die am ärgsten zugerichtet waren: dem fehlte die Hand, jenem ein Arm; dem ein Bein und jener humpelte auf zwei Stöcken.

In Reih und Glied stellten sie sich auf.

„Tag, Kameraden!“

„Guten Tag, Herr General!“ kam es aus sechs rauhen Männerkehlen zurück.

„Seid Ihr zum Kampf bereit?“

„Jawoll, Herr General!“

„Dann Kameraden — — —!“ Des Generals Augen blickten suchend auf den Tisch. „Ruchen — Ruchen!“ schrie er unwillig und bearbeitete mit dem Krückstock die Diele.

Schon erschien die Wirtschafterin mit zwei riesigen Ruchenbergen.

„Kameraden! — Ran an den Feind!“ kommandierte der Alte und seine Augen bligten.

Bald saßen die wackeren Kriegsleute um den Tisch und ließen sich Kaffee und Ruchen schmecken.

Nach einer Weile erhob sich der eine, ein Unteroffizier:

„Melde jehorjamst, Herr General, der Feind ist vernichtet!“

„Bravo, Kameraden! — Nu steckt Euch 'n Tabak an!“

Und dann erzählte der General aus seiner Soldatenzeit, vom großen Krieg siebzig, vom gegenwärtigen Weltkriege. Auch die Soldaten mußten von ihren Kriegserlebnissen berichten.

Und unterdessen machte die Wirtschafterin, unterstützt von dem Mädchen des Fräulein Pillemann, belegte Butterbrote zurecht. —

Viermal in der Woche durften die Krieger zum General kommen. Das waren für sie Festtage, für den Alten aber ganz besonders; er kostete die ganze Seligkeit aus, die darin lag, andern Freude zu bereiten. —

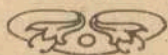
Als an diesem Tage die Soldaten gegangen waren, behielt er die Wirtschafterin im Zimmer zurück und zeigte ihr, ganz gegen seine Art ein wenig verlegen, ein Schriftstück, und die Frau las mit Tränen im Auge von dem Vermächtnis des alten z. D., das die Zukunft der sechs zu Krüppel geschossenen Kameraden des Generals sicher stellte.

Als die Frau gelesen hatte, gestand sie:

„Herr General, nu müßten Sie eigentlich das „Eiserne“ kriegen!“

Der General winkte ab; merkwürdig milde sagte er, und seine Augen leuchteten:

„Das ist überwunden, alte Freundin! — Held gewesen! — Verzicht geleistet! — Geb' Sie mir nochmals die Hand! — So! — Sie hat mir in jener Nacht wirklich eine W o h l t a t erwiesen!“



Heimatliches.

II.

Aus den ersten Tagen des Seebades Doberan- Heiligendamm.

Im September dieses Jahres waren 125 Jahre seit Gründung Doberan-Heiligendammes verflossen. Großherzog Friedrich Franz I. gebührt das Verdienst, Gründer dieses ersten deutschen Seebades zu sein.

Als man sich auch in Deutschland von der Heilkraft des Seebades überzeugt hatte, gab Friedrich Franz I., damals noch Herzog von Mecklenburg-Schwerin, seinem Leibmedikus, dem Hofrat und Professor Dr. Vogel zu Rostock, den Auftrag, wegen Anlegung eines öffentlichen Seebades bei Doberan die nötigen Untersuchungen vorzunehmen und ihm einen Plan zur zweckmäßigen Einrichtung desselben zu überreichen.

Vogel, ein kleiner beweglicher alter Herr, der den Genuß von Zucker für sehr gesund hielt und darum stets die Tasche voll Zuckerstücke hatte, von denen er fleißig naschte, unterzog sich mit größter Gewissenhaft seiner Aufgabe.

So wurde Doberan-Heiligendamm das erste deutsche Seebad.

Von weither kamen die Badegäste, in der Hauptsache allerdings Mecklenburger, denen es Ehre und Freude war, ein paar Wochen mit ihrem Landesfürsten, der Jahr für Jahr sein Seebad besuchte und der sich unter den Badegästen wie ein schlichter Bürgersmann bewegte, der mit ihnen scherzte, der mit ihnen an der Spielbank saß, zusammen zu sein.

Der Mecklenburger liebte des Fürsten burschikoses Wesen und wegen seiner Leutseligkeit gestattete man Friedrich Franz, seine Pfeife auf der Straße zu rauchen, was damals verpönt war.

Der Fürst regierte sein Land mit großer Weisheit und hatte sich dadurch auch große Volkstümlichkeit erworben. Als er — wie Julius von Malzhahn in seinen Erinnerungen erzählt — 1806 vor den Franzosen nach Altona flüchtete, schickten ihm die Bauern von Bartenshagen bei Doberan eine nicht unbeträchtliche Summe, damit er in Altona keinen Mangel leiden sollte. Und als später unter den burschenschaftlichen Verbindungen allerlei törichte Ideen spulten — manche Fürsten wollte man hängen oder aus ihren Ländern vertreiben zugunsten einer deutschen Republik — haben, wie derselbe Malzhahn schrieb, die mecklenburgischen Mitglieder der Burschenschaft energisch für ihren Friedrich Franz erreicht, daß derselbe nicht nur im Lande bleiben dürfe, sondern daß ihm auch eine Pension von 300 Thalern bewilligt und sogar ein Reitpferd gehalten werden sollte.

Wie ein guter Vater sorgte der Herzog für die Bequemlichkeit der Badegäste. Da es damals am Heiligendamm noch keine Billen und Gasthäuser gab,

mußten die Badegäste in Doberan wohnen. Nur für Kranke, die sich so schwach fühlten, daß sie die tägliche Fahrt nach dem Bade am Heiligendamm hin und zurück nicht gut ertragen konnten, gab es Zimmer im dortigen Badehause. Zur Aufnahme der Fremden war das Logierhaus bestimmt, ein sehr geräumiges, zwei Stock hohes Gebäude, 1796 vollendet, das noch heute steht, jetzt Kurhaus heißt und ein beliebter Wallfahrtsort für hungernde großstädtische Pilger ist. Außerdem konnte man auch im Posthose, dem jetzigen Lindenhofe, und in Privathäusern an der Promenade wohnen. In den Privathäusern waren die Preise etwas höher als im Logierhause, dafür war auch die Bequemlichkeit etwas größer als dort, gab es doch z. B. ein richtiges Sofa, während man sich im Logierhaus mit einem Lehnstuhl begnügen mußte. Dann konnte man auch noch Quartiere mehr primitiver Art in den Seitengassen bekommen, aber deren Betten waren — wie der Chronist vorsichtig meldet — nicht allgemein zu empfehlen.

Am Vormittag fuhr man nach dem Heiligendamm, um den Körper durch ein Seebad zu erfrischen. Für alle, die das kalte Wasser nicht vertragen konnten, waren warme Bäder im Badehaus am Strande bereit. Friedrich Franz I. und auch die beiden folgenden Herrscher badeten kalt.

Nach dem Bade frühstückte man und promenierte am Strande oder in dem herrlichen Buchenwald. Dann fuhr man nach Doberan zurück.

Gemeinsame Mittagstafel gab es in dem großen schönen Speisesaal des Kaufhauses, dem heutigen, immer noch festlich anmutenden Rathausaal. Sowohl Friedrich Franz I. als auch Großherzog Paul Friedrich, sein Sohn, erschienen mit Gefolge regelmäßig zum Essen. Die Zeit des Mittagessens war „ein für allemal unabänderlich“ auf einhalbzwei Uhr festgesetzt und wurde, damit „ja keiner sich verspäten oder durch verschiedenen Gang der Uhren irregeleitet werden möge, durch ein überall hörbares dreimaliges Geläute angekündigt.“ — Mit liebevoller Genauigkeit berichtet der Chronist über das Essen. Eine kräftige Fleischbrühe und ein guter Braten fehlten nie. Die Speisen waren so gewählt, daß sie auch kränklichen Personen dienlich waren und daß auch alle zahnlosen und die ewig Unzufriedenen satt werden konnten. Denn der durchlauchtigste Herzog wünschte nichts so sehr, als daß alles gut war. Zu Abend wurde um einhalbneun Uhr gespeist, wo es ein ähnliches Essen wie zum Mittag gab. Eine Platzordnung war nicht vorgeschrieben, es ging zwanglos zu; aber man wahrte doch den feinen Takt, wie es denn überhaupt eine Eigentümlichkeit des gut erzogenen Mecklenburgers ist, beim Essen eine gewisse Feierlichkeit zu zeigen. Verschwenderisch ging man mit der Wäsche um: nicht nur des Mittags, sondern auch des Abends gab es Tag für Tag frische Tischtücher und Servietten.

Waren Gaumen und Magen befriedigt, gab man sich harmlosen Vergnügungen hin. Daß man spielte, wurde schon erwähnt; man denke nur nicht, daß Doberan ein Baden-Baden oder Monte Carlo war; die Einsätze waren gering; man spielte wohl mehr um der Zerstreuung willen, als um einer sündhaften Leidenschaft zu fröhnen. Friedrich Franz I. spielte gern, Paul Friedrich nie.

Getañzt wurde fleißig, manchmal sogar schon mittags um 12 Uhr. Ein beliebter Tanzsalon war der jetzige Lesetempel auf dem Kamp in Doberan. Die Schwester des alten Kaisers, Großherzogin Alexandrine, mischte sich gern unter die Tanzenden und verschmähte nicht leicht ein Tänzchen. Beliebt waren die Illuminationen des Kamp wie auch des sogenannten englischen Gartens, des ehemaligen Klostergarten, in dem die wundervolle Kirche liegt. Selbstverständlich fehlte auch nicht das Theater, das für die geistigen und künstlerischen Bedürfnisse der Badegäste sorgte. Auf dem Platz des jetzigen Gymnasiums stand ein niedliches Theatergebäude, in dem das Hofschauspiel aus Schwerin von Juli bis September Vorstellungen gab.

Albert Ellmenreich, der mehr als zwei Dezennien Mitglied des Schweriner Hoftheaters war und dann Theaterdirektor in Rostock wurde, erzählt von einem künstlerisch empfindenden Doberaner Bade-Intendanten, der dem kleinen Theater über seinem Hauptportal eine bezeichnende Inschrift geben wollte; er beauftragte also einen biedereren Doberaner Baumeister, eine solche zu ersinnen; und der sich also geehrt fühlende Mann ging mit Feuereifer an die Lösung seiner Aufgabe. Der Bade-Intendant hatte sich ganz auf den Geschmack des Baumeisters verlassen und erwartete eine erfreuliche Ueberraschung. Das Werk war vollendet, der Tag der feierlichen Enthüllung nahte, ein plastisches Kunstwerk — soviel war bekannt geworden — zierte das Frontispiz des Theaters, selbstverständlich noch mit einem Gerüst umgeben und mit Teppichen verhüllt. Der Bade-Intendant, von städtischen Beamten begleitet, von dem Baumeister geführt, erscheint auf dem Platze — nach einleitender Festrede ein Wink, und die Hülle fällt. Und was präsentiert sich? Ein großer, den Vordergrund einnehmender Ochse, von einigen fast verschwindenden Figuren zum Opferaltar geschleppt, darunter in erhabenen Lettern die Inschrift: „Erkenne dich selbst!“ Der Bade-Intendant ist starr, das war also die erfreuliche Ueberraschung, die Begleiter unterdrücken mit Mühe das Lachen, und der Baumeister wundert sich, kein Wort der Anerkennung für seine geniale Idee einzuernten. — Die Doberaner waren humorvoll genug, das Ochsenrelief mit seiner ominösen Inschrift an seinem Platze zu lassen. —

Nun wird gewiß mancher Leser mahnend sagen, du erzählst ja eigentlich nur von Doberan und solltest doch von Heiligendamm berichten. Mein lieber Leser, ich bin vorsichtig genug gewesen, meine Plauderei „Aus den ersten Tagen des Seebades Doberan-Heiligendamm“ zu überschreiben. Aus den ersten Jahrzehnten ist vom Heiligendamm recht wenig Interessantes mitzuteilen. Das eigentliche Badeleben spielte sich in Doberan ab. Die wunderschönen Villen am Strande baute erst Großherzog Paul Friedrich in den fünfziger Jahren, dann gewöhnten sich allmählich die Badegäste daran, ihr Quartier direkt am Strande aufzuschlagen, aber noch blieb Doberan der eigentliche Badeort. Diesen Vorteil verlor es dann nach und nach unter der Regierung Friedrich Franz II. Es war für Doberan nicht nur eine Ehre, sondern — wenn ich mich so wenig respektvoll ausdrücken darf — das ertragreichste Lockmittel, daß der regierende Landesfürst auf einige Zeit in Doberan residierte. Erst unser jetzt regierender allverehrter

Großherzog Friedrich Franz IV. zog in den Sommermonaten ganz nach dem Heiligendamm, und seitdem können wir von einem Seebade Heiligendamm reden; neue Villen und Gasthäuser entstanden und boten den Badegästen genügend Unterkunft. In Doberan wurde es still. So wie in Doberan gestaltete sich in Heiligendamm das Badeleben nicht, dazu fehlen dort Voraussetzungen und Gelegenheiten. Heiligendamm wird wohl immer der stillversonnene Badeort bleiben, wo Ruhe erste Bürgerpflicht ist. — Es gäbe noch viel aus der Jugendzeit Doberan-Heiligendamms zu erzählen, aber leider fehlt es an Platz, und darum muß ich die Leser später verträsten.

Ernst Büchel.

Erlebnis.

Auf Urlaub wars. Maitage stillen Glücks
Durchlebte ich in frohem Taumelsfluge . . .

Wir wandelten im Park, und schier vergessen
Lag aller Kämpfe Schwere hinter mir.
Wir schwastn viele dumme liebe Sachen,
Und übermütig klang Dein helles Lachen
Durch stiller Wege dämmerkühlen Schatten . . .

Und da, aus einem stillen Seitenwege,
Kam ein Verwundeter an uns vorbei,
Mit ernstem Gruß, an einer Krücke stehend,
Mühsamen Gangs, Tieftraurigkeit im Blick . . .

Jäh starb das frohe Lachen Deinen Lippen,
Und, plötzlich ernst geworden, sah ich da
In Deinen lieben, lieben tiefen Augen
Ein grenzenloses Grauen, eine wilde Angst,
Als mich Dein rascher Blick betroffen streifte . . .

War das der Krieg, der uns gemahnen wollte,
Daß es nicht Zeit zu selbstvergessnen Träumen,
Daß nur das Eisen und die Not regiert?

Ich sah' dem Krieg so oft ins schaurig starre Antlitz,
Doch niemals hat sein Aug' mich so erschreckt,
Als da er mitten auf der Heimat Wegen
An unserm Glück so schroff vorüberschritt.

Hans Ehrte.

Echt deutsch!

Das Wolff'sche Telegrafen-Büro verfolgt eine merkwürdige Praxis, eine Praxis, die jeden Deutsch-empfindenden verlegen muß. Statt daß es die wundervolle, mannhafte, herztärkende Rede, die der bayrische Ministerpräsident von Dandl am Mittwoch, d. 16. Oktober, in der Eröffnungssitzung der bayrischen Kammer gehalten hat, im Wortlaut veröffentlicht, wird die Rede mit einem kurzen Auszug abgetan. Dagegen aber ist dieses Büro mit geradezu krankhafter Gewissenhaftigkeit bemüht, die Reden der feindlichen Staatsmänner im Wortlaut zu verbreiten und uns mit möglichst vielen feindlichen Pressestimmen bekannt zu machen. Durch ein derartiges und vorsichtiges Verfahren wird die Stimmung in der Heimat und an der Front in unverantwortlicher Weise niedergedrückt. Gott sei es geklagt, daß viele deutsche Zeitungen widerspruchlos derartige Mitteilungen des Wolff'schen Telegrafen-Büros abdrucken. — Echt deutsch — natürlich ist — das Spott, es charakterisiert aber die anscheinend unausrottbare deutsche Unart, dem Auslande möglichst weitgehendes Entgegenkommen zu zeigen. p.

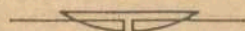
Weihnachtsbücher.

Franz Barden, Die Unglücksnacht. Erzählung aus dem Seemannsleben	0.30	Mark
John Brinckmann, Rasper Ohm un id. Große illustrierte Prachtausgabe	6.60	"
Raimund Eberhard, Märchen und Träume.	4.—	"
R. G. Grügmacher, Unser Kaiser. 4./5. Tausend	0.40	"
Ernst Büschel, Hilfsprediger Bertram, der Dieb und andere Geschichten 5./6. Tausend	1.50	"
— Die Rosenlieder und andere fröhliche Geschichten 6./7. Tausend	2.00	"
— Geistlicher Humor. 100 fröhliche Anekdoten. 5./6. Tausend	2.20	"
— Der Husar von Mödern. Volkserzählung.	0.20	"
Martin Stammer, Hindenburg	0.20	"

Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung an; sonst wende man sich direkt an E. W. Büschels Verlag in Doberan. Bestellungen von 3.00 Mark an portofrei.

Bücher.

Ein mecklenburgisches Kriegsandachtsbuch hat der ev. Preßverband für Mecklenburg herausgegeben. Die Bibelstellen sind gut ausgewählt, die Betrachtungen kurz, volkstümlich und pädend, herztärfend, trostspendend. Das Büchlein hat den passenden Titel „Kraft von oben“ und kostet 50 Pfennig. Im Uebrigen verweise ich auf die Anzeige in der heutigen Nummer. p.



Schriften zur religiösen Erneuerung.

Barteld, Unsere religiöse und sittliche Erhebung	2.20	Mark
D. Fr. Hachagen, Was hat Luther in dieser Kriegs- und Nothzeit den ev.-lutherischen Pfarrern zu sagen?	2.20	„
D. D. von Dergen, Das Wesen der Bibel	1.10	„
E. Reeb, Reformgedanken zum geistlichen Amt	0.60	„

Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung an, sonst wende man sich direkt an E. W. Büschels Verlag in Doberan. Bestellungen von 3.00 Mark an portofrei.



Die Mecklenburgische Heimat

Eine Monatsschrift
für heimatliche Kultur und für Aufklärung
Herausgegeben von Ernst Büschel.

11. Jahrgang. November/Dezember 1918. Nr. 11/12.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten!

Weihnachten.

„Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in einer Krippe liegend“. Also die Krippe ist „ein Zeichen“. Wieso denn? Was kündigt sie uns? Laßt sie einmal predigen. Also nur einige Krippengedanken.

Sie redet uns zunächst von Krippenstolz.

Dies Kind wollte nichts von der Welt, nichts von ihrem Reichtum, nichts von ihrem Wohlleben, nichts von ihren Gunst und Gaben. Denn alle Güter der Welt sind unrein, ihr Gold und Silber ist flebrig, ihr Sammt und Seide staubig, die ganze Welt sündig. Darum die Scheidewand, daß dies Kind keine Gemeinschaft haben will mit dieser Welt nach Art der Weltkinder. Darum diese Geburt ohne alle Mittel der Welt, da nicht einmal ein Haus ist, nur ein Stall, nicht einmal eine Wiege, nur eine Krippe, nicht einmal eine Decke, nur Heu und Stroh. Das ist Jesus.

Wir freilich sind nicht er. Wir stehen anders zur Welt wie er. Nicht über sondern in der Welt. Und doch sollen wir hier vieles von ihm lernen: Wie wir freilich über die Weltgüter herrschen sollen, aber nicht die Weltgüter über uns; wie freilich die Weltgüter nur für uns da sein sollen, aber wir nicht nur für die Weltgüter. Diese Krippenpredigt trifft uns gerade als Kriegspredigt. Denkt an unsere Soldaten: was sind ihnen jetzt die Güter der Welt? Wo haben sie in der Front ein Wohlleben? Da soll es uns auch Ehrensache sein, „daß uns werde klein das kleine“. Jetzt, wo die Welt sich in so

trauriger Bosheit zeigt, ist gute Gelegenheit, aus einer gewissen innerlichen Welterzürnthheit heraus die rechte Stellung zu den Gütern der Welt zu lernen: ein wenig Erhabenheit über sie oder gar Verachtung gegen sie; jetzt ist es gute Zeit, sich höheren Dingen zuzuwenden, die es wert sind.

Das ist die erste Sprache, die die Krippe führt. Nun soll sie weiter erzählen. Von Krippeneinsamkeit.

Das ist das Umgekehrte. Eben sahen wir: dies Kind wollte nichts von der Welt. Hier sehen wir: die Welt wollte nichts von dem Kinde. Sie wollte nichts von ihm wissen. Was ist die Krippe? Was der ganze Stall? Das ist's, daß kein Platz für dies Kind da war. Wunderbar! Hätte nicht ein Zittern hindurchgehen müssen durch die ganze Erde, hätten nicht gar die Sterne heller funkeln müssen in jener Nacht, da dies Kindlein seinen ersten Schrei tat? Und doch — nichts regte sich. Alles wie sonst. Der Dieb schlich durch die Straßen und dachte nicht an Buße, der Verbrecher schmachtete im Kerker und wußte nichts von Vergebung, die Hohenpriester ruhten auf ihren Sagen und spürten nichts vom neuen Geist, der Kaiser träumte von seiner Weltherrschaft und ahnte nichts von einem neuen Weltreich. Das Kind war nur die letzte Nummer in Bethlehem. Denn es war eben da. Aber Platz war nicht da. Ist heute noch nicht da. Deß ist schon die Krippe ein Zeichen.

Für uns ist ja auch kein Platz da. Kein Platz an der Sonne für Deutschland. Einsam, verlassen, verfolgt von aller Welt ist unser Volk, wie er. Aber — es ist eine andre Verlassenheit. Wir sind nur darum verlassen, weil wir so tüchtig sind in der Welt. Er war darum verlassen, weil er überhaupt nicht von dieser Welt sondern von Gott war. Und eben diese Verlassenheit haben seine Jünger mit ihm geteilt, sollen wir auch mit ihm teilen. Darum soll man uns den Platz nicht gönnen in der Welt, weil wir ihm Platz geben im Herzen. Ist es so bei uns? Begegnen wir nie der Ablehnung? Dem Widerspruch? Dem Spott? Das wäre ein bedenkliches Zeichen für unsre Lauheit. Den rechten Christen bettet die Welt nicht in Kissen, sie wirft ihn auf Stroh; den rechten Christen nimmt sie nicht auf in ihre Häuser, sie wirft ihn in den Stall.

Hat denn die Krippe nur Mahnungen? Nein, sie hat auch Trost, Krippentrost.

Es gibt Kinder, in deren blassen Mienen man ihre ganze künftige Leidensgeschichte lesen kann. Dies Jesuskind freilich sieht so sonnig aus, wie feins. Aber seine Krippe! Die ist ein düstres Wahrzeichen.

Eine Weissagung auf das Leid, zu dem er geboren ist. Hat sie sich nicht erfüllt? Sie haben ihm seine unsichtbare Gotteskrone umgewandelt in einen Dornenkranz, seinen Purpurmantel in einen Soldatenrock, sein Weltzepter in einen Rohrstock, seinen Reichsapfel in einen Essigschwamm. Das ist sein Leben gewesen, und nie ist es etwas anderes gewesen; und was mit der Krippe begonnen hat, das hat mit dem Kreuz geendet.

Das Kreuz aber ist unser Trost. Das ist das eigentliche Thema, das wir bereits aus der Krippe entziffern können. Am Kreuz hat er uns Sündenvergebung erworben und Gotteskindschaft. Uns zu Liebe hat er gelitten, daß „Friede auf Erden“ sei. Nicht zwischen Volk und Volk, — dazu waren ja die Völker nicht reif; aber zwischen Gott und Mensch. Und der Friede soll uns jetzt doppelt trösten, wo wir den Frieden mit den Völkern nicht haben. Der Friede, der den gefallenen Krieger den letzten Seufzer von den Lippen küßt, der die trauernden Witwen füllt mit Ewigkeitstrost, der Friede, der in dieser hochbetrübten Zeit als letztes übrig bleibt.

Freilich zum Frieden gehören immer zwei. Gott will, aber wir müssen auch wollen. Wir müssen unsere Hand in Gottes Hand legen. Das predigt die Krippe auch. *K r i p p e n d e m u t.*

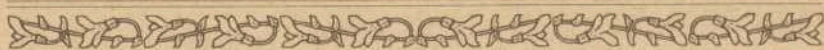
Demut predigt sie ja am allermeisten. Eigentlich nicht zuletzt sondern zuerst. Und diese Demut hat sich im späteren Leben Jesu entfaltet. Demut war ein Grundzug im Wesen Jesu. Dienende Liebe bis zum Füße waschen. Seine Demut war es, durch die das Volk am Messiasglauben irre wurde, die selbst einem Täufer unverständlich war.

Wir sollen demütig sein, wie er. Hat er uns zu Liebe gelitten, so sollen nun auch wir ihm zu Liebe leiden. Gemeint ist gewiß nicht die Demut, daß unser Volk jetzt sich beugen sollte vor den feindlichen Völkern. Gemeint ist auch nicht nur die Demut zwischen Mensch und Mensch; sie ist sonst des Christen Schmutz; den Heiden ist sie unbekannt; Griechen und Römer hatten nicht einmal ein Wort dafür. Gemeint ist vor allem die Demut, die der Jünger hat vor dem Herrn, das Gotteskind vor seinem himmlischen Vater. Die Demut, die ein Weinen und Büßen ist vor Gott. Die müssen wir lernen. Man hört wohl murren, daß Gott uns solche Weihnachten bereitet. Wollen wir nicht die Sache umgekehrt ansehen? Kann Gott nicht zürnen, daß wir ihm eine solche Bescheerung über den Erdball hin angerichtet haben? Ist dieser Weltbrand die richtige Antwort auf den Weltheiland? Ist das nicht unerhört, daß die Welt das Friedensange-

lium bald 2000 Jahre hat und macht doch Krieg wie zu Babels Zeiten? Darum sollen wir weinen nicht nur um das Blut, das zur Erde sickert, auch um die Schuld, die zum Himmel schreit. Das Christentum ist die Religion der Demut. Mit Demut fängt es an. Ohne das wird keiner ein Christ. Mit Demut geht es weiter: Hände falten, Kniee beugen, den eignen Willen brechen, gegen die Sünde kämpfen und unterliegen und sich schämen und wieder kämpfen. Mit Demut vollendet es sich. Denn, wenn wir alles getan haben, gehn wir doch nur als Lahme und Krüppel ein in's Himmelreich.

Ja, man sollte nicht glauben, was die Krippe alles predigen kann. Dies hölzerne Ding. Aber ihre Predigt ist nicht hölzern. Warm, wie Fleisch und Blut ist sie, wenn sie tröstet; hart, wie Stahl und Eisen ist sie, wenn sie fordert; echt menschlich und ganz göttlich. Man hat sein Leben lang daran zu hören.

G. Tolzien.



Weihnacht.

Weihnacht, du mächtiges Zauberwort,
Hallest heut' wieder von Ort zu Ort!
Weckst mit dem hellsten, reinsten Klang,
Der je in Menschenherzen drang,
Was tief drin schlummert an Liebe und Lust,
Göttliches Wesen in menschlicher Brust!

Weihnacht, du heiliges Friedenswort
Hallest heut' wieder von Ort zu Ort!
Tönst aus eherner Glocken Mund,
Warst durch Engelstimmen uns kund.
Himmelische Botschaft, wer hörte sie nicht,
Wem erstrahlt nicht die Fülle von Licht?!

Weihnacht, du schallendes Jubelwort,
Hallest heut wieder von Ort zu Ort!
Flammende Kerzen von Baum zu Baum,
Selige Herzen im Weltenraum.
Licht und Leben und Wonne zugleich,
Himmelische Freude, wie macht sie so reich!

E. Wildt.

Weihnachtsvorfreude.

Das Schönste an der Freude ist doch eigentlich die Vorfreude. Da schimmert schon so ein Morgenjonnenstrahl von Freude ins Herz hinein und erfüllt es mit seliger Hoffnung und frohem Entzücken. Die Augen schauen glänzend nach der Freude aus, und die Schritte eilen frohbeschwingt ihr entgegen. Vorfreude, o wonnige Ahnung, o selige Erwartung, du klares reines Licht, du wärmende erquickende Flamme!

Ach, ich weiß noch, wie ich mich als Kind auf Weihnachten freute. Da sangen wir Kinder die alten lieben Weihnachtslieder, schauten mit sehnsüchtigen Augen in die Ladenfenster mit all ihren herrlichen Auslagen: Soldaten und Puppen, Spielsachen und Märchenbüchern, goldenen und silbernen Ketten und Kugeln und Nüssen und Feigen und viel anderen schönen Sachen. Da schrieben wir klopfenden Herzens unsere kleinen Wunschzettel und steckten sie verstohlen den Eltern zu. Da hatten wir Geschwister vor einander und vor den Eltern unsere kleinen Heimlichkeiten, kauften von unseren geringen Sparspennigen oder fertigten mit geschickter Hand einander allerlei kleine Geschenke, packten sie in große vielfältig umhüllte Zuklapppakete, und waren voll seliger Unruhe, bis am Ende der Weihnachtsmarkt kam mit ungezählten Tannenbäumen und Budenreihen mit Kuchen, Pfeffernüssen und Äpfeln, und wir zuletzt sangen:

Dreimal — zweimal — einmal werden wir noch wach!
Seißal! Dann ist Weihnachtstag!

Lange, lange ist es her, und ich kann nur mit tiefster Bewegung des Herzens daran denken. Da ergreift mich denn so in der Zeit des Spätherbstes, wenn die Tage immer kürzer werden, und die novemberlichen Regenwolken den Himmel verfinstern, wieder so eine selige Unruhe, so ein Ahnen und Hoffen, als sollte Liebes mir geschehen. Weihnachtsvorfreude will Einzug halten. Da wachen süße Erinnerungen auf und längst vergessene liebe Klänge klopfen an mein Herz. Und ob es draußen in der Natur immer düsterer wird, immer kälter und rauher, wird es mir im Herzen immer lichter, immer wärmer und fröhlicher. Weihnachten will ja kommen, Weihnachten, das Fest der Liebe und des Lichts, wo wir wieder zu Kindern werden, zu Kindern des Lichts und der Liebe, wo wieder eine Himmelsahnung die Brust durchleuchtet, und Licht aus ewigem Licht die arme, rauhe, harte, irdische Zeitlichkeit überglänzt.

Das ewige Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Kyrie eleis!

Des Lichtes Kinder, ja des ewigen Lichtes Kinder: zu Weihnachten werden wir dessen unmittelbar gewiß. Da bricht der Himmels-
glanz in unseren Herzen siegreich durch Staub und Hüllen hindurch. Da erleben wir unsere Lichtes-, unsere Gotteskindschaft allen äußeren
Erfahrungen, aller Not, allem Leid, aller Schuld zum Trotz — un-
mittelbar, in uns, im tiefsten Grunde unseres Herzens. Da erleben
wir es: Im Ewigen, im Unsichtbaren ist unsere Heimat, und der
Grund, darin wir wurzeln, daraus wir Lebenskraft ziehen und
Lebenslicht empfangen. Denn „was sichtbar ist, das ist zeitlich, was
aber unsichtbar ist, das ist ewig.“

Und so sollte denn nun eigentlich das ganze Leben eine Weih-
nachtsvorfreude sein, eine selige Vorfreude auf das ewige Weihnach-
ten droben im Licht, wo wir vom Glauben zum Schauen eingehen,
und von dem das irdische Weihnachten nur ein schwacher Abglanz
und Widerschein ist.

Ja allerdings: Abglanz und Widerschein, Licht aus ewigem
Licht, ohne das die Welt finster wäre, und Nacht und Verzweiflung
unser Los. Nein, nicht Nacht und Verzweiflung! Der Aufgang aus
der Höhe ist erschienen allen Völkern und scheint wie ein Licht am
dunklen Ort auch über Not, Tod und Verzweiflung, ja auch über
Weltkrieg, Greuel und Verwüstung. Gott sprach am Anfang: „Es
werde Licht“, und es ward Licht, und es soll Licht bleiben und immer
lichter werden!

Weihnacht, Lichtfest, Fest ewigen Lichtes, ewiger Liebe, ewiger
Freude, und darum auch Weihnachtsvorfreude! Da hat so jeder seine
eigene Weihnachtsvorfreude, je nach seiner Art und seinen Neigungen.
Auch ich hab' meine Weihnachtsvorfreude, und ich lasse sie schon frühe
in mein Herz einziehen, ich will sie recht austkosten und genießen. Da
warte ich im Anfang des Novembers einen rechten düsteren, rauhen,
kalten Regentag ab, wo man — wie man sagt — seinen Hund nicht
auf die Straße jagen möchte. Da ziehe ich mir meinen wetterfesten
Regenmantel an, ziehe den Hut über die Ohren und gehe erst recht
hinaus. Denn nun beginnt die Weihnachtsvorfreude. Da habe ich
so viele liebe Leute und Leutchen, die meinem Herzen teuer sind, vor
allem eine Schar Neffen und Nichten, vielfach meine Paten, und dazu

noch viele andere Patentfinder. Alle, alle wollen sie zu Weihnacht mit Gaben bedacht sein; und für sie die Gaben einzukaufen macht mir innigstes Vergnügen. Da will ein jedes der Lieben nach seiner besonderen Art und seinen besonderen Neigungen bedacht sein. Es ist gar nicht so einfach, das Richtige zu treffen, und indem ich mich so in die Seele meiner Lieben versenke, freue ich mich schon im Voraus mit ihnen, und genieße rechten Weihnachtsjubel. Darum kaufe ich auch nicht alles mit einmal ein, sondern ich lasse mir Zeit und kaufe mit Bedacht. So füllt sich dann mein Schrank so nach und nach mit den schönsten Weihnachtsgaben, vor allem mit Bilder- und Märchenbüchern, die auf keinem Weihnachtstisch, um den Kinder stehen, fehlen dürfen, und an denen ich selbst die hellste Freude habe. Da sitze ich manchen stillen Winterabend vor meinen Weihnachtsschätzen, meine liebe Frau — für die ich noch ein besonderes Geheimfach im Schranke habe — freut sich mit mir, und manch einer, der als lieber Gast zu herzlichem Abendbesuch einsieht, darf sich auch mitfreuen. Ich denke, Freude steckt an, und zu mir kommen nur Leute, die sich freuen können, kindlich und herzlich freuen können, denen alle Freude noch nicht zum Herz tötenden und das Gemüt entleerenden „Amusement“ geworden ist. Ich denke, wenn wir alle in traulicher Gemeinschaft beim Scheine der freundlichen Lampe um den lieben runden Tisch sitzen, der noch von Großmutter stammt und gar viel erlebt hat, dann kommt so eine selige Weihnachtsahnung über uns alle, und die Herzen werden warm und hell, liebe Erinnerungen umschweben uns und fröhliche Weihnachtsgeister halten bei uns Einkehr.

Doch mit der Weihnachtsvorfreude ist's noch nicht genug. Mein Herz ist in seinem Freudeverlangen gar sehr selbstsüchtig. Da gehe ich an den Adventssonntagen in die abendlichen Gottesdienste, setze mich hinten still in eine Ecke und lausche den Weihnachts- und Adventsliedern und den Adventsbotschaften. Ach, sie zaubern mir eine Welt lieblichster Bilder vor die Seele. Da stehen unennbar glückliche Weihnachtstage vor meinem inneren Auge, und die Geister teurer Verstorbener, die einst mit mir Weihnachten gefeiert und in herzlicher Liebe verbunden waren, umschweben mich. „Freuet euch in dem Herrn allewege“ — erklingt es da in mir, und: „eure Lindigkeit lasset kund werden jedermann; der Herr ist nahe!“ Ja, der Herr ist nahe mit seinem Frieden und seiner Freude. Darum abermal: „Freuet euch!“

Aber immer noch nicht genug der Vorfreude. Wenn dann so ein klarer, stiller Frosttag kommt, gehe ich am dämmernden Abend ins

Freie, und schaue gen Himmel, wo ein Stern nach dem andern auf-
blist und am Ende das Firmament sternengesät in herrlichster Pracht
hernieder strahlt. Ach, ich suche noch immer den Stern von Beth-
lehem, den Weihnachtsstern, den Stern ewigen Lichtes, ewiger Liebe,
und wie ich zum klaren unbewölkten Himmel hinausschaue, und die
Sterne ihre gottverordneten Straßen ziehen sehe, wird mein Herz
getrost, und im Wandel der Sterne enthüllt sich mir das Gleichnis
des Waltens ewiger göttlicher Liebe, in ihrem Scheine das Gleichnis
ewigen göttlichen Lichts. Wenn ich dann die Schritte heimwärts
lenke und, vom Hügel herabkommend, die Stadt mit ihren Lichtern
vor mir liegen sehe, deucht sie mich wie ein großer Weihnachtsbaum
und wie eine Weihnachtsmahnung: „Mache dich auf, werde licht,
denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über
dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich, und Dunkel die
Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit er-
scheinet über dir!“ — Da wächst in mir der Wille zum Guten, und in
heiliger Stille gelobe ich mir: Auch ich will mich aufmachen und licht
werden, und ein Mensch des guten Willens, auf das die Weihnachts-
botschaft: „Friede auf Erden“ mehr und mehr in Erfüllung gehe.
Dann gehen wohl die Adventsglocken feierlich übers Land und sagen
Ja und Amen zu meinem stillen Gelöbniß, in die Höhe erhebend mein
Herz, und in meiner Brust erweckend ernststen Widerhall.

Komme ich dann in die Stadt zurück, so mache ich einen Umweg
nach einem stillen Torweg, wo beim Scheine eines Lämpchens
Tannenbäume verkauft werden. Da ersteh' ich dann einen schönen
grünen Baum und trage ihn eigenhändig nach Hause. Ja, nun geht
die Weihnachtsfreude richtig an. Nun duftet das ganze Haus nach
Tannenbaum; da möchte man vor lauter Freude rein närrisch werden,
und es ist, als ob Weihnachtsgeister mit fröhlichen Stimmen aus
allen Ecken und Winkeln hervorkicherten, und Weihnachtengel mit
sanften Fittichen durch die Zimmer schwebten. O Tannenduft, o
Tannengrün, welch unendliche Gewalt habt ihr über das Gemüt,
das deutsche Gemüt; ohne einen grünen Tannenbaum kann sich ein
Deutscher ein richtiges Weihnachtsfest gar nicht denken.

Da kommt denn nun Weihnachten immer näher! Immer neue
Freudengeister melden sich, immer größere Vorfreude erfüllt alle
Sinne. Morgen ist nun heiliger Abend, da gilt es zum Fest zu rüsten.
Am Abend wird der Baum ins Zimmer geholt und auf seinem Fuße
festgekeilt. Der Wachsstock wird in Stücke geschnitten und die Lichter
angebrannt, daß würziger Wachsgeruch das Zimmer erfüllt, und nun

hole ich aus der hintersten Ecke des Schrankes eine Truhe hervor, darin sind all die Herrlichkeiten, mit denen der Tannenbaum geschmückt werden soll, und wie ich den Deckel der Truhe aufschlage, bin ich mit einem Male wieder Kind, voll Freude wie ein Kind, voll seliger Ahnungen und freudigster Erwartung. Ach, meine ganze Kindheit steigt aus der Truhe hervor. Da ist die glänzende Fahne von Knistergold, die alljährlich im Elternhause auf der Spitze des Weihnachtsbaumes prangte, und die Vater mit uns Kindern selbst gefertigt; da sind die weißen Lilien und goldenen Sterne, die wir Kinder selbst geschnitten und geklebt. Da ist die Weintraube aus Glas, die in meiner frühesten Jugend ein durchreisender Künstler, zu dem Vater mit uns Kindern hingegangen, kunstreich vor unseren Augen geblasen, was damals mein größtes Entzücken erregte. Da sind die Ketten und Rehe aus buntem Papier, die wir unter Mutters Leitung angefertigt. Da ist der Engel mit Flügeln aus gesponnenem Glas, der, so lange ich denken kann, den elterlichen Tannenbaum geziert. Ach, er ist schon braun und fleckig, und vielfältig abgestoßen und geleimt. Aber in meinen Augen ist er ein herrlicher strahlender Engel, der wie nur ein Weihnachtsengel „große Freude“ verkündet. Und da sind noch manch andere Stücke, an die sich liebe Erinnerungen knüpfen, und die Vergangenheit wieder wachrufen. Jedes Stück könnte eine ganze Geschichte erzählen, und erzählt sie mir auch schweigend ohne alle Worte, lauter liebe Geschichten voll sonnigem Kindheitsglanz. — Zu einem rechten Weihnachtsbaum gehören indessen vor allem Apfel und Nüsse. Aber nicht alle Arten Apfel passen für die schwanken tiefgrünen Zweige des Baums. Rotbackig und zierlich müssen sie sein, und an meinen Tannenbaum gehören nun ein für alle Mal rote Pigeons, wie sie am Weihnachtsbaum unserer Kindheit alljährlich hingen. Ach, die schönen, würzigen, roten Pigeons, wie liebe ich sie! Sinten in der Ecke unseres Kindheitsgartens wuchsen sie, und Bruder Ulle — Gott hab' ihn selig — und ich kletterten alljährlich in den leicht zu ersteigenden Apfelbaum und pflückten sie, während Vater mit einem langen Apfelpflücker die hohen mächtigen Gravensteinerbäume ihrer fruchtreichen Last beraubte, die dann zu Weihnachten auf unseren Naschtellern prangten und uns herrlich mundeten. Darum müssen denn auch heute noch Gravensteiner auf meinem Weihnachtstisch prangen. Ohne sie geht's nun einmal nicht. Und dann die Nüsse — jetzt im Kriege gibt's ja nur wenige; aber im vorigen Jahr schickte mir ein Freund eine ganze Kiste aus Serbien, ein herrliches Weihnachtsgeschenk!, und in diesem Jahr hoffe ich auch

noch ein Paar zu ergattern, mag's auch Bucherpreise kosten. Nüsse gehören nun einmal zu Weihnachten mit zu. Und zu Nüssen gehört ein Nußnacker. Da hatte mein lieber Bruder Ullé einmal so einen hölzernen Nußnacker in Gestalt eines roten Husaren zu Weihnachten bekommen; der sperrte seinen Mund gewaltig auf und zerknackte zwischen seinen grimmigen Zähnen die stärksten Nüsse. An dem haben wir uns manche Weihnacht erfreut, und ich hab' schon lange nach einem gleichen ausgeschaut, der fehlt mir immer zu Weihnachten. — Doch nun werden die Nüsse mit Schaumgold überkleidet und an den Baum gehängt, und so steht er denn schließlich, nachdem auch die Lichter festgeklebt, herrlich in schönster Pracht da, in freudiger Erwartung der Stunde harrend, wo er am heiligen Abend in all seiner Schönheit und seinem Lichterglanze erstrahlt und frohe Weihnachtsbotschaft verkündet.

Und nun bricht am Ende der heilige Abend selbst herein. Da gehe ich am Spätnachmittage zum Friedhofe hinaus und schmücke die Gräber teurer Verstorbener mit Weihnachtskränzen. Ach, die Toten sind nicht tot, ich weiß sie in Gott geborgen, sie feiern bei Gott im himmlischen Licht ewige Weihnachtsfreude, und meine Hoffnung und mein Trost ist, auch einmal droben mit ihnen Weihnachten feiern zu können, einst, wenn ich mein Werk hier auf Erden vollendet und Gott mich aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit hneinruft. — So stehe ich denn sinnend und getrost an den Gräbern; auch über ihnen liegt Weihnachtsfreude und Weihnachtslicht. — Doch nun läuten die Glocken und laden zur Weihnachtsvesper; dicht gedrängt eilt die Menge in die erleuchteten Kirchen. Da eile auch ich hin, tief bewegt und sehnsüchtig harrend der Weihnachtsbotschaft, und wie nun die Orgel einsetzt und das herrliche Lutherlied erklingt:


Vom Himmel hoch, da komm' ich her!

Da ist's wirklich Weihnachten, Weihnachts-Erfüllung, Weihnachtsfreude, und mit unaussprechlicher Inbrunst singe ich:

Ach mein herzlichstes Jesulein,
Mach dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzensschrein,
Daß ich nimmer vergesse dein.

Darum ich allzeit fröhlich sei
Zu singen springen immer frei,
Das rechte Susannine schon
Mit Herzenslust den süßen Ton.


Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn.
Deß freuet sich der Engel Schar,
Und singen uns solch neues Jahr!
Raimund Eberhard.



Altes Weihnachtslied

1551.

Ein Kindelein so löblich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär uns das Kindelein nicht geboren,
So wären wir allzumal verloren;
Das Heil ist unser aller.
Ei, Du süßer Jesus Christ,
Daß Du Mensch geboren bist,
Behüt' uns vor der Hölle.



Weihnachtslied des Angelus Silesius.

Morgenstern auf finstre Nacht,
Der die Welt voll Freude macht,
Jesulein, komm herein,
Leucht in meines Herzensschrein.

Deines Glanzes Herrlichkeit
Uebertrifft die Sonne weit;
Du allein, Jesulein,
Bist, was tausend Sonnen sein.

Deinem freudenreichen Strahl
folgt man willig überall;
Schönster Stern, nah und fern
Ehrt man Dich als Gott den Herrn.

An'n Tollensefee.

All de Dag is dat so dartig west, dat eener kum de Hand vör Ogen sehn künn, wenn't dörch de Straten oder oewer'n Wall güng. Nu is aewer dat Weder ümslogen un wi hebben sit twee Dag dat schönste Frostweder. Un darto is morgen Wihnachten. Wihnachten! Dat klingt noch en beten anners as Oftern. un Pingsten. Dat geht noch mihr an't Hart. Dat rückt nah Paepernöt un Dannentwig!

Un de Sünn de schint! Wenn of man en beten bleef un wehleidig, aaewer se schint doch. Se tickt jo of nich dal up Rosen un Lilien, as se dat tor schönen Sommertit kann, sonnern se schint oewer fahle Feller un Wälder, oewer all dat dodig Land, wat nu sinen Winterslap höllt. Se schint aewer of noch up unsen schönen See, up unsen Tollensefee, un de is noch nich dod; up em un in em dor lewt un wewt dat, denn de Frost hett em noch nig anhebben künn. Up de Tollensewischen an de Bäk lang dor lopen 's all Schlittschoh. Dor warden Rinnerstimmen lud un von dor schallt dat roewer von Ropen un Lachen.

Aewer bet an'n See dor verirt sit hüt noch so licht keener, dor is noch nig los. Dor ward dat irst wedder lebennig an'n Festnamiddag, wenn de Rigenbramborger de ollen leewen Weg to beiden Siden von'n See wannern, dat dat is as to Sommerstiden. Wenn se doran denken, wur se up „Fritz Reutern“ oder „Adolf Friedrichen“ rümmergondelt sünd oder gor sülpst in ehr eegen oder anner Lüd ehr Kahns sit hebben ruterrudert oder sünd gor stolt hensegelt. Denn sijn se Wihnachten an'n See un gahn of woll gor nah Jakobi oder Hyronimus Kassitrinken, wenn't jichtens Weder dornah is.

Hüt is dat an sin beiden Ufers eenfam un still. Blot den Tollensefee sin allerbesten un truften Frünn', un dat sünd man en poor, de laten sit dat nich nehmen, beten wider vörtodringen. An'n Mondespill oder bi de Brodaed, oder an de Remrowschid, dor wur de, sief Bänken stahn, wat de „Strand“ is un in legt Tit „Ostende“ döft is, dor laten's sit den Seewind üm de Uhren weihn. Un noch is de See apen. Noch kann he toben un brusen nah Hartenslust, dat dat man so sprüt't un schümt, wenn em dat inföllt un de Storm sin Andriber is. Noch hett de Winter nich sinen Arm nah em utreckt un em in'n Bann slahn. Dorför wir sorgt, dat is en olle asmatt Sat.

Vör lange, lange Tiden wir ens de See vör Wihnachten tofroren west. Dat hadden en por Fischers utnuzt hatt un hadden up't Is fischt un so de Rigenbramborger mit Wihnachtsfisch versorgt un

dorbi fein ehren Geldbüdel füllt. Aewer statt nah Sus to gahn, as se 'nog hadden, wullen se noch ümmer mihr hebbben un hadden noch fisch, as de Klocken von St. Marien de Lüüd tom Gottesdeenst reepen. Dunn hett mit enmal en grote, irnste Mannsgestalt vör ehr stahn, as wenn se ut't Water stegen wir un hett de Fischers düchtig utschullen, dat se den Festdag nich beter iht hadden. Dat dit aewer nich wedder vörkamen süll, dorüm süll de Tollensesee ni nich mihr vör Wihnachten tofrieren, dat keener wedder up den Gedanken kamen künn, an't heilig Christfest up Is fischen to gahn. Un dat is en Wurt west, un so is dat bleben bet up den hütigen Dag.

Blag un grön, süs de Farwen von'n Tollensesee, de he afwesselnd dröggt, sünd verschwunnen. Hellgris liggt he dor as de Heben, de oewer em finen Bagen slögt. Of man blot en lütt beten bewegt is he hüt, fast still un fierlich liggt he dor, as wir he of al in Feststimmung. Visen klunkern un ruschen sin Wellen an't Ufer, ganz ver-luren drägen se af un an en lütte Schumfrou, as wenn en Fedder swimmt. Dorför weegt sik aewer süs vel Lebennigs up em un lett sik von em dragen. Dat sünd all de schönen, witten Schwans, de hier so stolt un prächtig dörch dat Water gliden, as hürte ehr de See ganz alleen. Riekt blot, wur stolt se den Hals böhren un beegen un wur se ehr breeden Flüchten pil hollen. Sülwst de lütten Jungen dormank, de dat noch lett wi dat in 't Märken heet, as en lütt häßlich Ant, de fängen of all richtig an, sik ruttopugen. Un denn — wat wimmelt dat dor von all de lütten, swarten, flinken Bägels. Wur fixing dükern se up un nedder! Dat sünd Waterhühner, uns' Bläs'nöcks, wenn dat eener noch nich weeten süll. De gift dat in grote Mengen up den See un de sünd fast oewerall antodrapen. Blot an'n leewsten hollen se sik doch an sin Ranten up, dor bi't Ruhr, oewer dat noch nich de Seis' gahn is un denn sin Fedderbuschen lustig hen un her schwanken, un driben dor ehr Wesen.

Aewer wat is dit. De Sünn is jo ganz un gor verschwunnen un dat ward so düster utsehn un is doch noch früh an'n Dag. Ganz hinnen oewern See roewer dor hett sik dat jo so uptörmt, un dor steht 'ne dicke blage Wand an'n Heben, Süllen dat Sneewulken sin? Dat wir fein, denn würd dat irst richtig Wihnachten. Dor flüggt wat Witts aewer den See. Dat möt 'ne Möwe sin. Süll de dat Unweder bringen wullen?! Fängt nich of in'n Ogenblick de See an en beten düller to spöltern un sik mihr bemerkbor to maken?!

Wi sünd nu all baben up Belmandür anlangt un dor weih't ümmer en anner Wind. Dor rükt dat beten nah Hofluft. Hierhen

un wider in'n Wald rin verstippt sit hüt kum en Minsch mihr. Kum en? Dat stimmt nich. Dor kamen 's jo all antreckt mit ehr Schuwarrens un ehr afgelegten Rinnerwagens. Dat sünd Frugenslüd, of en ganz oll Müdding is dormant, de sit Holt tom inböten in'n Busch uplesen hebben un de nu ehr Last nah Hus führen. Weck sünd all ganz verflamt un laten sit dat suer warden. Of Rinner sünd dorbi, de trocken helpen möten. Awer in ehr afdragen Tüg wur glöhn doch de roden Backen un wur lüchten de Ogen! De Plappermülings stahn nich still. „Mudding, krieg ik ganz säker en Popp mit en blag Kleed, meenst Du, dat Wihnachtsmann mi en bringt. Of en Billrbof, Mudding?“ „Un ik krieg en Trummel, un de Soldaten heff ik mi all utsöcht. Oder ob he mi woll 'ne Trumpet bringt?“ O du selig, o du fröhlich Wihnachtstid. Ob de See dit Snacken woll hört hett, ob em dat nich mihr freut hett, as all de anner gelihrt un ungelihrt Klöhnfram, den he süs an sin Ufers to hören kriegt? Wat ward dat morgen woll warden in de lütt Stuw, wenn dat Holt ut'n Busch in dat Ofenloek knittert, un wenn de lütte gröne Bom, de, dor so'n beten, so'n ganz lütt beten, denn erlauwt is dat jo nich, unner 't Holt ruterfickt, wenn de denn uppuht is un de Rinner ehr seligst Stunn' von 't ganze Johr verleben?!

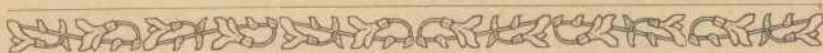
As in de Rark so still is dat deeper in'n Wald rin unner de hogen Böm, unner de ollen dicken Eken un Böken. Kahl un nacht recken se ehr Schlangenarms tohöcht un as wenn se up wat luern. Wur sünd all de lütten bunten Sängers, de in de Twigens rümmerhüppt sünd? Se sünd wegtreckt dorhen, wur't warm is un de annern sünd of stumm worden un hollen sik deep versteckt.

Nig rögt sik. Is so heilig un heimlich. Af un an makt sik en lütten trocken Telgen los von'n Twig un man hört dat Fallen. Ganz wit weg in'n Wald rin möten se Böm fällen. Man hört de Art, de de Wunnen in't Holt slögt. Krah, Krah! so flüggt dat ower de Böm weg, dat flattert un en süht noch de swarten Flüchten.

Wat de Wald morgen woll en witt Jesidagskleed drögt? Denn is dat in'n Wald schöner as in de schönste Sommerstit. Denn is he nich mihr starr un düster, denn lücht un glänzt dat in em von dusend Diamanten un Parlen. Denn drückt he nich up't Gemöt, denn hewt he den Mot un lett de Gedanken frei un froh warden. Denn ruschelt nich dat olle fahle Low unner de Been, denn pedden de Föt höger un dat geht sik weck as up enen dicken Teppich. Denn gift de See of den witten Winterwald an sin beiden Ufers wedder un is sülwst flor un hell as en groten Spegel.

Newer hork, klingt dat nich as dat Lüden von Klocken? Kümmt dat nich oewern See roewer? Rich von de Stadtsit her, dor, von dat anner Enn, wit hinnen nur Brillwig liggt? Is doch hüt noch nich heilig Abend. Un dat klingt so dump, so verluren, as kümmt dat ut deepen, deepen Grunn. Süllen de Klocken von Rethra (Neda) wedder lebennig worden sin?! Kamen se ut ehr Versunkenheit herut?! Wullen se lüden von verschwunnene, Pracht un von olle Tiden?! Ach wat. Wat sall uns ehr Spök. Is Wihnachtstit! Dröben in Augusta-bad sticken's all de Lücht an. Dat ward nu Tit, wedder in de Neg von Minschen to kamen. Is de lezt Abend vör't Fest. Weder hett dor woll Tit un Lust tom Grüweln un Denken. Dat Christkind lett nich mihr lang up sik luren un bal ok warden de Wihnachtsklocken oewer den See klingen.

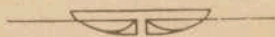
E. Wildt.



Dein Werk ist's — Herr!

Der Laute Saiten will ein Lied entschweben
 Von jener Lieb', in welcher Herzen schlagen
 Zur Weihnachtszeit — in kalten Wintertagen —
 Die ist zur Weihnachtszeit wie Frühlingsleben.
 Und will auf's Neu sich dann solch Lied erheben,
 Daß wieder es von dieser Liebe sage, —
 Wann es auch ist, daß je ein Herz sie trage, —
 Stets ist's wie Frühlings- ist's wie Weihnachtsweben
 Und wo das Wunder dieser Lieb' erblühte, —
 Und wo ein Menschenherz in ihr erglühte,
 Die linder Hand des Leides Thür schließt zu
 Und lindern Worts giebt wunden Seelen Ruh, —
 Dein Werk ist's Herr, — leibhaft'ger Frühling Du! —

W. Schulz.



Weihnachtslieder aus dem Felde.

Weihnachtslied des Gebirgs-Artilleristen.

Die dunkle Nacht umschauert mich,
Der Wind streift meine Wang'!
Die Zeit, die sonst so schnell entwich,
Erscheint mir heut' so lang.
Der Franzmann auch ist auf der Wacht,
In seinem Grabenreich —
:: Es ist heut Nacht wie jede Nacht
Und doch ist mir so weich. ::

Daheim im trauten lichten Raum,
Die Lieben still vereint.
Es fehlt der schlanke Tannenbaum,
Die Kerze, die sonst scheint.
Der Sohn, für den sie sonst geschmückt,
Ist fern im fremden Land —
:: Und hält dort treu und unverrückt,
Dem Sturm der Gegner stand. ::

Auch mir ist Baum und Lichtglanz fern,
Der traute Raum so weit.
Und hätte Alles ach so gern,
Doch dazu ist nicht Zeit.
Denn stände ich nicht hier auf Wacht,
Säß'st Ihr nicht ruhig dort —
:: Und darum steh' ich Nacht für Nacht,
Und täglich immerfort. ::

Und dennoch scheint auch mir ein Licht,
Durch all' die dunkle Nacht,
Ein Augenpaar auf mich gerichtet!
Ein Herz, das mein gedacht.
Der Mutter Augen, treu und gut,
Die leuchten immerdar —
:: Es stählt und festigt meinen Mut
Dies treue Augenpaar. ::

Germann Renner.

Für andere

Es war da draußen im Feldlazarett
Zur heiligen Weihenacht, —
Da lag in seinem schneeweißen Bett
Ein Krieger aus blutiger Schlacht.
Von fern tönte leise wie Glockengeläut
Ein Lied. Welch seliger Klang!
Sie sangens, die kamen vom Wetter umdräut,
Die die Wunde zur Schmerzensstatt zwang.
Und ferne ein strahlender Eichterbaum
Erglänzend in goldigem Schein; —
Dem Sterbenden schien's ein beglückender Traum, —
Ein Gruß ew'ger Heimat zu sein.
Er faltet die Hände und lächelt still
„Jetzt ist der Frieden auch mein!
Nun kenn ich dich, Herr — o der Seligkeit Füll!
Für andere geboren zu sein.“

Urban.

Zu Weihnacht.

Mein Herz in Sorgen und Aengsten
Fand nimmer Frieden und Ruh,
Doch als ihm am wehsten und bängsten, —
Da strömte Friede ihm zu.
Aus Kämpfen und bitteren Ringen
Trug hin ich zum Kreuze mein Leid.
Nun hör' ich die Engelein singen
In ew'ger seliger Freud.
„Es ist ein Kind uns geboren!“
So jauchzen die Engelein all',
„Sonst wärst du auf ewig verloren,
Verloren durch Sünde und Qual.“
Es ist ein Kind uns geboren,
Drum stille, du jagendes Herz.
Verlornes zum Leben erkoren
Hat Gott aus Tod und aus Schmerz.

Urban.

Weihnachten.

Von Carl Benjes.

Weihnachten, das lieblichste aller Feste, steht vor der Thür. „Welt war verloren, Christ ward geboren, freue dich, o Christenheit.“ Es ist ebenso merkwürdig wie gewiß, daß Weihnachten in der Reihenfolge der christlichen Hauptfeste das jüngste ist. In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ist es noch nicht gefeiert worden. Im römischen Reiche wurde vom 21. bis 23. Dezember das Wintersonnfest begangen. Die von Pompejus gefangenen Seeräuber vermittelten die Bekanntschaft mit dem Mithraskult, den die Kaiser Domitian und Trajan dann förmlich einführten. Da in Persien das Fest des Sonnengottes Mithras am 25. Dezember gefeiert wurde, so legten auch die römischen Cäsaren das Wintersonnfest auf den gleichen Tag. Papst Julius I. (337—352) setzte dann an die Stelle des heidnischen Sonnengottes den Geburtstag Christi. Die christliche Symbolik gewann dadurch eine tiefgründige Basis. Die Sonne als Urquelle alles sinnlich wahrnehmbaren Lichts galt als Sinnbild des unerschaffenen Lichtes, der „Sonne der Gerechtigkeit“ (Malachias 4,2), des „Aufgangs aus der Höhe“ (Lukas 1,78). Die Kirche christianisierte nun überall das heidnische Fest der Wintersonnenwende. Sie lehrte, daß die Geburt Christi bedeutsam in die Zeit der längsten Nächte und kürzesten Tage gefallen sei, weil der Unglaube damals die ganze Welt wie eine Nacht bedeckte, von nun aber abnehmen und der Glaube an Christum sich mehren solle. Augustin verkündete: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt des Gottes der Sonne, wie die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne geschaffen hat.“ Die Kirchen zu Alexandrien und Antiochien feierten, abweichend von der römischen, anfänglich das Geburtsfest Christi am 6. Januar, später schlossen sie sich dem Brauch des Abendlandes an.

Als Vorläufer der Weihnachtsfeiern erscheint seit alter Zeit die Gestalt des heiligen Nikolaus, dessen Gedenktag der 6. Dezember ist. Der 352 zu Myra in Lycien verstorbene Bischof Nikolaus war bekannt als Wohltäter der Armen und galt als Schutzherr der Jugend. In der Volks Sage wandelt er sich in den „Knecht Ruprecht“ und spielt als solcher im Rahmen mancherlei Sitten und Gebräuche eine große Rolle. Er wird abgebildet als Greis mit langem, weißen Barte und einem weiten Mantel, unter dem er Geschenke für die braven, eine Rute für die bösen Kinder verbirgt. In Stadt und

Land geht er in den Tagen vor Weihnachten und am heiligen Christabend als härtiger in Pelz oder Erbsenstroh verummter Mann in die Häuser, um die Kinder zu fragen, ob sie beten können, und falls sie die Probe bestehen, mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen zu belohnen, sonst aber mit der Rute zu bestrafen. In Mecklenburg heißt dieser Weihnachtsmann „Ruhklas“. Zuweilen trägt er Glocken oder Schellen am Saum seines Gewandes und einen langen Stab mit einem Aschenbeutel, aus dem er die Kinder bestäubt, weshalb er auch „Aschenklas“ heißt. Ofters reitet er auf einem Schimmel von Haus zu Haus. Im Gefolge des Ruhklas findet sich an manchen Orten der Rumpfsack in Begleitung eines Ziegenbocks; in andern Umzügen tritt zu dem Ruhklas noch ein Engel oder das heilige Christkind selber, dargestellt von einem Kinde. Der Umgang des Ruhklas verstieg sich in älteren Zeiten durchweg zu grobem Unfug und wurde von der Obrigkeit beargwöhnt. 1631 wurde in Rostock am Christabend ein Reiser, der sich als Ruhklas verummte hatte, von den Wächtern aufgegriffen und zur „Schreiberei“, dem alten Gefängnis am Marienkirchhof, gebracht. Hier sollte er das übliche Haftgeld entrichten, erwies sich aber als unermögend. Die Schergen der öffentlichen Sicherheit beschlagnahmten deshalb seinen mit silbernen Knöpfen besetzten „Rugen Rock“ und ließen den Sünder gehen. Frits Reuter erwähnt in seiner Stromtied, Teil 1, Kapitel 7, auch des weihnachtlichen Mummenschanzes, wenn er Untel Bräsig also beschreibt: „Und Bräsig gung mit grote Pelztäweln von Seehundsfell, de em bet an de Mag reckten, von Einen taum Annern, as wirt't hüt wedder Wihnachterabend, un hei müßt den Ruhklas speelen un de Kinner grugen maken“.

Auch der Gedächtnistag des Apostel Thomas bot früher Veranlassung zu verschiedenen Gebräuchen. Der 21. Dezember ist bekanntlich der kürzeste Tag des Jahres, und die Kirche wählte gerade diesen Tag zum Gedenktag des Apostels, der am längsten an der Mission des Herrn zweifelte, um anzudeuten, daß die Menschheit in tiefster Nacht befangen gewesen, ehe Christus ihr das Licht brachte. An diesem Aposteltage stand das Rad der Zeit gleichsam still, und es durften deshalb keine drehbaren Gegenstände bewegt noch ohne Aufsicht gelassen werden. In der Thomasnacht versuchten die jungen Leute, alle ihnen zugänglichen drehbaren Geräte zu verschleppen und außerhalb der Ortschaft aufzutürmen.

Seitdem der heilige Franziskus im Jahre 1223, drei Tage vor seinem Tode, zur Feier des Weihnachtsfestes eine Krippe er-

richtete, entstand der Brauch der Weihnachtskrippen in Kirche und Familie. Heute ist auch in katholischen Ländern die Krippe mehr und mehr von dem Weihnachtsbaum verdrängt worden. Mit Recht wird die Tanne der „deutsche Lebensbaum“ genannt. Wenn in der ungastlichen Jahreszeit draußen auch der letzte Schimmer eines lebensvollen Grün erstorben ist, dann prangt sie inmitten der toten Natur im Hoffnungskleide. Darum fühlte sich auch das sinnige deutsche Gemüt von jeher zur Tanne hingezogen. Schon bei unsern germanischen Vorfahren stand sie in Ehren. Das Sausen und Brausen in ihren Zweigen war dem Germanen der tausendstimmige Gesang der Geister in Wotans Heer. Tannengrün schmückte das Haus zum festlichen Empfang der Götter und Ahnen in der Zukunft. Auf dem Herde wurde sodann der Zulkloß, das Wurzelende eines starken Fichtenstammes, entzündet. Dennoch ist die Meinung, der Christbaum sei uralte und heidnischen Ursprungs, irrig; sie läßt sich in keiner Weise historisch begründen und belegen. Die mittelalterlichen Dichter, die uns das Leben und Treiben, alle Einrichtungen und Gewohnheiten ihrer Tage mit größter Genauigkeit schildern, erwähnen des Christbaums mit keinem Worte. Die Reformationszeit kannte ebenfalls noch keinen Weihnachtsbaum. Wir besitzen zwar von Goethes Freund Schwertgeburts in Weimar ein berühmtes und sehr bekanntes Lutherbild, das uns den großen Reformator im Kreise seiner Familie unter dem Weihnachtsbaum darstellt, doch ist diese Idee vom Künstler frei erfunden. Im 17. Jahrhundert geschieht zuerst des Christbaums Erwähnung in der „Katechismus-Milch“ des Straßburger Professors Dannhauer, der gegen den aufkommenden Brauch mit folgenden Worten eifert: „Unter anderen Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt und hier hernach schütteln oder abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkind pflegt zu treiben.“ Danach scheint also der Christbaum elsässischen Ursprungs zu sein. Im 18. Jahrhundert ist nur ausnahmsweise von ihm die Rede. Goethe fand ihn 1765 zu Leipzig im Hause der Minna Stöß, Theodor Körners Großmutter. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck in der Novelle „Weihnachtabend“ erwähnen des Christbaums noch nicht als Bestandteil der Festfeier in Berlin. 1815 brachten ihn preußische Offiziere nach Danzig. Die

Bertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen förderte seine Ausbreitung, so daß er etwa seit 1830 in dem protestantischen Norddeutschland zum wesentlichsten Attribut des Christfestes gehört. Deutsche Gemütsinnigkeit haben diesen schönen Brauch allgemein verbreitet. Nach England kam die Sitte durch den Prinzgemahl Albert, nach Frankreich durch die Herzogin Helene von Orleans, Schwester des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin. Ein wirkliches Bürgerrecht aber hat sich der Christbaum nur in Deutschland errungen.

Im skandinavischen Norden ist die Weihnachts- oder Julzeit die lustigste Zeit im Jahre. Sie beginnt mit dem Heiligabend und endet mit dem Dreikönigstag. Auf dem Lande sind seit dem Julabend die Tische gedeckt, jeder Ankömmling wird bewirtet und muß etwas essen, sonst nimmt er nach dem Volksglauben die Julfreude mit weg. Die Tiere dürfen in dieser Zeit keine schwere Arbeit verrichten. Das Vieh wird besser gefüttert als sonst, der Hund von seiner Kette befreit, den Vögeln Futter gestreut. Die vor den Häusern gepflanzten Tannen sind mit Lichtern und Bändern geschmückt. Im Hause brennt Licht die ganze Nacht. Geht es aus, so stirbt jemand im Haus.

Im nördlichen Deutschland, besonders in Vorpommern und Mecklenburg, herrscht die bekannte Sitte, die Weihnachtsgeschenke nicht allein auf den Tisch unter dem brennenden Christbaum zu legen, sondern als „Julklapp“ zu werfen. Das Geschenk wird vielfach umhüllt, mit einer Aufschrift für den Empfänger versehen und ins Zimmer geworfen. Dabei muß man heftig an die Tür klopfen, auch „Julklapp“ rufen, wenn man die Tür öffnet. Das Einwickeln des Geschenks bietet dem Geber günstige Gelegenheit, seine Erfindungsgabe zu zeigen und die Spannung der Beschenkten beim Auswickeln zu steigern.

Die Weihnachtsfreude fand auch in reichen Tafelgenüssen ihren Ausdruck. Das übliche Weihnachtsgericht war früher Grünkohl mit Schweinskopf, neuerdings ist der Karpfen mehr bevorzugt worden. Hund und Kage sollen nach altem Volksbrauch von allen Festgerichten einen Anteil empfangen. Zum Festgebäck gehören Pfeffernüsse und Weihnachtsstollen. Auf den Verkaufstischen der Buden des Weihnachtsmarktes wurden noch in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „Kindjespoppen“ (Kind Jesus-Puppen), in großer Fülle feilgeboten. Dieses beliebte Gebäck war aus Brotteig, oft auch aus Honigteig in einer Blechform gebacken, mit Goldschaum geziert, am Rande mannigfach gemustert. Kindjees-

poppen gab es in allen Größen, sie hatten die Gestalt von Menschen und Tieren und ließen sich dementsprechend deuten.

Manche Sagen und Bräuche aus der Vorzeit sind inzwischen vergessen und entschwunden. Der Glaube, daß in der Christnacht sich das Wasser in Wein verwandle, war in Mecklenburg ebenfalls verbreitet. Verboten war beim Schöpfen des Christwassers das Sprechen. Ein Mädchen, das um Mitternacht Wasser schöpfen wollte, rief, nachdem es gekostet: „Nu is dat Water Win“, worauf eine Stimme aus der Tiefe antwortete: „Nu büst du min“, und das Mädchen ward nicht wieder gesehen. Das Landvolk erzählte sich, daß um Mitternacht alles Vieh im Stalle auf die Kniee falle und rede. Ebenso soll die Rose von Jericho in der Christnacht blühen. In der Hagenower Gegend herrschte die Sitte, während des Geläuts der Weihnachtsglocken Birkenreiser zu schneiden, um Besen zum Reinigen der Kühe zu binden. Wird nach vollbrachtem Werk der Besen im Kuhstall befestigt, so bleibt das Vieh vor Krankheiten und Ungeziefer bewahrt. Im südwestlichen Mecklenburg war es üblich, daß die Hirten den Herrschaften zu Weihnachten gratulierten. Sie zogen von Hof zu Hof, bliesen ins Horn und brachten ihren Glückwunsch dar, worauf sie mit einer Kanne Bier, einem Geldstück oder einer anderen Gabe beschenkt wurden. In den Städten Mecklenburgs hat sich teilweise die Weihnachtsgratulation der Nachtwächter und der Glockenläuter bis zur Gegenwart erhalten. In Rostock hielten die Glockenläuter Weihnachten 1905 zum letzten Mal ihren Umgang.

Am 24. Dezember beginnt die Zeit der Zwölften, die geheimnisvollste Zeit des Jahres. Nach ihrem Verlauf wollte man die Witterung des künftigen Jahres bestimmen, sie galten daher als „Los- und Lurtag“. Ein Sprichwort besagt: „Wie sich das Wetter vom Christtag bis heiligen Dreikönig hält, so ist es das ganze Jahr bestellt“. Auf grüne Weihnachten folgen weiße Ostern. Weihnachten naß, gibt leere Speicher und Faß. Ist die Christnacht hell und klar, folgt ein höchst gesegnet Jahr. Scheint am Stephanstag die Sonne, so gerät der Flachs zur Wonne. Was man in den Nächten der Zwölfen träumt, soll der Reihe nach in den zwölf Monaten des Jahres wahr werden. In den Zwölfen darf man nicht spinnen und nicht waschen.

Bei keinem Feste lassen sich so viele Reste altgermanischer Sitten und Gebräuche nachweisen, aber auch kein Fest ist so tief von dem deutschen Volksgemüt aufgenommen, von der deutschen Volksseele erfaßt und empfunden worden als Weihnachten. Wir stehen im fünften Kriegswinter, und Weihnachten erscheint abermals im bluti-

gen Kleid und dunklem Todeschatten. Dem Weihnachtsbaum fehlt Schmuck und Licht. Eins aber kann ihm nicht genommen werden, das grüne Gewand der Hoffnung. Mit diesem Symbol bekennen wir uns zu dem prophetischen Wort: „Ich bin wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden“. Und der Evangelist des alten Bundes verheißt: „Denn aller Krieg mit Ungestüm, und blutig Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehrt werden“. Wir harren der Stunde, da die weihnachtliche Botschaft „Friede auf Erden“ die Menschheit erneuert zu Gottes Wohlgefallen.



Weihnachts-Erwartung.

Die Tage werden immer kürzer,
Und immer dunkler, immer trüber.
So grau und farblos liegt die Erde
Die Wolken lasten schwer darüber.

Die Jahre werden immer kürzer,
Sie eilen hin mit Windeswehen
Der Jugend Glanz ist hingegangen,
Im Lebenskampfe heißt's zu stehen.

Da möcht' die Seel' wohl einmal zagen,
Sie dürstet heiß nach Freud' und Sonne!
Doch horch, es läuten hell die Glocken,
Verkündend nahe Weihnachtswonne.

O Weihenacht, nun sink' hernieder,
Nun brich herein du heil'ger Abend,
Mit deinem Glanz und deinem Scheine
Die kampfesmüde Seele labend.

O läutet, läutet Weihnachtsglocken,
Ihr Kindlein, singet Weihnachtslieder!
Und Himmelsklarheit, Himmelsfriede
Erfülle Herz und Sinne wieder!

Raimund Eberhard.

Weihnachtsglocken.

Weihnachtsglocken haben eigenen Klang,
Klingen hell und klar wie Kindersang,
Klingen so vertraut wie Muttermund,
Klingen bis auf tiefsten Herzensgrund.

Klingen durch die weite, weite Welt,
Wo die Liebe ihren Einzug hält,
Wo durchs Dunkel sich das hellste Licht,
Strahlend, rein, für alle Zeiten bricht.

Weihnachtsglocken haben eignen Klang,
Kehren nimmer sich an Stand und Rang,
Liebe macht die Menschen alle gleich,
Liebe bringet Freude Arm und Reich!

Weihnachtsglocken haben eignen Klang.
Machen frei von Alltags-Sorg und Zwang,
Tragen einen Hauch von Heimatglück,
Saubern uns die Jugendzeit zurück.

Unser Kinderglaube neu erwacht:
Christkind hat für Jeden was gebracht.
Und im Herzen ist ein tiefer Dank —
Weihnachtsglocken haben eignen Klang.

G. Wildt.



Am Silvesterabend.

Es ist Silvestertag, der letzte Tag des Jahres. Einsam und schweigend liegt die Heide, und dämmernd bricht der Abend herein. Wolken bedecken den Himmel, und nur fern, fern am Himmelsrande verglüht ein letzter Streifen Abendrot. Mit leisem Klagelaut fährt

der Wind über die Heide, und hin und wieder schreiet der Schrei eines Raubvogels durch die tiefe Einsamkeit.

Da kommen zwei Wanderer des Weges daher; schon von ferne hört man ihre Schritte, und der Laut ihrer Stimmen hallt weithin über die dämmernde Heide. Sie kommen aus der Stadt, wo sie Einkäufe machten, und kehren nun heim zu ihrem fernen Heidedorf. Schwer beladen schreiten sie dahin, mit mancherlei Packen und Päckchen auf dem Rücken, doch noch schwerer beladen ist ihr Herz, und ihr Gemüt zagt in tiefer Trauer. Ihre Gedanken sind ganz erfüllt von dem Kriege, und all ihr Sinnen ist hingegenommen von dem Elend und Jammer der Zeit. Der eine — ein alter Mann mit silberweißem Haar — hat zwei treffliche liebe Söhne im Felde verloren, dazu auch einen teuren jüngeren Bruder und mancherlei gute Freunde. Der andere — ein Mann in den besten Jahren — hat von seinem einzigen Sohne, der im Osten gegen den Feind steht, seit Wochen keine Kunde mehr, und ihn bangt sehr um das Leben seines geliebten Kindes. Da ist kein Haus, keine Hütte mehr im Dorf, wo nicht Trauer oder Sorge herrschte, und nun, wie sie eben aus der Stadt schritten, war ihnen ein Zug Verwundeter begegnet, die von der Bahn ins Lazarett geschafft wurden. So viele kräftige junge Männer, nun so verstümmelt, ja so elend und traurig anzusehen. Ach, es war ein rechter Jammer. Täglich standen in den Blättern Verlustlisten mit vielen, vielen Namen. Man wurde schier müde, sie zu lesen, oder auch nur die Namen zu zählen. Dazu berichteten die Zeitungen von den schrecklichen Verwüstungen, die die Russen im Osten und die Franzosen unten an der Grenze im Westen angerichtet hatten, und über das Elend, das nach den Kriegsberichten im feindlichen Lande auf den Schlachtfeldern und in deren Nähe herrschte, konnte einem schier das Herz brechen.

Warum nur ließ Gott all dies Elend geschehen, wo war seine Barmherzigkeit, wo seine Liebe und Güte? Wo auch war seine Gerechtigkeit? Warum mußten so viele unschuldig leiden? Gerade die Besten, die Edelsten, die Treuesten? Warum? Ja warum? Und womit hatten sie selbst Gottes Zorn verdient, daß Er ihnen so große Trübsal schickte? Hatten sie sich nicht unablässig bemüht, vor Ihm gerecht zu wandeln und Ihm die Ehre zu geben?

Und wie mochte es im kommenden Jahre werden, was mochte es bringen? Wohl hatten unsere Helden Siege erröthet über die Feinde, große Siege. Aber waren nicht der Feinde Scharen zu viele? Konnten wir ihnen auf die Dauer widerstehen? Waren doch schon so viele, viele Helden ins Grab gesunken, Tausende und Abertausende

verwundet und elend verstümmelt. Mußten wir nicht doch am Ende erliegen? Ja würde im neuen Jahr die Noth und der Jammer nicht noch hundertfältig größer werden, das Elend und die Trübsal tausendfältig schlimmer?

So fragten sie unablässig, und ihr Herz ward müde von all dem Fragen und wund von den Anstürmen des Zweifels, gegen die sie sich kaum noch zu wehren vermochten. Nirgends leuchtete ihnen Antwort, nirgends Trost und Rath.

Am Ende schwiegen sie und schritten in trübem Sinnen fürbaß. Schon war das Abendroth am Himmel erloschen, dunkle Nacht lagerte sich um sie her, und dunkler, immer dunkler ward ihr Gemüt. Wohl fanden sie trotz der Nacht den altgewohnten Weg durch die Heide zum heimatlichen Dorf, aber den Weg aus der Nacht ihrer Trübsal und dem Dunkel ihrer Zweifel fanden sie nimmer.

Da hörten sie plötzlich, wie sie einen Weg kreuzten, von ferne Schritte. So blieben sie einen Augenblick stehen und warteten, und schon tauchte aus den schwarzen Schatten der Nacht ein fremder Mann hervor, den sie noch nimmer gesehen. Der bot ihnen freundlich guten Abend und fragte sie nach dem Wege. Und da sie miteinander denselben Weg hatten, so sagten sie ihm Bescheid und baten ihn, sie zu begleiten.

Nun schritten sie denn alle drei durch die nächtliche Stille dahin, langsam mit tastenden Schritten, der Fremde in der Mitte und die beiden Wanderer ihm zur Seite. Schweigend und in Sinnen gingen sie einher, jeder seinen Gedanken hingegeben, lugten auch wohl einmal in die Ferne, um zu sehen, ob die Lichter des Dorfes noch nicht herübergrüßten, oder blickten hinauf zum Himmel, wo langsam die Wolken sich verzogen und freundlich Stern auf Stern aufblühte.

Am Ende brach der Fremde das Schweigen und fing an zu reden von der schweren Kriegszeit und von alledem, was sich in den letzten Monden begeben. Und da er so freundlich zu ihnen redete und so kluge Antwort gab, so wurden sie zutraulich und schütteten ihr Herz vor ihm aus, klagten ihm auch all ihre Zweifel und Nöthe. Er aber tröstete sie mit herzlichen Worten und sprach, als sie geendet, also:

Was seid ihr so traurig und so voll Zweifels, und was bekümmert ihr eure Seelen? Mußte nicht alles so kommen, wie Gott es nunmehr gefügt, auf daß allem Volke Heil wiedererfare, und Gottes Ehre kund werde allen Menschen? Wißet ihr nicht, daß Gott auch Noth und Tod, Elend und Jammer, Unrecht und Sünde zum Guten zu

wenden vermag, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen?

Sehet die Sterne am Himmel, wie sie ihre Bahnen ziehen, einem jeden weist Gott die rechte Straße und setzt ihm Ziel und Maß, und die Menschenkinder sollte er nicht rechte Wege führen zu ihrem Heile und zu seinem Ziele?

O ihr Toren, wie seid ihr so fleingläubig und so gar furchtsam!

Wisset, Gottes Gedanken sind nicht eure Gedanken und seine Wege nicht eure Wege, denn vor ihm sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen, und ein Tag ist hinwiederum wie tausend Jahre. Er sieht das Große und das Kleine und das Offenbare und das Verborgene. Er kennt das Vergangene und weiß das Zukünftige. Ohne seinen Willen geschieht nichts, und die Kraft seiner Hände wirkt an allen Orten. Kein Sperling fällt ohne ihn vom Dache und kein Haar vom Scheitel eures Hauptes ohne seinen Willen. Kein Wurm ist vor ihm zu geringe und kein Kaiser und König vor ihm zu groß und gewaltig. Er weiß wohl, was zum Besten dienet, und seine Gedanken sind nur Gedanken des Friedens. Er gedenket der Barmherzigkeit und führet alles wohl hinaus.

Mußte nicht der Gerechtigste unter den Menschentindern dort am Kreuze leiden und sterben, auf das alle Welt errettet würde und den Frieden gewönne? Und wir, die wir nicht gerecht sind und nicht ohne Sünde, womit haben wir es verdient, daß wir nicht leiden und nicht Not und Tod kosten? Die aber da draußen sterben und fallen, sie sterben und fallen für uns, für euch und auch für Weib und Kind und für unser ganzes Volk. Ihr Tod bringt Rettung für Viele und ihre Wunden Heil für alles Volk. Ja, alle Not hat Gott gesandt, daß wir uns wenden vom bösen Wege und unsere Herzen wieder zu Ihm kehren. So soll denn auch alle Traurigkeit in Freude verwandelt werden und alle Trübsal zu Frohlocken.

So sprießen denn Saaten des Heils aus den Gräbern der erschlagenen Helden, und Ströme des Segens fließen aus ihren Wunden. Oeffnet die Augen und sehet, wie die Liebe wächst aller Enden und der Wille zum Guten erstarkt allerorten. Ja, die Tränen, die da fließen, sind wie ein fruchtbarer Regen, der da nehet das dürre Land, und das Leid, das dahinschwebt über alle Fluren, ist wie der Tau am frühen Morgen, der da erquicket alle Geschöpfe.

Darum seid getrost und seid stille und harret des Herrn. Wirket und schaffet etwas Gutes und reget die Hände zu Gott wohlgefälligem Tun. Und über eine Weile werdet ihr sehen, wie die Herrlichkeit

des Herrn über euch aufgeht und allem Volke sein gnädiger Wille offenbar wird.

So trauet auf Ihn in Geduld und in Hoffnung und stellt Ihn die Anliegen eures Herzens anheim. Sein Wille geschehe. Er wird es wohlmachen.

Also sprach der Fremde mit gütiger Stimme, sie aber lauschten staunend, und es war ihnen, als wenn ihr Herz helle würde und eine große Zuversicht in ihre Brust einzöge. Der Fremdling aber sprach immer noch und deutete ihnen die Schrift, daß sie erkannten Gottes gnädigen, guten Willen und seine große Treue. Ueber die Heide herüber aber trug der Wind die Klänge der Glocken, erst leise, dann laut und immer lauter, von fern und nah, die riefen und lockten und lobten Gott mit ehernen Zungen.

So kamen sie allmählich zu dem heimatlichen Dorfe, und nun standen sie vor der Thür des Hauses, darinnen die beiden Wanderer wohnten. Da baten sie denn den Fremden, einzutreten und Herberge bei ihnen zu nehmen. Der aber antwortete: Meine Straße ist noch weit, weit in dieser Nacht, und ich muß eilen, Trost zu bereiten und Frieden zu verkünden. Gott aber sei mit euch und mit mir, seinem Diener! Indem er das aber sagte, leuchteten seine Augen wie mit himmlischen Glanz, und der Klang seiner Rede tönte laut und voll wie Harfenton.

Und ehe sie sichs versahen, wandte er sich von hinnen und entschwand ihren Blicken im Dunkel der Nacht.

Ihr Herz aber war voll Dank und voll Freude. Sie priesen und lobten Gott und bekanten mit einmütiger Stimme:

Befiehl' du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreu'sten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Raimund Eberhard.



Friede auf Erden!

O Menschenherz, was ist Dein Weh?
Es ist in der tiefen, unendlichen See
Der Schmerzen all eine Wellenspur, —
Ein Tropfen nur! —
Doch über dem schäumenden Wogenswall
Der herben, bitteren Leiden all, —
Auch über Dein Leid, —
Dem Tropfen in der Unendlichkeit —
Wird einst der Heiland die Hände strecken
Und wird eine große Stille wecken, —
Dann wird ein strahlender Sonnenschein, —
Ein tiefer, ewiger Friede sein. —
Was Engel sangen: „Friede auf Erden!“ —
Das wird dann selig vollendet werden.

W. Schulz.



Dat Fastmaken.

Tau Lügenhagen wir en Knecht,
Dei hadd sich up't Bespreken leggt.
Sin Nam, dei wir Friß Rugenklas
Un oftmals drew hei sinen Spaß,
Denn hei verstünn mang anner Saken.
Of Bird un Wagen fast t a u m a k e n.
Ja, wir't Gespann in vullen Draw,
Hei bed'te blot sin Formel af,
Bums stünnen Bird un Wagen fast,
Als wiren s' an den Bodden wassf.
Doch hadd hei de Remedi satt,

Fix murmelte hei dit un dat,
Denn löste sick de Zauberbann,
Un wider treckte dat Gespann.
„Ja“, säd hei denn, „de swarte Kunst
Is wirklich mihr as blagen Dunst“.
Doch einmal süll em dat mallüren.
Woans dat frigt ji nu tau hören. —

Mal plängte de infamte Racker
Sülwvurt den Winterroggenacker,
Dunn kem, von twee oll Mähren tagen,
Börbi en holtbepackten Wagen,
Un habenup set wollgemaud
De Fuhrmann unnern groten. Haut,
Un ahnte bi sin Pip Toback
Von Schelmstück nix un Schawernack.
Unf' Racker grippt sick an de Waden
Un seggt tau sine Kameraden:

„Dat dröppt sick prächtig. Upgepaßt,
In twee Minuten sitt hei fast“.

„Jh“, seggt Jehann Madaus, „wotau?
So lat den Fuhrmann doch in Rauh“.

„Dat mein ick ok“, seggt Jochen Jahn,
Wat hett de arme Kirl di dahn?“

„Ja, wes' vernünftig“, seggt Friß Höf,
„Wat sall de dämliche Spijök.“

Ich wull, du fregst wat in de Jact
För dinen dummen Schawernack“.

„Jh wat, ick dauh't“, seggt Rugenklas,

„Dat is doch blot man üm den Späß.“

Ji ward as gaude Kameraden
Mi säterlich doch nich verraden“.

Un sine Bügen höger treckt hei,
Un fix sin Zauberformel spreckt hei. —

Bohrhaftig, ja, de Wagen steiht,
As wenn en Späuk em hollen deiht,
Un ok de Mähren stahn so fast,
As wiren s' an den Bodden wass't.

De Fuhrmann nimmt de lange Swep:

„Wat makt ji Mähren hir för Knepe;
Na, täuwt, ick driw jug ut de Tüden“,

Un knallt de Pitsch ehr up den Rücken.
 Jedoch de Mähren bliwen stahn,
 Als wullen s' ni mihr wider gahn. —
 De Fuhrmann wir en klauen Mann,
 „Ah“, denkt hei, „so? dat is de Bann“.
 Seiickt heräwer nah den Acker:
 „Wer is de niederträcht'ge Racker?
 Wat fall de dämlich Zauberi?
 So gewt mi min Gespann doch fri“.
 Doch lachend röppt Friß Rugenklas:
 „Na, dat's en kapitalen Spaß!
 Wo denkst du hen? Wi sünd nich schuld,
 Ne, äuw di man in de Geduld.
 Dat is gewiß de Satansspäuf
 Dor in de grote, morsche Bäum“.
 „Ne“, schellt de anner, „du, du büßt
 De Racker, wenn du't weiten wist.
 Glik makst den Wagen los, du Hund,
 Süs ward di noch wat anners kund“.
 „Nanu“, schrigt Friß, „wo kümmt du mi?
 Ich frag den Diiwel nich nah di.
 För minetwegen sitt bet morgen,
 Ich mak üm di mi keine Sorgen“. —

De Fuhrmann denkt: Na, denn man tau,
 Du schrigst noch mihr as einmal au.
 Ich bün bewannert in jon'n Saken,
 Un will di lihr'n, mi fasttaumaken.

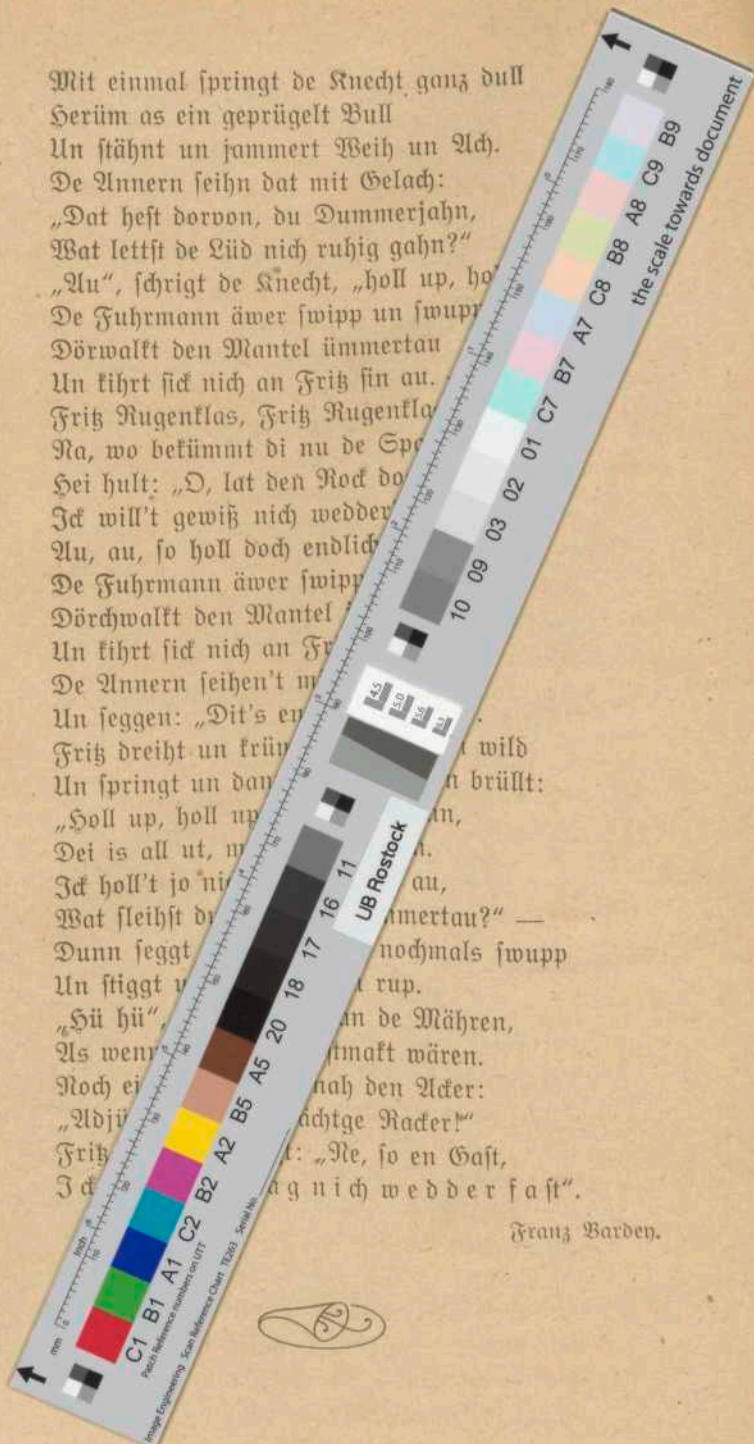
Sei stigg herun un geiht „hm, hm“,
 Bedachtsam üm dat Fuhrwerk rüm;
 Denn hängt hei sinen langen Rock
 Doran un nimmt den Pitschenstock
 Un ward den Mantel mächtig tageln,
 Dat Slog up Slog herunnehageln.
 Du denkst: Is denn de Kirl nich recht?
 De Mantel is doch nich de Knecht?
 Schön, leiwe Friünd, doch müßt du witen,
 Dat giwwt noch vele Heimlichkeiten,
 Wovon din dumm Verstand nichts ahnt,
 Dewil hei in en Däskopp wohnt. —

Mit einmal springt de Knecht ganz dull
 Herüm as ein geprügelt Bull
 Un stähnt un jammert Weih un Ach.
 De Annern seihn dat mit Gelach:
 „Dat hefst dorvon, du Dummerjahn,
 Wat leetst de Lüüd nich ruhig gahn?“
 „Au“, schrigt de Knecht, „holl up, holl up!“
 De Fuhrmann äwer swipp un swupp
 Dörwalfkt den Mantel ümmertau
 Un fihrt sich nich an Friß sin au. —
 Friß Rugenklas, Friß Rugenklas,
 Na, wo bekümmst di nu de Spaß?
 Sei hult: „O, lat den Rock doch rauhn,
 Ich will't gewiß nich wedderdauhn!
 Au, au, so holl doch endlich up!“
 De Fuhrmann äwer swipp un swupp
 Dörchwalfkt den Mantel ümmertau
 Un fihrt sich nich an Friß sin au.
 De Annern seihen't mit Gelach
 Un seggen: „Dit's en lust'gen Dag“.
 Friß dreiht un krümmt sich dull un wild
 Un springt un danzt un schrigt un brüllt:
 „Holl up, holl up, de Zauberbann,
 Dei is all ut, min leiwe Mann.
 Ich holl't jo nich mihr ut, au, au,
 Wat sleihst du denn noch ümmertau?“ —
 Dunn seggt de Fuhrmann nochmals swupp
 Un stigt up sinen Wagen rup.
 „Hü hü“, dunnt trecken an de Mähren,
 As wenn sei ni nich fastmakt wären.
 Noch einmal fickt hei nah den Acker:
 „Adjüs, du niederträchtge Racker!“
 Friß süwzt un seggt: „Ne, so en Gast,
 Ich mak mi d a g n i c h w e d d e r f a s t“.

Franz Barden.



Mit einmal springt de Knecht ganz dull
 Serüm as ein geprügelt Bull
 Un stähnt un jammert Weih un Ach.
 De Annern seihn dat mit Gelach:
 „Dat heft dorvon, du Dummerjahn,
 Wat lettst de Lüüd nich ruhig gahn?“
 „Au“, schrigt de Knecht, „holl up, ho
 De Fuhrmann äwer swipp un swupp
 Dörwalfkt den Mantel ümmertau
 Un tihrt sich nich an Friß sin au.
 Friß Rugentlas, Friß Rugentla
 Na, wo bekümmst di nu de Sp
 Sei hult: „O, lat den Rock do
 Ich will't gewiß nich wedder
 Au, au, so holl doch endlich
 De Fuhrmann äwer swipp
 Dörchwalfkt den Mantel
 Un tihrt sich nich an Fr
 De Annern seihen't m
 Un seggen: „Dit's en
 Friß dreiht un krümp
 Un springt un dan
 „Holl up, holl up
 Dei is all ut, m
 Ich holl't jo ni
 Wat sleihst di
 Dunn seggt
 Un stiggt u
 „Sü hü“
 Als wenn
 Noch ei
 „Abjü
 Friß
 Ich



Franz Barden.

